med. Pr. Knigge
4411 W

Ch. Gruber 181

übergetragen an S. Gruber 1831

<36612280380017

<36612280380017

Bayer. Staatsbibliothek

ored. Pr. Knigge

4411 W

Ch. Gruber 181

übergetragen an J. Gruber 183

<36612280380017

<36612280380017

Bayer. Staatsbibliothek

# Adolph Freiherr von Knigge

über den

# Umgang mit Menschen.

---

Im Auszuge für die Jugend,

mit einer

durchgängigen Beispielsammlung

von

J. G. Gruber.

Bayerische Staatsbibliothek München

---

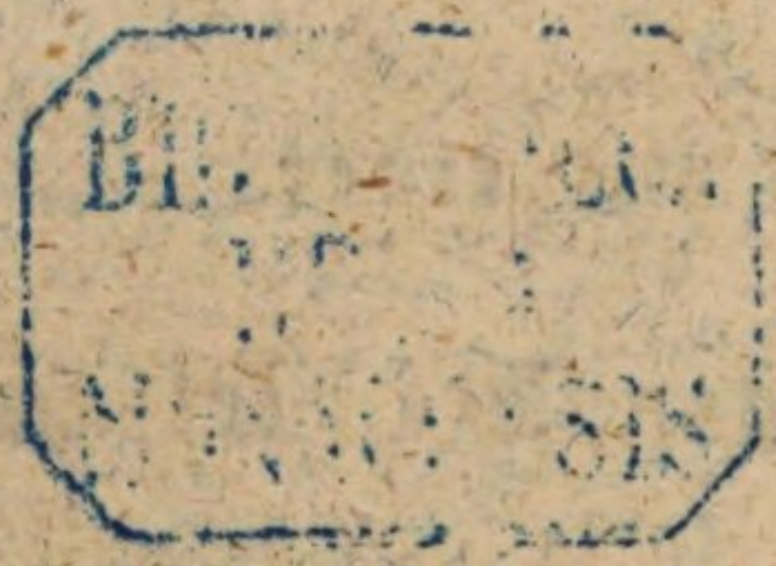
Zweiter Theil.

Enthält die pragmatische Anthropologie.

---

Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartknoch,
1803.

L. m. 3049



[illegible]

# Vorrede.

In diesem zweiten Bande liefere ich die versprochene pragmatische Anthropologie. Ich gebe sie bloß für einen Versuch, und weiß nur zuwohl, daß sie auch als solcher noch um Nachsicht zu bitten hat, die man mir aber, wenn man billig sein mag, aus zwei Gründen wohl gewähren dürfte; einmal, weil wir außer der Kantischen, die doch zum großen Theil noch psychologisch ist, noch keine andere der Art besitzen, und dann, weil man — wenn ich nicht zuviel mir schmeichle — finden wird, daß ich es weder an Fleiß noch an eignem Nachdenken habe mangeln lassen,

um etwas meinem Zweck entsprechendes zu liefern. Mein Zweck aber ist der, jungen Leuten, die in die Welt treten wollen, dadurch eine Anleitung zur Menschenkenntniß zu verschaffen, und diesen Umstand bitt' ich bei der Beurtheilung nicht aus den Augen zu setzen.

Was setzt aber mancher Beurtheiler nicht alles aus den Augen! Das Beispiel liegt mir sehr nahe an dem Beurtheiler des ersten Bandes dieses Werks in der N. A. D. Bibliotheck. Billigend und beifällig hatten von ihm gesprochen die Jenaische und Leipziger Lit. Zeitungen und Gutsmuths päd. Bibliothek, jener Rez. aber sprach nicht bloß wegwerfend, sondern höhnend sogar davon. Man erlaube mir, ein Paar Worte mit diesem vornehmen Herrn zu sprechen. Et tu, favè linguâ, Care!

Fr. Knigge's Buch ist verständlich genug.

Ich. Zugegeben: allein, lieber Herr, ist es wohl, so wie es da vor uns liegt, ein Werk für die Jugend? Haben Sie wohl schon je darüber nachgedacht, wie ein solches sein müßte? — Soll ich es Ihnen sagen? Mit Gunst, ich werde das nicht, denn wie könnt' ich armseliger Mensch mich unterfangen, Ihrer Weisheit eine Brille zu leihen! — Aber, — sagen Sie mir es doch! — Bitte, lieber Herr! Eleison!

Er. Es ist Spekulation, um eigne Fabrikwaare an den Mann zu bringen.

Ich. Sind Sie wohl ein ehrlicher, redlicher Mann, lieber Herr? — Wenn Sie es sind, werden Sie Gewissensbisse fühlen, denn als solcher dürften Sie schlechterdings nichts an-

ders,

bers, als fragen: Ist das, was der Vf. beigefügt hat, wahr und gut und zweckgemäß? — Sie schweigen ja davon ganz still! Wie kommt das?

Er. Der Vf. hat sich nicht entblödet, sich selbst unter den Schriftstellern mit aufzuführen, die er benutzt hat.

Ich. Ehrenschänder! Ich fordre dich auf, mir zu beweisen, daß das, was ich von mir anführe, dem Wahren und Guten entgegen sei. Wo nicht; so — schäme dich, wenn Du kannst.

Er. Der Vf. thut dem Hange zur Romanlektüre Vorschub.

Ich. Mit nichten, lieber Herr! Aber thun Sie mir den Gefallen, und beweisen Sie, daß ich ihn durch meinen Vorschlag nicht unschädlicher, ja nützlich sogar mache.

Er. Der Auszug wird so stark, als das ausgezogene Werk selbst.

Ich. Er wird stärker noch; was thut das? Soviel mußten Sie einsehen, wenn Sie auch noch so wenig einsähen, daß Wohlfeilheit nicht die Absicht des Verfassers sein konnte. Welcher denn? — Rathen Sie einmal! Finanzspekulation? Nun ja, das wäre in Ihrer Art, die Dinge anzusehen, aber ich versichre Ihnen, daß ich — gut machen wollte, was der Ehrwürdige Knigge, auf jeden Fall wider seinen Willen, hätte verderben können. Ob mir dies gelungen sei, oder nicht, das ist es einzig, worauf Sie sich einzulassen hätten. — Noch Eins. Haben Sie auch wohl überlegt, was es heiße: für einen gewissen Zweck, für eine bestimmte Menschenklasse einen mit Anwendungen versehenen Auszug

von

von etwas machen? Kann es dann nicht leicht treffen, daß gerade das Ausgezogene darin das Wenigste wäre? Sein müßte? Verstehen Sie mich? Wenn Sie eine Predigt halten wollten; so müßten Sie einen Text haben, dieser Text wäre ausgezogen aus der Bibel, alles müßte sich auf ihn beziehen: allein müßte er nicht nothwendig das Wenigste in der Predigt sein?

Er. Dem Vf. mag sein Gewissen sagen, ob er sich die Arbeit nicht leicht gemacht hat.

Ich. Mein Gewissen sagt mir: Ich hatte eine gute Absicht, wählte dazu nach bester Einsicht die Mittel, führte sie nach besten Kräften aus. Meine Vernunft zugleich sagt mir, mein Buch werde nützen, wenn man es nach meiner Vorschrift braucht. — Auf des Rez. Gewis-

wissen aber leg' ich die Frage: — Hast Du nicht weniger mein Buch angreifen wollen, als mich? Warum wimmelt Deine Rezension von Bitterkeiten gegen den Verfasser?

Er. Die Vorrede ist afterwitzig.

Ich. Hat sie Dich getroffen, da Du schreist? Armer Mann!

Er. Das Buch aber ist meistentheils gut geschrieben.

Ich. Es thut mir leid, Ihr Kompliment nicht ganz erwiedern zu können. Ihre Rez., muß ich gestehen, kann vielleicht auch gut geschrieben sein, aber — schlecht gedacht ist sie gewiß.

Nun hätt' ich noch eine Frage: Wie kommt's, daß Herr Nicolai Schriftsteller von Leuten rezensiren läßt, die mit einander an Einem Orte leben? — Aber wenn ich's frage: was hilfts? Ich muß

es schon diesem Rez. erlauben, mich — mit Koth zu werfen.

Als ich mein Werk bereits beendigt hatte, bekam ich Hrn. Dr. Beckers Populäre Anthropologie in die Hände. Sie wird, was das Psychologische betrifft, mit Nutzen gebraucht werden, und ich mache um so lieber darauf aufmerksam, da ich selbst hiebei nur kurz sein konnte.

Wünschen will ich, daß auch dieser Theil sich derselben guten Aufnahme erfreue, als der erste, und denselben Nutzen stifte, den jener, wie ich aus Erfahrung weiß, gestiftet hat.

Leipzig am 4. May.
1803.

J. G. Gruber.

---

Ueber

BIBLIOTECA
...
MEDIENSIS

Uiber den

# Werth und Nutzen der Menschenkenntniß für den Jüngling.

Sobald wir, aus dem Traume der Kindheit erwacht, die erste kindische Schüchternheit überwunden haben, überlassen wir uns willig dem süßen Naturtriebe, der uns zu unsers Gleichen hinzieht. Wir halten jedes menschliche Wesen unserer Freundschaft werth, und eilen mit liebevollem Zuvorkommen jedem Menschengesicht entgegen, das uns anzieht. Wir vermuthen sogleich in jedem Herzen, wo wir etwa auf eine einzelne gleichgestimmte Saite mit dem unsern treffen, vollständigen harmonischen Einklang. Wir theilen so gern jede

unserer kleinen Freuden mit denen, die uns werth sind, und selbst unsre Leiden verwandeln sich in Wonne, wenn wir sie an dem Busen unserer Theuern ausweinen können. Frei von Vorurtheilen, die wir noch nicht kennen, erhaben über die Konvenienz, die wir als das Erbtheil kleiner Geister verachten, noch nie von der Natter des Argwohns vergiftet, tragen wir unser sorgloses Herz auf der Zunge. Wir geben uns allen, die uns lieb sind, so ganz und so willig hin: unbekannt mit den Gefahren, worein uns ein unvorsichtiges Zutrauen stürzen kann, lassen wir, selbst nicht einmal durch Uiberlegung gestört, unserm wohlwollenden Herzen freien Lauf, und suchen unser ganzes Glück in dem Herzen unserer Freunde, und selbst Elysiums Wonne würde ohne ihren Mitgenuß für uns nichts wünschenswerthes haben. So genießen wir in einem seligen Taumel die entzückendsten Freuden dieses Lebens, jene Seligkeiten, die Unschuld und Liebe gewähren, die, einmal entflohn, unwiederbringlich verloren sind, die weder Klagen

gen noch Thränen zurückrufen, und die kein Gott uns wiedergeben kann.

Beglückter Traum, der, längst verschwunden,
Noch durch Erinnrung glücklich macht! — —
Wo seid ihr hin, ihr unbereuten Stunden,
Du Blüthe der Empfindsamkeit,
Um die wir jene goldne Zeit
Schuldloser Unerfahrenheit
Und unbesorgter Sicherheit
Und wesenloser Lust und wesenloser Leiden
Mit aller ihrer Eitelkeit
In weisern Tagen oft beneiden!

Schnell wie der Traum einer Sommernacht verfliegt dieser selige Rausch, und nun verändert sich plötzlich die Scene. Wir treten mit zu erhabenen Ideen von Menschenvollkommenheit, mit übertriebenen Begriffen von unserm selbsteignen Werth, mit überspannten Vorstellungen von der Giltigkeit unserer Ansprüche, mit einem schwärmerischen Enthusiasmus für alles Gute, Große und Schöne, auf

den Schauplatz der großen Welt. Bis dahin haben wir nur genossen, nun reift unsere Thatkraft, wir wollen jetzt handeln. Wir machen große und kühne Entwürfe, und unbekannt mit den Schwierigkeiten, die alle unsere Vorgänger abgekühlt haben, fodern wir selbst von denen Unterstützung, deren Plane wir mit den unsrigen durchkreuzen, und allmählig fühlen wir uns mit allen, die uns nahe stehn, in drückenden peinlichen Verhältnissen. Unsre Fehler werden uns als Verbrechen, unsre Schwachheiten als Laster angerechnet, aus unserm Freimuth und aus unsrer Offenheit dreht man uns Fallstricke. Unsere Jugendfreunde, von der Hand des Schicksals auf entlegene Bahnen hingeworfen, oder durch spätere Bildung verändert, erkalten allmählig. Wir vertrauen unsre wichtigsten Geheimnisse unbesonnen an Treulose, die sie an den meistbietenden verkaufen, und selbst von denen sehn wir uns oft verrathen, die wir über alles liebten, für die wir mit Freuden alles aufgeopfert hätten. Nun ist uns, als erwachten wir aus

einem

einem lustigen Traume in einer öden Wüste, wo reißende Thiere um uns her nach unserm Blute brüllen, und Schlangen unter jedem Fußtritte zischen. Wir sind allein, in der ganzen Welt allein, und vergebens forscht unser spähendes Auge nach einer Menschenspur. Das Schrecklichste aber in dieser martervollen Lage liegt darin, daß alle diese Ungeheuer, die wir zu erblicken glauben, in jener himmlischen Gestalt erscheinen, welche wir bis dahin noch nie ohne Tugend und Wohlwollen hatten denken können. Alle Bitterkeiten dieses Lebens sind nichts gegen die Qualen, die dann auf den gefühlvollen Menschen losstürmen. Er sammelt täglich neue Erfahrungen ein, die ihm die Bösartigkeit seines Geschlechts zu beweisen scheinen; aber er hofft immer noch zu irren; er möchte die Menschen hassen, und fühlt für sie die innigste Liebe; er möchte sie anklagen, aber er muß sie bedauern; er möchte sie verfolgen, aber er fühlt sich gedrungen, ihnen wohlzuthun; er möchte die menschliche Natur verabscheuen, und empfindet für sie

eine geheime Ehrfurcht; er schmäht auf die Menschen, und sehnt sich immer noch nach ihrer Liebe: so sehr sie ihn beleidigen mögen, so erlischt doch niemals in seinem Herzen die Hoffnung, sie noch zu gewinnen. Alle seine Leiden werden ihm dreifach schwer durch den Gedanken, daß Menschen sie ihm verursachen, — Menschen, die er so gerne lieben möchte, und die ihn verkennen. So verirrt sich der Mensch von Empfindung in dem Labirinthe seiner ersten Erfahrungen, und nichts kann seine Glückseligkeit retten, wenn nicht die Menschenkunde ihm wohlthätig den Faden der Ariadne in die Hand giebt.

Guter und großer Rousseau, wie könnte ich mich enthalten, hier deinem Andenken eine Thräne des Mitleids zu weihen! Wenn ich die Qualen dir nachempfinde, die dich foltern mußten, ehe dein gefühlvolles Herz von jener warmen innigen Liebe, womit es unser ganzes Geschlecht umfaßte, bis zum Menschenhasse verstimmt ward; wenn ich alle die Mar-

tern mit dir fühle, an denen es schon früher verblutet wäre, wenn du nicht den Ausweg dir bereitet hättest, dich mit der Menschheit auf Kosten der Menschen zu versöhnen — o, der muß kein Menschengefühl haben, der bei der Größe deiner Leiden nicht vor Wehmuth zerfließen möchte! —

Ein großes und ein empfindsames Herz ist das edelste Geschenk der Gottheit, und doch ist nichts für seinen Besitzer so gefährlich. Ist es zu warm; so kennt es kein Mittelgefühl zwischen Liebe und Haß, haßt alle, die es nicht lieben kann: ist es zu groß, und will sein ganzes Geschlecht unter eine einzige Empfindung zusammenfassen; so muß es alle hassen, denn nicht alle sind liebenswürdig. Die ersten Erfahrungen über den Menschen verwandeln also für die besten unter uns jene Reizbarkeit des Herzens, die eine unversiegbare Quelle der Freude für sie sein sollte, in eine bittere Quelle ununterbrochner Qual, ihr edelster Vorzug raubt ihnen jede Glückse-

lig-

ligkeit des Lebens, sie sind um so bedauerns-
würdiger, je mehr sie die höchste Glückselig-
keit verdienen; aber nichts kann ihnen zu
ihrem Rechte verhelfen, außer einer Kenntniß
des Menschen, die genauer und weniger ein-
seitig ist, als jene, aus welcher so viele Leiden
über sie herströmen.

Wen die Natur aus weniger weichem Thon
geformt hat, läuft freilich nicht so leicht Ge-
fahr, durch seine ersten Erfahrungen von den
Fehlern der Menschen seine ganze Glückselig-
keit zu verscherzen; wenn aber gleich seine Ge-
fahr nicht die nämliche ist, so ist sie darum
noch um nichts geringer. Mögen jene großen
Unglücklichen auch das Gebäude ihres Glückes
einstürzen sehen; sie stehn noch unerschütterlich
fest auf seinen Trümmern. Je mehr sie lei-
den, um desto lebhafter fühlen sie das stärken-
de Bewußtsein, ihre Leiden nicht verdient zu
haben, und wenn einst ihr guter Genius den
düstern Schleier von ihren Augen reißt, durch
den die Thaten ihrer Brüder alle geschwärzt
erschie-

erschienen; so hört ihr Unglück mit ihrer Blindheit auf, denn sie finden sich in einer Welt wieder, die sie lieben können. Sollte sie diese unselige Verblendung auch sogar bis über die Grenzen dieses Lebens hinaus begleiten; so ist auch dann noch nicht alle Hofnung verloren. Wir sind überzeugt, daß bei einer Fortdauer ihres Daseins gewiß ihr trauriger Wahn, und mit ihm das einzige Hinderniß ihrer Beseligung schwinden muß, und daß sie dann tausendfachen Ersatz für alle die Qualen erwarten können, die ihnen hier eine fehlgeleitete Herzensgüte erschuf. Der Mann von kälterm Herzen wird durch seine frühern Erfahrungen von dieser Art wenig irre werden, er wird vielleicht weniger Gefahr laufen, seine Glückseligkeit durch sie zerstört zu sehen; allein nur gar zu leicht können sie ihn veranlassen, sie selbst auf immer zu untergraben. Frühe schon hörte er die allgemeine Klage, daß Täuschung und Betrug die Regierer der Welt sind, er bezweifelte das zwar, aber nicht sowohl weil sein Herz sich laut dagegen empörte, als viel-

mehr aus Mangel an eignen Erfahrungen. Diese Erfahrungen treffen unausbleiblich, früher oder später, auf das Haupt jedes Erdensohns, und ihr Gewicht ist desto mächtiger in einem Herzen, das nur schwache sympathetische Neigungen fühlt, die von den eigennützigen Trieben weit überwogen werden. Jetzt glaubt er das allgemeine Gesetz aller menschlichen Angelegenheiten entdeckt zu haben: Bosheit und List siegen über Rechtschaffenheit und Einfalt. Er hält die Tugend, wo sie ihm auch erscheint, für Maske oder für Dummheit: er sieht das Glück für den rechtmäßigen Lohn der Klugheit an, und glaubt, der größere Haufen der Menschen sei nur dazu geschaffen, daß die Klügeren von ihrer Unerfahrenheit Vortheil ziehen können. Sich unter dieses Gesetz zu schmiegen, das hält er nicht für widernatürlich, denn er hält es für allgemein; noch für schändlich, denn es scheint ihm auf billigen Gründen zu beruhn, da es den Thoren zum Leiden und den Klugen zum Genusse bestimmt. Er wird also ein Böse-

wicht,

wicht, weil er den Glauben an Tugend verloren hat: er bringt der Tugend gleisnerische Opfer, wenn er ihrer Glorie bedarf, um ungestraft an den Tafeln des Lasters zu schwelgen: er verräth Vaterland, Freunde, Tugend und Wahrheit, um seine Begierden zu befriedigen: er ist verblendet genug, sich für einen ächten Weisen zu halten, indem er unbesonnen mit Riesenschritten in sein Verderben eilt.

Die ersten widrigen Erfahrungen über den Menschen sind also die fürchterliche Klippe, an welcher oft unser ganzes Glück und eben so oft unsre Tugend scheitert, und nichts kann uns hier vor einem schrecklichen Schiffbruche sichern, wenn nicht das wohlthätige Gestirn der Menschenkunde mitleidig unsere Bahn bestrahlt.

Die Menschenkenntniß zerstört freilich jene Ideale von Menschenvollkommenheit, womit wir gewöhnlich in die Welt hineintreten; aber

sie

sie zerstört noch nicht zugleich unsere Ruhe, wenn sie unsere Hofnungen etwas herabstimmt: im Gegentheil sie allein kann sie uns wiedergeben, wenn getäuschte Erwartungen sie geraubt haben. Sie lehrt uns, daß die menschlichen Fehler weit seltener aus Bösartigkeit als aus Schwachheit entspringen, daß vielleicht kaum ein jedes Jahrhundert einen einzigen eigentlichen Bösewicht hervorbringt, der am Bösen selbst inniges Behagen fände, daß alle Menschen, auch die Besten nicht ausgenommen, ihre Schwächen haben, daß schlechterdings keiner davon völlig frei sein kann, und vorzüglich daß wir selbst eben so vielen und eben so großen Fehlern unterworfen sind, als unsre Nachbarn, daß eine allgemeine Duldung für uns eben so vortheilhaft sein würde, als für die meisten der übrigen, und daß wir selbst sie gegen andre üben müssen, wenn wir für uns darauf Anspruch machen wollen. Die Selbstkenntniß, die durch die Kenntniß Anderer so viel gewinnt, zeigt uns, wie unbehaglich wir uns in einer Welt von

fehlerfreien Menschen befinden müßten, wo wir, unendlich weit unter allen, mit denen wir umgehen könnten, bei jeder That um Duldung flehen müßten, ohne alle Möglichkeit, sie jemals erwiedern zu können. Die Demüthigung, die uns immerdar in so einer Lage quälen müßte, wird uns in einer Welt erspart, wo wir in jedem Augenblicke Gelegenheit haben, durch Geduld mit fremden Schwächen Nachsicht gegen die unsrigen zu verdienen, und die menschlichsten unter allen Tugenden im hellsten Lichte zu zeigen. So lehrt uns die Menschenkenntniß die Fehler der Menschen dulden, und fehlerhafte Menschen sogar liebenswürdig finden. Ohne Menschenkenntniß giebt es überall keine Menschenliebe; denn wie sollte man die Menschen lieben können, wenn man sie nicht kennt, oder wie sollte man gewiß sein, daß diese Liebe nicht die Tochter unsrer Laune und unsers Temperaments sei, die mit jeder Veränderung in uns verschwinden kann, wenn diese Liebe nicht auf festen Grundsätzen ruht, die wir bloß aus

der

der Kenntniß des Menschen hernehmen kön-
nen? Wenn nun Menschenliebe der Inbegrif
aller Tugenden ist, o wie wichtig müssen uns
nicht dann die Kenntnisse sein, auf welche
allein sie sicher gegründet werden kann! Wel-
chen Werth muß nicht die Menschenkenntniß
in unsern Augen erhalten, wenn sie die Mut-
ter unsrer Menschenliebe und die Mutter unse-
rer ganzen Tugend ist.

---

Nicht genug, daß derjenige seine Tugend
auf Sand gebaut hat, der sich rühmt die
Menschen zu lieben, ohne sie zu kennen;
er wird nicht einmal genau wissen, was die-
se Tugend sei, deren er sich rühmt, wenn er
nicht diejenigen kennt, gegen die er sie üben
soll. Diese Kenntniß erst bestimmt ihm seine
Pflichten und ihren Umfang, und lehrt ihn
seinen guten Willen mit Weisheit verbinden,
damit er nicht brenne, wo er wärmen, und
nicht vergifte, wo er heilen will. Durch sie

lernt er die ungerechten Forderungen der Menschen von ihren Rechten unterscheiden, und widersetzt sich jenen eben so standhaft, als er diese verehrt und muthig vertheidigt. Unter ihrem Beistande befreit der Wohlthäter seines Geschlechts die Menschheit von jeder Fessel, worein irgend ein Despotismus sie schmiedete: mit ihren Waffen besiegt er die Vorurtheile, durch welche Lüge und Tirannei ihre Grenzen vertheidigen: an ihrer Hand leitet er seine Brüder um einen Schritt näher zu jenem hohen Ideal von Menschenglückseligkeit, dessen entzückender Traum in allen Jahrhunderten das Labsal der Weisen war. Ja, der Vervollkommnerung der Menschenkenntniß verdankt unser Geschlecht größtentheils die Fortschritte aus dem Stande der Barberei und des Elends bis zur glücklichsten Kultur: sie ist der Herkules, der stark und glücklich die Ungeheuer bekämpft, welche die Erde verwüsten und die Menschheit entehren.

---

Wohin wir auch streben mögen, allenthalben begegnen uns Menschen auf unserer Bahn, und es kann uns unmöglich gleichgiltig sein, ob sie uns feindselig in den Weg treten, und unsre Fortschritte hindern, oder ob sie uns freundschaftlich die Hand reichen, und uns bei den Beschwerlichkeiten unserer Laufbahn unterstützen. Niemand kann sich rühmen, ohne den Beistand seiner Mitmenschen das Ziel seines Bestrebens erreicht zu haben, und selbst derjenige, der schon am Ziele ruht, muß immer noch fürchten, daß seine Nachbarn ihn wieder zurück drängen, oder daß sie den Boden untergraben, auf dem er steht, und daß er, so um den Lohn aller seiner Bemühungen gebracht, und von neuem in den weiten Ocean zurückgeschlagen, der Gefahr wieder ausgesetzt werde, jämmerlichen Schiffbruch zu leiden. Gesetzt auch, es könnte einen Einzigen geben, dessen Loos so erhaben über die Angriffe seiner Mitmenschen wäre, daß er gar nichts von ihnen zu fürchten hätte: wird auch dieser sich glücklich preißen können, wenn er an seinem

Ziele

Ziele ganz allein steht, wenn er keinem gleichfühlenden Herzen die Fülle seiner angenehmen Empfindungen mittheilen kann, und auf immer allen jenen süßen Gefühlen entsagen muß, die uns jeden Genuß unsers Daseins verdoppeln? Wohin wir also auf immer unsern Lauf richten, oder wohin wir von den Orkanen des Schicksals verschlagen werden mögen, immer bleibt die Zuneigung unserer Reisegefährten für uns ein hauptsächliches Bedürfniß, und von ihr hängt meistens der ganze Erfolg unserer Wanderschaft ab. Nicht allein das ist von der größten Wichtigkeit, was sie für oder wider uns unternehmen, sondern auch das sogar, was sie über uns denken; denn oft kann uns ein nachtheiliges Urtheil mehr schaden, als eine feindselige That.

Je mehr nun darauf ankommt, was für Gesinnungen die Gefährten unseres Weges gegen uns hegen, um desto willkommener muß uns eine Führerin sein, unter deren Lei-

tung allein unsre Schritte gegen andre sicher sein können, indem sie uns mit ihren wahren Gesinnungen bekannt macht; und diese Führerin ist die Menschenkenntniß. Man braucht eben nicht lange unter den Menschen gelebt zu haben, um die Bemerkung zu machen, daß die Welt eine große Redoute ist, wo ein jeder in einer fremden Gestalt erscheint. Einige verstellen so sehr ihren Wuchs und ihr Gesicht, daß auch kein einziger von ihren eigenthümlichen Zügen sie kenntlich machen kann: andere verhüllen bloß das Gesicht, andere tragen nur halbe Masken: noch andere maskiren nur einzelne Theile, und selbst unter den Masken sind die meisten noch geschminkt. Anfangs befremdet uns diese Vermummung, wir glauben sicher einen Weisen gefunden zu haben, wenn uns ein weißer Bart entgegen glänzt; einen Menschenfreund, wenn uns liebetönende Sentenzen entgegen tönen; einen Rechtschaffenen, wenn wir Schmähungen auf die Unredlichkeit unsers Zeitalters hören; bis wir dann und wann Gele-

gen-

genheit haben, zu unserm großen Erstaunen manche von diesen schönen Figuren ohne Maske zu sehen; wo sie sich denn ganz anders ausnehmen, als wir sie in ihrer Vermummung vermuthen konnten. Die größte Schwierigkeit liegt noch darin, daß die meisten noch hinter einer Maske stecken, wenn wir glauben, daß sie diese ganze Vermummung längst abgelegt haben, und — was noch weit ärger ist — daß die Masken alle Augenblicke gewechselt werden, und daß einerlei Person gegen jeden ihrer Nachbarn unter einer andern Gestalt erscheint, und selbst diese noch von Zeit zu Zeit verändert. Unmöglich können wir uns durch alle diese Mummereien hindurch finden, wenn uns nicht die Menschenkenntniß ihr magisches Sehrohr borgt, vor welchem jede Maske durchsichtig erscheint, und jeden ihrer Besitzer in seiner eigenthümlichen Gestalt zeigt. Wenn wir mit dieser unsre Augen bewafnen; so erblicken wir oft an dem Boden eines goldenen Bechers das verborgene Gift, und unter der lieblich duftenden Rose der

Freundschaft oft die heimtückische Schlange der Bosheit, die unserm Leben nachstellt. Vor ihrem Strahl zerfließt die Glorie, womit sich der Heuchler den Schein eines Heiligen gab, eben so schnell als der Nimbus, hinter welchem die Dummheit oft ihre Schwäche verbirgt, und dadurch zerstreuet sie die Gefahren, die uns sonst bei jedem Schritt auf unserm Wege drohen.

Indem sie uns auf diese Weise den Mann von seiner Maske unterscheiden lehrt, und uns einen tiefen Blick in die Schwächen seines Verstandes, und in die geheimsten Falten seines Herzens erlaubt; so giebt sie uns zugleich die sichersten Vorschriften, wie wir einen jeden zu behandeln haben, wenn wir nicht durch Unvorsichtigkeit unsre Ruhe oder unser Glück aufs Spiel setzen wollen. Im Ganzen genommen sind die Menschen gut, und es ist bloß unsre Schuld, wenn wir nicht von ihren guten Seiten Vortheil zu ziehen wissen, ohne die Opfer ihrer Schwachheiten zu werden.

Wer hat uns denn gesagt, daß wir bei einem Manne, der mit allen Talenten eines guten Gesellschafters geziert ist, zugleich die Vertraulichkeit, die Wärme und die Aufopferungen der Freundschaft erwarten, oder von dem, der uns mit Scharfsinn und Freiheit einen vortreflichen Plan entwirft, auch Thatkraft, Standhaftigkeit und Gewandheit bei der Ausführung desselben fordern können? Wir bedürfen Menschen von mancherlei Art, um das Gebäude unsers Glücks aufführen zu können, und die ganze Kunst besteht darin, einen jeden zu dem Geschäft zu bestimmen, wozu er von der Natur mit den Erfordernissen ausgerüstet ist. Verschiedene Menschen müssen wir wählen zu unsern Rathgebern, zu unsern Vertrauten, zu unsern Freunden, zu den Theilnehmern unserer Geschäfte, unserer Vergnügungen und unserer Gefahren. Jeder von uns ist der Direktor von der Tragikomödie seines Lebens, und meistentheils hängt sein ganzes Schicksal davon ab, wie glücklich er die übrigen Rollen des Schauspiels zu besetzen weiß:

weiß: auch dazu muß er alle seine Mitspieler genau genug kennen, um vorherzusehn, in was für Rollen sie glänzen, und welche sie verhunzen werden. Bedauernswürdig ist das Loos derer, die nur von der Hand des blinden Zufalls ihre Freunde annehmen, und sich also stets in der Gefahr befinden, das ganze Glück ihres Lebens zu verlieren: wer aber, den Vorschriften einer vernünftigen Menschenkenntniß gehorsam, die Gaben hat, den Fehlern seiner Mitmenschen auszuweichen, indem er sich in solche Verhältnisse gegen sie stellt, wo sie ihnen wenig oder gar nicht zur Last fallen, wird unvergällt den ganzen Freudenbecher leeren, den uns die Glückseligkeit darreicht.

Mögen wir aber auch noch so gut die Fähigkeiten Anderer durchschauet, und noch so scharfsinnig die Verhältnisse gegen uns berechnet haben, die wir ihnen zu unserm Vortheile anweisen wollen; so kann uns doch diese Kenntniß an und für sich, so schätzbar sie auch ist, nur geringen Vortheil bringen, so lange

es

es von dem freien Willen Anderer abhängt, ob sie sich auch in diese Verhältnisse fügen wollen, welche wir ihnen bestimmt hatten. Die große Kunst, Menschen zu lenken, ist der wahre Stein der Weisen für ihren Besitzer, und ohne sie werden oft die glänzendsten Vorzüge uns unnütz oder gar nachtheilig. Was hätte es dem Kolumbus gefrommt, daß sein Genie über die bekannten Grenzen der Erde hinaus zur Entdeckung einer neuen Welt den kühnen Flug wagte? Wozu hätte ihm der Heldenmuth genützt, womit er es unternahm, durch eine Farth, die über alles, was man bis dahin gewagt hatte, unendlich erhaben war, seine Theorie beweisen zu wollen? Wie unnütz wäre ihm jene Stärke des Geistes gewesen, womit er gegen die unsäglichen Schwierigkeiten ausdauerte, welche ihm die Unwissenheit seines Jahrhunderts, die Vorurtheile seiner Zeitgenossen, der Neid aller Kleingeister, die Kurzsichtigkeit der Regenten und die Kabalen der Höfe in den Weg legten; wenn er nicht die Geschicklichkeit besessen

hätte,

hätte, die wilden Gemüther seiner Gefährten auf der Reise zu besänftigen, welche, erstaunt, über ein Unternehmen, das ihre eingeschränkten Seelen nicht fassen konnten, bei der Aussicht auf die geringste Gefahr für Tollkühnheit ausschrieen, was die erhabenste Größe war, die bei der Neuheit der Scene, allenthalben, wo gar nichts zu besorgen war, Schrecknisse und Gefahren erträumten; die sich für unschuldige Schlachtopfer von der unsinnigen Vermessenheit eines windigen Abentheurers ansahn, und die deswegen, da sich die Fahrt über ihre Erwartung in die Länge zog, in lautes Murren ausbrachen, bald ihren Anführer mit Gewalt zur Rückreise zwingen wollten, und bald sogar Meutereien gegen sein Leben unternahmen? Hätte nicht Kolumbus alle Früchte seines großen Entwurfs, allen Lohn seiner Jahrelangen Geduld, allen Ruhm, der jetzt seinen Namen bei der Nachwelt krönt, auf immer verloren, wenn er nicht, als Meister in der Kunst die Herzen zu lenken, Herablassung mit der Be-

haup-

hauptung seines Ansehens, Liebkosungen mit Strenge, Nachgiebigkeit mit Ausdaurung, und Wahrheit mit List so geschickt zu verbinden gewußt hätte, daß niemand es vermochte, ihm zu widerstehn; und wenn er nicht unter steter Lebensgefahr immer Gegenwart des Geistes genug behalten hätte, seine unruhigen Gefährten so lange durch sein kluges Betragen hinzuhalten, bis er glücklich das Ziel seiner Reise erreichte? Was hätte ihn nachmals retten können, da er von einem Regenten, für den er eine Welt entdeckt hatte, mit Undank belohnt, von einem Statthalter, der nur durch die unbilligsten Kränkungen der Rechte Kolumbens seine Stelle erhalten hatte, allen Schrecknissen eines jammervollen Schifbruchs Preiß gegeben, auch noch von den Wilden, deren menschenfreundliches Herz ihn so lange vor dem Hungertode gesichert hatte, verlassen werden sollte; wenn ihn nicht seine Kenntniß des menschlichen Herzens den Kunstgriff gelehrt hätte, die Unwissenheit dieser rohen Kinder der Natur und ihren

Aberglauben zu benutzen, und durch die Vorhersagung einer nahen Mondsverfinsterung den Wahn bei ihnen zu erneuern, daß die Spanier höhere Wesen wären, welchen das freche Betragen seiner Gefährten, die sich in dieser Noth, um das Maas des Elends zu füllen, gegen ihn empörten, schon größtentheils ausgelöscht hatte? Wodurch erwarben sich die größten Männer der Vorzeit den Ruhm, womit ihre Namen in den Jahrbüchern der Geschichte strahlen? Was hat Perikles, Alcibiades, Demosthenes, Cicero und alle große Volksführer der Griechen und Römer, was hat in den neuern Zeiten alle vortreflichen Helden und Staatsmänner unsterblich gemacht? War es nicht jene Geschicklichkeit, die Herzen zu gewinnen, wodurch sie den großen Haufen lenken konnten, wie der Wind mit den Wogen des Meeres spielt? War es nicht jenes Uibergewicht, das die Morgengabe der Natur an ihre Lieblinge ist, und das jeder selbstständige größere Geist über die kleinen hat?

Wie heißt aber der Zauberstab, durch den die größern Männer jedes Zeitalters die Herzen von Tausenden lenken, sie auf ihren Wink zur Freude oder zum Kummer, zur raschen That oder zur Unterlassung der vorgesetzten stimmen? — Menschenkenntniß heißt er. Sie war immer mehr oder weniger die Leiter, auf welcher jeder große thatenreiche Mann über sein Jahrhundert empor stieg.

---

---

Schrei-

# Schreiben an Eduard.

Eben war ich im Begriff, beiliegende Fragmente über Werth und Nutzen der Menschenkenntniß an dich, geliebter Eduard, abzusenden, als ich deinen erfreulichen Brief erhielt. Du hast also meine Weisungen benutzt, eifrig den Umgang mit dir selbst gesucht, den Blick öfter nach innen als nach außen gelenkt, die Bearbeitung deines Tagebuchs als ein wichtiges ernstes Geschäft betrieben? Warum sollte ich dir nicht offenherzig bekennen, Eduard, daß

ich

ich dies mit Zuverläßigkeit von dir erwartete, da ich weiß, daß du das Gute mit warmer Liebe umfassest. Gerade in dieser Erwartung aber liegt der Grund, warum ich beiliegende Fragmente an dich zu senden beschloß. Ich las neulich folgende Stelle:

„Von der Selbstkenntniß geht alle Menschenkenntniß aus, und zu ihr führt alle Menschenbetrachtung zurück. Es giebt für den Menschenforscher keinen gewissern Leitfaden, als einen tiefen Blick in sein eignes Herz; aber der geringfügige Umstand, daß dies Herz, wohin er blickt, sein eignes Herz ist, verschiebt ihm gar oft den rechten Gesichtspunkt, auf welchen beim Sehen doch so gar viel ankommt. Wie könnten wir von unserm eignen Herzen den argen Gedanken fassen, daß es sich schlau vor unserm Forschen zu verbergen weiß, und daß es uns täglich hinterlistige Fallen stellt! In dem festen Glauben, daß wir mit vollem Recht von unserm lieben Selbst

nichts

nichts als eitel Gutes zu denken haben, wan-
deln wir immer fort in einer süßen Verblen-
dung, um desto zufriedner mit dem vermein-
ten Reichthum unserer Selbstkenntniß, je
mehr die feine Betrügerin Eigenliebe unsre
Schätze mit falscher Münze vermischt hat.
Nur dann erst, wenn uns eigne und fremde
Erfahrungen, und vorzüglich, wenn uns Col-
lisionen mit andern die unangenehme Wahr-
heit aufgedrungen haben, daß das Menschen-
geschlecht aus keinen Halbgöttern bestehen
kann — dann erst machen wir voll Mißtrauen
gegen die Menschheit einen Versuch, jede
menschliche Handlung aus einer unreinen
Quelle herzuleiten, und zu unserm Erstaunen
gelingt uns dieser Versuch über alle Erwar-
tung. Dies Erstaunen ist aber nur die Vor-
bereitung zu einem weit größern. Dies Miß-
trauen gegen die Menschheit dehnt sich zuletzt,
so sehr sich auch die Eigenliebe aus allen Kräf-
ten dagegen sträubt, bis auf unser eignes
Selbst aus: und wie soll ich das quälende

Ge-

Gemisch widriger Empfindungen beschreiben, wovon unser Herz ergriffen wird, wenn wir in seinen Tiefen eben die Fehler, eben den Eigennutz, eben die Schwächen ansichtig werden, die wir so oft und so strenge an unsern Brüdern verdammten! So wird es also nur durch eine langwierige Betrachtung Anderer uns möglich, die verborgnen Winkel unsers Herzens zu durchspähn, und zuletzt eine Unparteilichkeit gegen uns selbst zu behaupten, wozu wir ohne Erfahrung an fremden Fehlern nimmer gelangt sein würden."

„Nicht genug aber, daß die Kenntniß anderer Menschen von unserm Innern die Schminke abwäscht, womit uns die Eigenliebe verschönert, und daß sie uns dadurch tiefere Blicke in unser Herz erlaubt; selbst das, was wir auf diese Weiße durch ihre Hilfe erkennen, würden wir nie gehörig zu würdigen wissen, wenn wir nicht auch bei der Schätzung unsers wahren Werthes zwischen uns

und

und andern Vergleichungen anstellten. Jeder Mensch trägt in sich selbst ein Ideal von Menschenvollkommenheit, das durch die engere oder weitere Sphäre seines Denkens und Empfindens und nach den Einwirkungen seiner persönlichen Lage bald so bald anders geformt ist. Sehr verschieden ist dieses Ideal beim rohen Wilden und beim feinen Europäer, beim harten Spartaner uud beim weichen Sybariten, beim halbzerfrornen Grönländer und beim glühenden Neger, beim frugalen Curius und beim üppigen Alcibiades, beim Weltweisen von Synope und beim Weltbezwinger Alexander, beim sinnlichen Epikur und beim übersinnlichen Plato, beim weisen Sokrates und beim schlauen Cartousche. So offenbar es auch ist, daß bei allen diesen Verschiedenheiten Irrthümer zum Grunde liegen, so ist dies doch nicht weniger natürlich. Niemand hegt von der menschlichen Vollkommenheit überhaupt, sondern nur von seiner persönlichen das Ideal in seiner Einbildungskraft,



wel:

welchem er nachstrebt. Cartouche hat wohl nie gewünscht, der vollkommenste Mensch zu werden, oder vielmehr er glaubte es zu sein, wenn es ihm gelänge, sich zum vollkommensten Spitzbuben zu bilden. Auf eine ähnliche Weise mißt ein jeder die Menschheit nach sich selbst, und wenn dies Maas nicht allenthalben so ungleich ausfällt; so kommt das vielleicht daher, weil die meisten nicht allzugroß sind. Nichts kann uns hier vor der Schlinge bewahren, die uns eine sehr natürliche Eigenliebe legt, als die Erweiterung unsers Gesichtskreises über einen größern Theil der Menschheit. Nur aus einem erhabnerm Gesichtspunkt erscheinen uns die Dinge in ihrer verhältnißmäßigen Größe: hier unten erscheint uns die nahe Hütte größer, als das entfernte Schloß."

Ich kann es nicht läugnen, daß diese Stelle meine Brust mit Besorgnissen um dich erfüllte, und daß es mich nun fast trieb, dich

aufzumuntern, jetzt auch deinen Blick mehr nach außen zu lenken. Wie nothwendig und dabei wie nützlich dieses sei, sollten diese Fragmente dich lehren, und werden es auch noch, obschon ich mit innigstem Vergnügen aus deinem Briefe sehe, daß die Gefahr bei dir nicht allzugroß war, weil du mit vollem Eifer und strenger Sorgfalt dich bemühtest, redlich mit dir selbst umzugehen, und wer nur dazu festen Willen hat, bei dem darf man gefährliche Täuschungen durch Eigenliebe nicht befürchten. Wohl mir, daß ich meinen Zweck bei dir erreicht habe! Dein Geständniß, daß dein Tagebuch dir Lehrer, Freund, Tröster geworden sei, hat meinem Auge eine süße Freudenthräne entlockt, und mit frohem Herzklopfen vernahm ich, wie gewissenhaft du mit dir umzugehen gelernt hast. Deutlicher als alles sagen mir dieses die Zweifel und Bedenklichkeiten, und die verschiedenen Anfragen, die du über dich selbst mir schriebst. Dadurch hast du nicht nur an reiner sittlicher

Güte gewonnen, sondern auch noch einen andern nicht unbeträchtlichen Vortheil erhalten, nämlich den: daß der geschärfte Blick in dein Inneres, die Entdeckung der mannichfachen Falten und Windungen des eignen Herzens, seiner vielfach verschlungenen Neigungen und Leidenschaften, der Triebfedern, die dich bei deinen Handlungen in Bewegung setzten, dir die Kenntniß Anderer erleichtert, deinen Blick für Beobachtung nach Außen heller gemacht, und zugleich Behutsamkeit gelehrt hat. Ja, du kannst erst jetzt ein wahres inniges Interesse dafür haben, Menschen und Menschenherzen überhaupt kennen zu lernen, so wie du auch jetzt erst Nutzen davon ziehen kannst. Ohne vorhergegangene Aufmerksamkeit und Beachtung seiner selbst ist Studium des Menschen wo nicht ganz unmöglich, doch gewiß nur eine trockne Nutzlose Beschäftigung; und wer nie mit sich selbst umzugehn gelernt hat, wie will der mit Andern umgehen können? Dir wird

jetzt Studium des Menschen eine angelegentliche Beschäftigung, der Umgang mit Menschen leichter werden, — und dies, mein theurer Eduard, war der Standpunkt, auf den ich durch mein voriges Schreiben und dessen Beilage dich setzen wollte. — Mehr kann ich heute dir nicht schreiben. Lebe glücklich, und beherzige, was ich dir hier sendete.

---

Zwei

# Zweites Schreiben an Eduard.

Deine Wünsche kamen meinem schon gefaßten Entschluße zuvor. Ja, mein Eduard, es wird mir eine liebe Beschäftigung sein, dich nun den Menschen, und die Menschen, soweit es in meinen Kräften steht, näher kennen zu lehren.

Menschenkenntniß! aber — o wie viel liegt in dem Worte! Welche Schwierigkeiten sind vorhanden, um zu ihr zu gelangen!

In unser eigenes Innere ist oft der Blick beschränkt, können wir uns nun anmaßen in dem Innern eines Andern deutlich sehen und erkennen zu wollen?

Um einen Menschen zu kennen, muß ich von ihm wissen, was und wie er sei, und wie er das geworden sei, was er ist; ich muß kennen seine eigenthümliche Weise, seine Denkungs- und Sinnes-Art, seine Fähigkeiten und Kräfte, seine Meinungen, seine Triebe, Neigungen und Leidenschaften; ich muß wissen, welche Eindrücke ihn am meisten bestimmen, welche Triebfedern ihn am hauptsächlichsten in Bewegung setzen; ich muß unterrichtet sein von seiner Bildung, von der Art und Weise wie er sie erhalten hat, — kurz ich muß alles wissen, was er ist und ward, und wie,

unter welchen Umständen und Verhältnissen, er es ward. Aus diesem allem ziehe ich endlich Schlüsse, wie er wohl künftig sein und werden wird; aus diesem allem nehme ich mir ab, wie ich mich wohl am geschicktesten gegen ihn und bei ihm zu benehmen haben dürfte.

Fühlst du, Eduard, nun die ungeheuern Schwierigkeiten, die sich dem entgegen stellen, der nach Menschenkenntniß strebt? Das Feld, welches wir zu durchwandern haben, wie unermeßlich eröfnet es sich vor unsern Blicken, und dabei wie mühsam und beschwerlich ist der Weg durch dasselbe! Es nach allen seinen Krümmungen verfolgen zu wollen, — welch ein Unternehmen, wie nahe an Unmöglichkeit grenzend, wo nicht gar unmöglich!

Nein, es ist nicht zu läugnen, daß wir auf ungeheure und öfters auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, wenn wir nach

Kennt-

Kenntniß des Menschen forschen. Aber das schwer und mühsam Auszuführende ist darum noch nicht ganz unmöglich, und wo man nicht Alles zu thun vermag, ist es doch Ehrenvoll und beruhigend wenigstens versucht zu haben, wie viel denn zu thun möglich war. Diesen Versuch nun, Eduard, laß uns machen!

Um die Menschen, und die unter ihnen vorkommenden Abweichungen kennen zu lernen, müssen wir vorher möglichst genau den Menschen kennen zu lernen suchen; wir müssen uns genau und bestimmt folgende Fragen beantwortet haben:

Was ist der Mensch? Worin besteht sein eigenthümliches Wesen? Was macht seine Menschennatur aus? Wodurch unterscheidet er sich also von allen Wesen der Erde, die nicht Menschen sind, und hat er etwas mit ihnen gemein?

Durch

Durch sorgfältige Beantwortung dieser Fragen lernen wir das Allgemeine der Menschennatur, den Charakter der Menschengattung kennen, d. h. wir erfahren diejenigen Eigenschaften, welche jedem Menschen als Menschen zukommen. Sie sind von dreierlei Art:

Physische oder solche, die sich auf den Körper beziehen, und durch welche wir mittelst des Empfindungsvermögens in einer Verbindung mit der Sinnenwelt stehen;

Intellektuelle, oder Eigenschaften des Verstandes, die sich auf das Erkenntnißvermögen beziehen;

Moralische (sittliche) oder Eigenschaften des Begehrungsvermögens, deren Grund in unsern Neigungen enthalten ist, und die sich auf den Willen beziehen.

Wir lernen demnach hier die drei Grundvermögen des Menschen kennen, das Empfindungs-, das Erkenntniß- und das Begehrungsvermögen, — sein Gefühl, sein Denken, sein Wollen. Bei allem, was Mensch heißt, finden wir sie, sie machen die Grundlage unsers Wesens aus, aber ins Unendliche fast gehen die Richtungen, welche diese Vermögen bei den einzelnen Menschen nehmen. Ob eins dieser Vermögen auf Kosten der andern ausgebildet, ob es gehörig ausgebildet worden, ob es eine natürliche oder widernatürliche Richtung erhalten habe, ob und wie es mit den andern zusammenstimme, welches vorherrschend, und in welchem Grade es vorherrschend geworden sei, — diese und eine Menge anderer Umstände bewirken tausend und tausend Verschiedenheiten unter den einzelnen Menschen; denn jedem wird nach Verhältniß jener Umstände ein eigener Charakter angebildet, jeder bekommt in seinem Wesen etwas Eigenthümliches, ihm allein Angehöriges,

riges, von allen andern Wesen seiner Gattung ihn Unterscheidendes und Auszeichnendes, — Individualität. Dieser gemäß empfindet und denkt er auf seine eigene Weise, hat er seine eigenen Ansichten, hegt er seine eigenen Meinungen über den Werth der Dinge, hat er seine eigenen Neigungen und Leidenschaften, seine eigenen Tugenden und Fehler. Alle diese Umstände zusammengenommen bestimmen seine eigenthümliche Handlungsweise, geben ihm in seinem Leben und für sein Leben eine eigenthümliche Richtung.

Um also Menschen kennen zu lernen, muß ich dann, wenn ich das Allgemeine der Menschennatur ergründet habe, nun in vorkommenden Fällen bei einzelnen Menschen wieder ihre eigenthümliche Natur oder ihre Individualität, nebst allen sie bestimmenden Ursachen und daraus hervorgehenden Wirkungen zu erforschen suchen, ich muß mir in

Hin-

Hinsicht des einzelnen Wesens aus der Gattung (Individuum) folgende Fragen mit möglichster Genauigkeit zu beantworten suchen:

Was und wie ist dieser einzelne Mensch nach seinen Anlagen, Fähigkeiten und Kräften, nach seinen Meinungen, Urtheilen und Kenntnissen, nach seinen Trieben, Neigungen und Gewohnheiten, nach seinen Tugenden und Fehlern, und wie mag er das geworden sein, was er ist? — Wie wird durch alle jene Eigenschaften seine eigenthümliche Handlungsweise bestimmt? In welcher Verbindung stehen seine Schicksale mit dem, was er ist? u. s. w.

Bei diesem allem hat man eine stete Rücksicht zu nehmen auf das Geschlecht und die Geburt dieses Menschen, von welchen Aeltern er geboren worden, welche Eindrücke am frühesten auf ihn gewirkt haben, welche Erziehung er erhalten hat, unter welchem Klima

er

er geboren wurde und lebt, wie stark oder schwach seine Gesundheit ist, in welchen Verbindungen er mit Menschen, und mit welchen Menschen steht, als Gatte, Vater, Bürger, Freund, u. s. w. welches sein Beruf, sein Stand ist, welche Schicksale ihn betroffen haben, welche Erfahrungen er gemacht hat. — Nur wer dieses alles von einem Menschen weiß, dieses alles genau berechnet und gegen einander abgewogen hat, stets das Bleibende und Beharrliche in ihm von dem nur Vorübergehenden zu unterscheiden weiß, der nur kann sagen, daß er ihn kenne, und du siehst nun hier, Eduard, was Menschenkenntniß eigentlich sei und heiße.

Hier höre ich dich ausrufen: „Wenn dies Menschenkenntniß ist, so weiß ich nun, daß Menschenkenntniß unmöglich ist, und weiß nun auch, daß es nie noch einen Menschen gegeben haben kann, welcher der Menschenkenntniß sich rühmen könnte!“

Was soll ich dir hierauf antworten? — Daß du Recht habest! Ja, Eduard, in jenem Sinne ist Menschenkenntniß freilich uns unerreichbar, und wir können uns so lange der Menschenkenntniß nicht rühmen, als uns die Eigenschaft der Allwissenheit abgeht; Menschenkenner ist in diesem Sinne allein Gott. Können wir sie aber gleich in dieser Tiefe und in diesem Umfange nicht ergründen und ausmessen; so müssen wir doch auch hier, wie vorhin schon, ausrufen: es ist Ehrenvoll und belohnend, zum mindesten das Mögliche versucht zu haben! Und daß es möglich sei, in vielen Fällen von den Wirkungen auf die Ursache richtige Schlüsse zu machen, vieler Menschen Neigungen und Meinungen, Tugenden und Fehler durch eine sorgfältigere Beobachtung genauer kennen zu lernen, daß wir durch dieses aber hinwiederum in den Stand gesetzt werden, durch angestellte Vergleichung mehrerer Menschen unter einander unserer Menschenkenntniß gleichsam eine grö-

fere Breite zu ertheilen, und endlich durch öfters wiederholte Vergleichungen und Zusammenstellungen gewisse allgemeine Sätze aufzustellen, die uns künftig als Regel dienen können, — daß dieses alles möglich sei, und mithin dem Menschenforscher immer eine große Summe richtiger Bemerkungen zu Theil werde, wer bezweifelte das wohl?

Diesen Weg muß mithin der Menschenforscher einschlagen, und diesen Weg haben sie von jeher eingeschlagen. Dadurch hat man schon eine genauere bestimmtere Kenntniß von den Menschen erhalten, und eine große Summe wahrer geprüfter Bemerkungen über sie gesammelt, ja man hat sogar durch Zusammenstellung, Ordnung und Verbindung derselben eine eigene Wissenschaft gewonnen, welche Menschenkunde oder mit einem griechischen Namen Anthropologie heißt.

Ich müßte mich sehr in dir irren, mein lieber junger Freund, oder du hast nunmehr

ein

ein Verlangen, mit dieser Wissenschaft näher bekannt zu werden. Allerdings erkenne ich es für meine Pflicht, dieses dein Verlangen zu befriedigen, da ich es ja in dir erregt, und ich darf es sagen, absichtlich erregt habe. Es wird daher eine meiner süßesten Beschäftigungen sein, in der nächsten Zeit einen gedrängten Abriß dieser so wichtigen und interessanten Wissenschaft für dich zu entwerfen, und du darfst mit Sicherheit darauf rechnen, ihn nächstens zu erhalten. Möge er dir recht angenehm sein, möge er dir recht nützlich werden, das ist der heißeste Wunsch

Deines väterlichen Freundes.

---

Abriß

# Abriß

der

# Anthropologie

oder

## Menschenkunde für die Jugend,

zunächst

für meinen lieben Eduard

entworfen.

---

How poor, how rich, how abject, how august,
How complicate, how wonderful is Man!

YOUNG.

---

Hier, lieber Eduard, erhältst Du das Versprochne. Möge es Dir recht viele Gelegenheit zum eignen Nachdenken und Selbstbeobachten geben, und Deinen Blick immer mehr schärfen!

# Einleitung.

## §. 1.

### Name, Umfang und Theile der Anthropologie.

Anthropologie heißt Menschenkunde oder Lehre von dem Menschen, und aus diesem bloßen Namen erhellt schon, was sie sei und leiste.

Sie lehrt uns den Menschen, seine natürlichen Beschaffenheiten und Eigenthümlichkeiten mit ihren Vorzügen und Mängeln kennen. Sie macht uns also bekannt

1) mit seinem sichtbaren Theile, oder seinem Körper, dessen Theilen und ihrer Zusammensetzung, Gestalt und Bau, seinen Kräften und Fähigkeiten:

2) mit denen Eigenschaften und Kräften des Menschen, die wir außer den körperlichen an ihm bemerken, und dem Körper nicht zuschreiben können, z. B. Erkennen, Denken, Wollen u. s. w. Da wir diese Kräfte und Eigenschaften dem Körper nicht zuschreiben können; so müssen wir in dem Menschen, außer seinem sichtbaren Theile, noch einen andern unsichtbaren annehmen, in welchem wir sie uns gegründet und vereint denken. Diesen, dem körperlichen entgegengesetzten, Theil des Menschen nennen wir Seele.

Die Anthropologie lehrt uns also den Menschen nach den Eigenschaften seines Körpers und seiner Seele kennen.

Hieraus ergiebt sich die Eintheilung dieser Wissenschaft, welche in drei Theile zerfällt,

a) den anatomischen,

b) den physiologischen und

c) den psychologischen.

Anatomie oder Zergliederungskunde lehrt die einzelnen Theile eines Körpers, die Art ihrer Verbindung und Zusammensetzung kennen.

Die Physiologie oder Naturlehre lebender Körper zeigt uns die Wirksamkeit und Wirkungen desselben in seinem natürlichen Zustande.

Die Psychologie oder Seelenlehre macht uns bekannt mit allen Eigenschaften, Thätigkeiten und Wirkungen der Seele, mit den Einflüssen, die der Körper auf die Seele, und die Seele auf den Körper äußert, u. s. w.

Die Menschenkunde zerfiele demnach in folgende Theile

1) in Kenntniß der Gliederungskunde seines Körpers

2) in Kenntniß der Wirksamkeit seines Körpers, und

3) in Kenntniß der Wirksamkeit seiner Seele,

bei welchen Hauptabtheilungen man wieder verschiedene Unterabtheilungen machen kann, denn die Wirksamkeit des Körpers und der Seele ist verschieden in ihrem gesunden und in einem krankhaften Zustande. Darum hat man bei dem zweiten Theile der Anthropologie noch die Krankheitslehre des Körpers, und bei dem dritten, die Krankheitslehre der Seele zu berücksichtigen. Diesen Theilen allen könnte man endlich noch einen beifügen, der von den Einflüssen des Körpers auf die Seele, und der Seele auf den Körper handelt, von der Wechselwirkung, worin beide mit einander stehen, und den Folgen, die sich daraus ergeben. Dieses würde ein physiologisch-psychologischer Theil sein.

---

## §. 2.

## Verschiedener Werth, Nutzen und Anwendung dieser Theile.

Wer den Menschen nach seinem ganzen Umfange kennen wollte, der müßte sich nothwendig

dig von allen diesen Theilen der Menschenkunde eine gründliche, vollständige, und bis in die einzelnen Punkte genaue Kenntniß aller dieser Theile verschaffen. Es bedarf keines Erweises, daß dieses Studium in einem solchen Umfange nicht nur eins der mühsamsten, sondern zugleich eins der langwierigsten sein würde, da vielleicht ein ganzes Menschenleben nicht hinreichen möchte, es zu vollenden. Nun sind zwar freilich Mühsamkeit und lange Dauer eines Studiums keine Hindernisse, die an und für sich von demselben abschrecken dürften, allein es ist mit den Wissenschaften, wie mit den Künsten und Handwerken gegangen, man hat sie, der Eingeschränktheit unserer Kräfte halber, von einander gesondert, und sich in die Bearbeitung der einzelnen Felder derselben getheilt, um es darin desto weiter, und wo möglich in jedem einzelnen zur höchsten Vollendung zu bringen. Dieses Schicksal hat auch die Anthropologie erfahren, so daß Gelehrte von verschiedenem Berufe sich in die

ein-

einzelnen Theile derselben getheilt haben, und sie auf verschiedene Weise, je nachdem es ihr Zweck und Nutzen heischt, behandeln. Dem Arzte war davon der anatomisch-physiologische, dem Philosophen der psychologische Theil angemessen, und jeder von ihnen behandelte sie dem Zwecke seiner Wissenschaft gemäß, dieser nur um die Fähigkeiten der Seele zu ermessen, jener um die Heilkunde zu befördern. Daß beide nicht hin und wieder hätten einseitig werden sollen, war nicht zu vermeiden, da man von einander trennte, was die Natur so innig verbunden hat.

Der Menschenforscher muß diese Verbindung wieder vornehmen, allein er braucht dies nicht in allen Theilen, nicht durchgängig, sondern auch nur auf eine seinem Zweck entsprechende Weise zu thun. Allerdings muß er den Menschen von allen Seiten betrachten, und dessen Eigenthümlichkeiten nach den verschiedenen Richtungen hin verfolgen, allein nicht alle Seiten des Menschen sind ihm gleich

wich-

wichtig, nicht alle an Folgerungen für ihn gleich fruchtbar.

Wenn es dem Arzte hauptsächlich darum zu thun ist, widernatürliche Zustände in dem Menschen zu heben und zu verbessern, dem Philosophen aber, zu erfahren, was Geist sei und vermöge; so ist es dem Menschenforscher hauptsächlich darum zu thun, daß er mit Menschen umgehen, sie behandeln, sie zu gewissen Zwecken leiten lerne. Dieses bestimmt den Standpunkt seiner besondern Ansicht der Menschenkunde. Er muß alle Seiten des Menschen kennen, aber nur Eine ist ihm vorzüglich wichtig, und nur wiefern die übrigen auf diese Eine Beziehung haben, verdienen sie seine Betrachtung. Welche diese eine Seite sei, werden wir sogleich sehen.

Des Arztes Augenmerk ist das, was die Natur aus dem Menschen macht, des Philosophen Augenmerk das, was der Geist aus dem Menschen macht, des Menschenforschers

aber

aber, was der Mensch, als ein freihandelndes Wesen, aus sich selber macht. Diesem zu Folge betrachtet er den Menschen nur von den übrigen Seiten, wiefern diese ihm, als freihandelndem Wesen, entweder hinderlich oder beförderlich sind.

---

## §. 3.

Eine Anthropologie in dieser Hinsicht heißt pragmatisch, und das Folgende liefert eine Skizze davon. Wir machen uns bekannt

1) mit der Charakteristik der Menschennatur im Allgemeinen,

2) mit der Charakteristik der Menschennatur nach ihren besonderen Richtungen in einzelnen Menschen.

---

# Erste Hauptabtheilung.

---

## Charakteristik

der

# Menschen-Natur

im Allgemeinen.

---

# Erster Abschnitt.

## Grundzüge der Menschen-Natur überhaupt.

### §. 4.

### Der Mensch in Vergleichung mit den übrigen Wesen der Erde.

Der Mensch ist ein Kind der Erde, aus ihr entsprungen und ihr vielfach unterworfen. Sie lieh den Stoff zu seinem sichtbaren Theile.

Aus gewissen Elementarstoffen sind alle Körper zusammengesetzt, und aus der verschiedenen Verbindung und Mischung derselben entspringt die Verschiedenheit derselben, und ihre besondere Beschaffenheit.

Die Hauptverschiedenheiten dieser Körper zeigen sich in

1) ihrer

1) ihrer Entstehung
2) ihrem Wachsthum,
3) ihrem Baue und innerer Einrichtung.

Einige entstehen durch Anhäufung gleichartiger Theile an einander, — Mineralien, Erden, Steine, Salze u. s. w.

Andere entstehen durch Zeugung, sie werden nur von Wesen ihrer Gattung hervorgebracht. —

Jene nehmen, um im Wachsthum zuzunehmen, nichts in sich auf, sondern vergrößern sich nur durch Ansetzung von außen, diese müssen, um zu wachsen, fremde Substanzen als Nahrungsmittel in sich nehmen, und ihr Wachsthum wird nur von innen befördert.

Dieses setzt bei ihnen einen besonderen Bau und innere Einrichtung voraus, es werden mancherlei diesem Zweck entsprechende Gefäße, Werkzeuge und Kräfte erfordert, in deren Ermangelung sie zur Vollziehung jener Verrichtungen nicht geschickt sein würden.

Von

Von diesen Werkzeugen oder Organen hat man die Benennung hergenommen, welche diese verschiedenen Wesen unterscheidet. Man nennt die letzten organische, die ersten unorganische Körper.

Der organischen Körper unterscheiden wir wieder zwei Arten:

Die einen ziehen einen sehr einfachen Nahrungssaft durch eine Menge kleiner Oefnungen, die sich an einem Ende ihres Körpers befinden, in sich.

Die andern haben eine einfache Oefnung, die zu einem Schlauche in dem Körper führt, wohinein sie ihre Nahrungsmittel bringen.

Den ersten mangelt das Vermögen sich absichtlich von einem Orte zu einem andern zu bewegen; die andern besitzen es.

Jenes sind die Pflanzen, dieses die Thiere.

Die unorganischen Körper des Mineralreichs sind die einfachsten. Ihre Entstehung

er:

erfolgt durch bloße Gesetze der Natur (chemische und mechanische.)

Zusammengesetzter sind die organischen Körper. Ihre Entstehung erfolgt nicht lediglich durch Naturgesetze. Wir bemerken an ihnen Kräfte, und bei der Bildung ihres Wesens Gesetze, die von den bloßen Naturgesetzen ganz verschieden sind. Weil man sie blos an lebenden Wesen bemerkt, nennt man sie Lebenskräfte. Sie bestimmen die Bildung des Geschöpfs von der Empfängniß bis zur Geburt, die lebenswierige Erhaltung desselben durch die Ernährung, und schließen sogar die Wirkung der Naturgesetze auf das Geschöpf aus.

Alle diese angegebenen Punkte setzen uns nun in den Stand, das Eigenthümliche organische Wesen genau bestimmen zu können. Was bei dem Mineral eine äußere Kraft bewirkt, das bewirkt bei ihnen eine innere, dadurch entstehen sie, entwickeln, bilden und erhalten sie sich. Innere Kraft zur Bildung,

Ents

Entwickelung und Erhaltung, Zweckmäßigkeit und Beziehung aller Theile auf einander, so daß jeder für sich und den andern zugleich, und alle insgesammt für das Ganze in Wirksamkeit sind, das ist das Eigenthümliche organischer Wesen.

Bewundernswürdig und lehrreich ist die schöne Stufenfolge, die wir an diesen Wesen bemerken.

Die Stoffe in der Natur sind zu allen Erzeugnissen dieselben, sie steigt nur immer zu schöneren Zusammensetzungen, vorzüglicheren Bildungen, ädleren Geschöpfen fort, vom einfachern Mineral zu der lieblichen Gestalt der Pflanze, und von diesem zu dem noch ädleren Thiere. Jedes strebt die Stoffe der niedern Klasse immer höher empor zu läutern. Die Pflanze verwandelt den rohen Saft der Erde zu ädlen Theilen von sich, das Thier die unädlern Säfte der Pflanze in noch ädlere Thiersäfte *).

Diese

*) Es ist eine unbezweifelte Wahrheit, daß das Dasein der Thiere ohne Hülfe der Vegetabilien nicht



bes-

Diese Stufenfolge wollen wir ein wenig näher beachten.

Aus dem Schoos der Erde sprießt in tausendfach abwechselnd lieblichen Gestalten die schöne Welt der Pflanzen, und überkleidet sie mit sanftem Schmucke. — Welch ein interessantes Schauspiel für den Betrachter! Todt und öde läge die weite Erde ohne sie vor seinem Blicke da, — hier keimt Leben aus dem Tode.

Leben ist es, was wir an der Pflanze bemerken. Aus einem Keime entwickelt sie sich durch innere Kraft, bildet, ernährt, vervielfältigt sich durch sie. — die erste Stufe organischer Natur.



bestehen kann; auch hat man schon längst in der Naturgeschichte behauptet, daß sich die Pflanzen aus den Mineralien, und die Thiere aus den Pflanzen bilden. Aber so lange auch diese Wahrheit bekannt sein mag, so hat die Art und Weise des Uibergangs dieser Körper in einander, oder ihrer wechselseitigen Verwandlung, bisher noch nicht bestimmt werden können. Inzwischen ist dieses gerade

Eine Stufe höher, welch ein Unterschied schon! In seiner inneren und äußeren Bildung wie weit zusammengesetzter, wie kunstreicher ist das Thier! Schon in dem äußern Baue, mehr noch in dem innern. Statt der einfachen Pflanzenfaser sehen wir hier Nerven, Muskeln, Knochen, aneinander durch eigne Bänder befestigt. Statt der einfachen Saft- und Luftgefäße bei den Pflanzen, sehen wir bei den Thieren Eingeweide mannichfaltiger Art, — und alle diese Theile, wie kunstreich an sich, wie zweckmäßig in ihrer Verbindung! Hier ist schon höheres Leben, höhere Thätigkeit. Die Thiere hält der Boden nicht fest, uneingeschränkter ist ihr Kreis,



der Punkt, auf welchen die Chemiker ihre Arbeit richten sollten. Wäre diese Aufgabe einmal gelöst, so würden wir dadurch eine genaue Kenntniß von allem dem erhalten, was die thierische Oekonomie angehet. Schon liefern die neuern Entdeckungen einige Resultate, welche bei dieser großen Untersuchung gebraucht werden können. — Fourcroy chemische Philosophie.

freier ihre Wirksamkeit, und vielfacher ihre Verbindung mit der Welt durch — Sinnenwerkzeuge.

Durch Augen, Ohren, Nerven u. s. w. ist zwischen dem Thiere und der Erde eine Verbindung eigner Art eröfnet. Die Erde und die verschiedenen Gegenstände auf derselben wirken dadurch auf das Thier so ein, daß es eine angenehme oder unangenehme Empfindung hat, derselben sich bewußt wird, sie kennen lernt, und nun diese flieht und jene sucht. Daher bei dem Thiere eine größere Summe von Thätigkeit und mehr Willkühr bei derselben, also ein höheres freieres Leben.

Bei der Pflanze ist Leben, Wachsthum, bei dem Thiere Leben, Wachsthum, Bewegung, Empfindung, Bewußtsein, Vorstellung.

Höher und immer höher steigt so von Stufe zu Stufe das Leben, bis an den Menschen, das Meisterstück der irdischen Schöpfung. Er steht auf der höchsten Sprosse der irdischen Wesenleiter, allen Wesen der Schöpfung zwar

verwandt, aber doch so unendlich weit über sie erhaben.

Auch zu seinem Körper, auch zu seiner Bildung lieh die Erde den Stoff, aber sein Körper ist organisch. Das hat er mit der Pflanze gemein, und pflanzenartig ist sein erstes Leben.

Doch bald äußert er Bewegung, Empfindung, Bewußtsein, Vorstellung. Nicht an den Boden gekettet, wie die Pflanze, übt er eine freiere Thätigkeit, die Gegenstände machen auf ihn eine angenehme oder unangenehme Wirkung, dessen wird er sich bewußt, unterscheidet nun jene Gegenstände wohl von einander, sucht die einen und flieht die andern. Das hat er mit dem Thiere gemein, und kurz nach Anfang seines Lebens ist er ein Thier, und man muß ihn in dieser Hinsicht den Gattungen der Thiere zuzählen.

Nichts desto weniger aber erhebt er sich weit über sie. Es ist etwas Eigenes, Höheres in ihm, das ihn über alle Wesen der Erde weit empor hebt, und wodurch er einzig unter

ter allen dasteht. Dieses macht das Eigenthümliche seiner Menschennatur aus.

---

## §. 5.

## Eigenthümliches der Menschennatur.

Das Eigenthümliche der Menschennatur zeigt sich

1) in dem äußern Baue,

2) der innern Einrichtung und

3) den geistigen Vermögen des Menschen.

Welch ein Vorzug des Menschen ist seine aufrechte Stellung, sein gen Himmel gerichteter Blick! Die Griechen achteten ihn so hoch, daß sie dem Menschen davon den Namen gaben ἀνθρωπος, d. i. einer, der über sich blickt. Hiezu nehme man noch den im genauesten Verhältniß zu jener Stellung gebauten Schädel, dieses freie Gewölbe der Stirn, dieses beseelte Ausdrucksvolle Auge, seine ganze Gestalt, seinen Gang, und man

sage, ob er nicht schon in diesen Hinsichten bei weitem die ganze Thierwelt übertreffe.

Zunächst diesem der freie Gebrauch seiner kunstreichen Hand, — in der That es ist unnöthig, die Vortheile davon erst aufzuzählen.

Die Werkzeuge der menschlichen Sinne sind zwar den thierischen völlig ähnlich, ja in einzelnen Sinnen übertreffen manche Thiere den Menschen, allein man findet dagegen auch bei keinem Thiere jene vollkommene Zusammenwirkung aller Sinne, die den Menschen auszeichnet. Das Thier wird unumschränkt von den Sinnen beherrscht, bei dem Menschen stößt in den Sinnen Geist und Körper zusammen.

Seine innere Bildung zeichnet sich durch den eigenen Bau und Stellung seiner Zähne, durch die besondere Beschaffenheit seiner Eingeweide, durch ein besonderes in alle Theile des Körpers verschlungenes äußerst zartes und nachgiebiges Gewebe aus, wodurch es dem Menschen möglich wird, Nahrung aller Art

zu sich zu nehmen, und überall auf der Erde, so am Pole wie unter dem Aequator, wohnen zu können.

Der vorzüglichsten Aufmerksamkeit ist die innere Bildung des Gehirns und der Nerven bei dem Menschen würdig, die auf jeden Fall besonders dazu beitragen, seine Geisteskräfte zu stärken und zu heben.

In diesen Geisteskräften selbst offenbart sich uns aber der Hauptvorzug des Menschen.

An den Thieren bemerken wir ein Vermögen, aus einem angebornen, unwillkührlichen, innern Drange zweckmäßig für ihre Erhaltung zu sorgen, und diesen Drang nennt man Instinkt (Natur- und Kunsttrieb). Dem Menschen mangelt dieser Instinkt, aber bei seinem denkenden Geiste, bei seiner Vernunft, bedarf er desselben auch nicht. Er hilft sich selbst, wo das Thier geleitet wird. Aufmerksamer betrachtet er alle Gegenstände, lernt sie von ihren verschiedenen Seiten, mit ihren mancherlei Eigenschaften, ihren Vortheilen

und

und Nachtheilen, kennen, und dadurch besser benutzen. Uiberall forscht er, und überall entdeckt er, nichts stößt ihm auf, das er nicht in Beziehung auf sich betrachtete, und so wird die ganze Erde mit allem, was sie hat und trägt, ein Magazin, worüber er schaltet.

Zu diesen geistigen Vorzügen des Menschen kommt noch, daß er die Gabe der Sprache besitzt. Welch eine Summe der reinsten edelsten Freuden wird ihm dadurch zu Theil! Sie ist es, die dem Menschen, welcher nach der Anlage seiner ganzen Natur, zur Geselligkeit bestimmt ist, und den alle Umstände, worein er versetzt wurde, gleichsam zur Gesellschaft drängen, sie — sag' ich, — ist es, die ihm diese Gesellschaft angenehmer, reizender, wünschenswerther, ihn selbst aber in derselben vollkommener macht. Dadurch daß er immer mit Andern seine Gedanken, Gefühle und Erfahrungen austauscht, wird er selbst vollkommener und macht Andere vollkommener; dadurch, daß die Entdeckungen und Erfindungen

gen des einen Zeitalters nun leichter auf das folgende übergehen, breitet sich Einsicht und Bildung immer weiter aus, und so erblicken wir das Menschengeschlecht immer im Fortschritt zum Besseren.

Der letzte höchste Vorzug des Menschen besteht in seinem Handeln. Nicht darin eben, daß er eine größere uneingeschränktere Thätigkeit übt, sondern darin, daß er frei handelt. Eingeschränkt ist die Thätigkeit jedes Thieres, und immer dabei einem Zwange der Nothwendigkeit unterworfen, indem es von der Natur an den Banden des Instinkts gehalten und gegängelt wird. Nicht also der Mensch, den die Natur ihm selbst anvertraute, den sie seiner Einsicht, seiner Vernunft überließ. Er bestimmt sich frei zu seinen Handlungen, und kann nicht handeln ohne vorhergegangene Uiberlegung. Indem er sich zu Handlungen frei entschließt, fragt er bei sich selbst nach, was thust du wohl, wie verrichtest du es am besten, schicklichsten, zweckmäßigsten, was

wird

wird der Erfolg davon sein? Er handelt demnach nie ohne Absicht und ohne vorgesetzten Zweck, handelt nicht ohne Kenntniß der Mittel, die ihn am füglichsten zu seinem Zwecke leiten können, handelt nicht ohne Berechnung der Folgen seiner Handlungen. Absicht, Zweck, Mittel und Erfolg werden bei den Handlungen des vernünftigen Menschen stets gegen einander abgewogen.

Und dieses macht den Menschen zu einem sittlichen oder moralischen Wesen, d. h. zu einem solchen, das nicht ohne Uiberlegung und Einsicht, sondern nach einer Regel handelt, das seinen Willen und seine Handlungen einem Gesetze unterwirft. Da erkennt er bald einen Unterschied unter seinen Handlungen, er sieht ein, daß einige nützlich, andere schädlich sind. Er erkennt aber auch eben so bald einen Unterschied in den Absichten, die ihn bei seinen Handlungen leiteten, und sieht ein, daß einige gut, andere hingegen bös und schlecht sind. Eine Stimme in seinem Innern läßt ihn hier:

über

über nicht in Zweifel, ob eine Handlung, die er beging, gut oder bös war. Wir nennen diese innere Stimme das Gewissen, welches das Urtheil der Vernunft in dem Menschen ist über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit seiner Handlungen. Sie billigt die einen, und mißbilligt die andern, woran er deutlich erkennt, und unwidersprechlich anzuerkennen gezwungen ist, daß er die einen thun, die andern hingegen unterlassen solle. So tritt der Mensch unter den Maasstab der Pflicht, und wird beurtheilt nach seinen Tugenden und Lastern.

Im innigsten Zusammenhange mit der Sittlichkeit des Menschen steht seine Religiosität. Der Mensch, welcher nicht Gedankenlos herumwandelt unter den tausendfach abwechselnden Scenen der Erde und des Lebens, wirft bald bei sich die Fragen auf, woher und wozu dies alles sei, was er erblickt. Durch die Erscheinungen in der physischen Welt wird er von Gedanken zu Gedanken bis zu

einer

einer ersten Ursache zurückgeführt, die Begebenheiten in der moralischen Welt nöthigen ihn nach Absicht und Endzweck derselben zu fragen. Wozu dies alles? Worauf zielt alles ab? Was soll dadurch erreicht werden? Diese Fragen wirft er auf, und wird bei der Beantwortung derselben auf einen Ordner aller menschlichen Begebenheiten hingeleitet, den er als ein heiliges, allmächtiges Wesen anzuerkennen sich genöthigt fühlt. Daß im Geiste und Willen dieses Wesens zu handeln seine eigentliche wahre Bestimmung sei, fühlt er im Innersten seines Wesens, und erkennt es als seine unverletzlichste Pflicht an. So tritt er in heilige Verbindung mit dem höchsten Wesen, erhält er Religion, die ihm die Pforten der Ewigkeit eröfnet, und ihm Bürgschaft leistet für sein ewiges Sein. Seine Hofnungen, Aussichten und Wirkungen gehen über das Grab hinaus.

---

## §. 6.

## Folgerungen.

Aus dieser gedrängten Darstellung von der Stufenfolge der Wesen, und des Eigenthümlichen der Menschennatur erhellt sattsam, wie wahr es sei, was einst Moritz darüber sagte! „Jede höhere Organisation ergreift ihrer Natur nach die ihr untergeordnete und trägt sie in ihr Wesen über. Die Pflanze den unorganisirten Stoff, durch bloßes Werden und Wachsen; — das Thier die Pflanzen durch Werden, Wachsen und Genuß; — der Mensch verwandelt nicht nur Thier und Pflanze durch Werden, Wachsen und Genuß in sein innres Wesen, sondern faßt zugleich alles, was seiner Organisation sich unterordnet, durch die unter allen am hellsten geschliffene, spiegelnde Fläche seines Wesens in dem Umfang seines Daseins auf.“

Sammeln wir nun alles zusammen, um das Gefundene desto leichter übersehen zu können.

1) Der

1) Der Mensch, in Vergleichung mit den übrigen Wesen der Erde betrachtet, gehört zu der Klasse der organischen, lebenden Wesen. Er gehört als solches unter die Ordnung der Thiere, ihn bindet der Körper und die ganze Einrichtung desselben an die Sinnenwelt, und unterwirft ihn dem Einfluß derselben. Als Thier hat er Bedürfnisse, braucht Mittel, diese zu befriedigen, verlangt er nach sinnlichem Genusse.

2) Die Art und Weise sich in der Welt einzurichten, und die ihm hiezu verliehenen Mittel, Verstand und Vernunft, erheben ihn über die Thiere. Er erhält hiedurch Bedürfnisse höherer Art, Streben nach immer vermehrter Einsicht und Wahrheit.

3) Beiderlei Eigenschaften des Menschen, seine sinnlichen und vernünftigen, bringen in seinem Leben ein eignes Verhältniß hervor. Der Mensch ist gesellig,

tritt

tritt in Gesellschaft, worin er nach seinem Berufe, Stande u. s. w. betrachtet wird, als Gatte, Vater, Sohn, Freund, Bürger, Herr, Diener u. s. w.

4) Bei seinen Handlungen leitet ihn freier, nur einem selbstgegebenen Gesetze unterworfener, Wille. Der Mensch ist ein sittliches Wesen, das Begriffe von Recht und Pflicht, gut und bös, Tugend und Laster hat.

5) Endlich steht der Mensch, außer seinem Verhältniß zur Sinnenwelt und der menschlichen Gesellschaft, noch in einem Verhältniß zu dem höchsten Wesen, an welches Dankbarkeit, Liebe, Glaube und Hofnung ihn fesseln. Der Mensch ist ein religiöses Wesen.

Ihn von allen diesen Seiten genauer zu betrachten, und die einzelnen, bei jeder sich darbietenden, Erscheinungen zu sammeln, ist jetzt unser Geschäft.

---

## Zweiter Abschnitt.

# Betrachtung des Menschen als Sinnenwesens nach seiner körperlich organischen Natur.

(Der Anthropologie anatomisch = physiologischer Theil.)

### §. 7.

### Eintheilung des menschlichen Körpers nach seinem Aeußern und Innern.

An dem Körper des Menschen unterscheidet man sein Aeußeres und sein Inneres.

Das Aeußere theilt man ein in den Stamm, und die Glieder. Zu jenen gehört Kopf, Hals und Leib, zu diesen Arme und Beine.

Das Innere besteht aus festen Theilen, und aus flüssigen, welche sich durch die festen hindurch bewegen.

Die festen sind entweder unorganischer Grundstoff, oder aus solchem bereitete Werkzeuge. Jenen machen die Fasern, und das aus ihm entstehende Gewebe aus, welches seiner Beschaffenheit halber Zellgewebe heißt; zu diesen gehören die Knochen, die Nerven, die Muskeln, die Drüsen, Knorpel, Sehnen, u. s. w.

In dem Stamme befinden sich drei Haupthölen, 1) die Höle des Kopfes 2) der Brust und 3) des Unterleibes.

Die Höle des Kopfes ist ganz aus Knochen gebildet, und enthält das große und kleine Gehirn. Am Kopfe befinden sich die Werkzeuge von vier Sinnen, des Sehens, Hörens, Riechens und Schmeckens, Auge, Ohr, Nase, Zunge.

Die Brusthöle wird aus einer Wölbung von Knochen gebildet, und unten von dem

Zwerch-

Zwerchfell geschlossen. Darin liegen die zur Verrichtung des Lebens nothwendigsten Eingeweide (die sogenannten ädeln), Herz und Lungen.

Die Unterleibshöle ist von hinten und unten aus Knochen gebildet, über ihr ist das Zwerchfell, vorn sind die Bauchmuskeln. Darin liegen, der Magen, die Leber mit der Gallenblase, das Gekröse, die Milz, der Darmkanal, die Harngänge, Blase u. s. w.

Der Hals ist bloß ein aus Muskeln und Knochen zusammengesetzter Kanal, welcher die Brusthöle mit der Kopfhöle verbindet. Schlund und Luftröhre gehen durch sie hindurch.

Die Luftröhre geht in die Lungen, der Schlund durch die Brusthöle in die Unterleibshöle, wo er mit dem Magen, wie dieser mit dem Darmkanal, zusammenhängt.

An den Gliedern sind die, zu einer freieren Bewegung nothwendigen, in einander ge-

lenkten Knochen merkwürdig. Die obern Glieder bestehen aus dem Oberarme und Unterarme, der Hand und den Fingern. Die untern Glieder aus dem Schenkel, dem Beine, dem Fuße, Ferse und Zehen.

Alle diese Theile bekleidet die Haut. Sie ist ein aus Fäden und Blättchen zusammen gewebter Uiberzug, welcher von Blutgefäßen durchdrungen, und mit Nervenwärzchen versehen ist. Sie besteht eigentlich aus drei Theilen 1) dem Oberhäutchen, welches äußerst zart und ohne Nerven ist, 2) dem mittlern Häutchen, welches von seiner Netzartigen Gestalt und schleimartigen Wesen, den Namen Schleimnetz, von seinem Entdecker Malpighi aber auch den Namen des Malpighischen Netzes erhalten hat, und wodurch die verschiedene Farbe an den unterschiedenen Nationen bestimmt wird; endlich 3) das eigentliche Fell.

---

## §. 8.

## Nähere Angabe der Theile des menschlichen Körpers, ihrer Beschaffenheit, Verbindung und Zusammenfügung.

### Die Knochen,

als die festesten, härtesten Theile des menschlichen Körpers, sind gleichsam das Gerüste zu dem ganzen Gebäude desselben. Der ganze Körperbau ist auf sie gegründet, wie schon die bloße Ansicht eines Skeletts bezeugt.

Wir bemerken zu unserm Zwecke folgendes.

1) Der Ursprung der Knochen ist eine Gallert, welche in Fasern, Haut, Knorpel übergeht, und sich endlich zum Knochen verhärtet.

2) Jeder Knochen ist mit einem von vielen Gefäßen und Nervenfädchen durchwebtem Häutchen überzogen. Diese Gefäße führen dem Knochen die Nahrung zu.

3) Diese Nahrung ist ein in den Knochenhölen befindliches öhlichtes zähes Wesen, wel-

welches man Mark nennt, wodurch die Sprödigkeit und Brüchigkeit des Knochens verhütet wird.

4) Zwei Knochen sind immer so zusammengefügt, daß die Enden derselben in einander passen, die Vertiefung des einen von der Erhöhung des andern ausgefüllt wird. (Vergliederung, Artikulation.)

5) Damit die Knochen durch ihr Aneinanderreiben sich nicht hindern, sind sie in jenen Einfugungen mit den weicheren und biegsameren Knorpeln versehen, und die Drüsen sondern in die Gelenkhölen eine gelbe schmierige Feuchtigkeit ab, das sogenannte Gelenkwasser.

6) Die Vergliederung wird durch biegsame, dicht in einander gewebte Bänder in ihrer natürlichen Ordnung erhalten.

An die Knochen sind

## Die Muskeln

befestigt, deren man gegen 500 im menschlichen Körper zählt. Es sind aus rothen Fäden

den zusammengesetzte Massen, von verschiedener Gestalt und Dicke. Sie machen das Fleisch des Körpers aus.

An den Muskeln unterscheidet man drei Theile, Kopf, Bauch und Schwanz. Der Kopf ist der obere, der Bauch der mittlere, der Schwanz der untere Theil.

Mit Kopf und Schwanze sind sie an die nächsten zu bewegenden Theile, Knochen oder Knorpel durch Sehnen, weiße markige zähe Faden, befestigt.

Verschiedene Gefäße laufen durch diese Muskeln hin. Wir wollen sie einzeln namhaft machen.

## Adern oder Blutgefäße.

Ihrer unterscheidet man zweierlei Arten:

1) Schlag- oder Pulsadern und
2) Blutadern.

Alle Adern entspringen aus dem größten Muskel des menschlichen Körpers, dem Herze, und führen dahin zurück. Die Schlagadern

füh

führen das Blut aus dem Herzen durch den Körper, die Blutadern, welche mit den Schlagadern durch Anmündung, d. h. durch Vereinigung der Enden, in Gemeinschaft stehen, führen es wieder zum Herzen zurück.

So oft sich das Herz zusammenzieht, erweitern sich die Schlagadern, so oft es sich ausdehnt, ziehen sie sich wieder zusammen. — Dies verursacht den Puls.

Durch Klappen, die sich in ihren Höhlungen befinden, unterscheiden sich die Blutadern am meisten von den Schlagadern. Diese Klappen verhindern das Zurücktreten des Blutes, und befördern das Forttreiben desselben.

Außer diesen Gefäßen bemerken wir zunächst

## Die Nerven.

Diese fasrigen, weichen, markigen Schnüre durchlaufen ebenfalls alle Theile des Körpers. Ihr Ursprung ist aus dem

## Gehirn und Rückenmark,

mit welchem sie von gleichem Wesen sind. Gehirn nennt man die in der Hirnschale eingeschlossene weiche Masse. Man theilt es in drei Theile, 1) das große Hirn, welches die vordere größere Masse ausmacht, 2) das kleine Hirn, oder die hintere um siebenmal kleinere Masse, und 3) das verlängerte Hirnmark, oder Rückenmark, welches sich aus der Oeffnung des Hinterkopfes durch den ganzen Rückgrad erstreckt.

Das Gehirn wird von drei Häuten eingeschlossen, von der festen Hirnhaut, der Spinnewebenhaut, und der dünnen Hirnhaut. Diese letzte überzieht auch die Nerven bis zu ihren äußersten Enden.

## Die Drüsen

sind weiche, schwammigte Körper, aus verschiedenen in einander geflochtenen Gefäßen zusammengesetzt, und in eine eigne Haut eingeschlossen. Sie sind an verschiedenen Thei-

len des Körpers befindlich, und dienen aus der Blutmasse verschiedene Säfte auszusaugen und abzusondern.

Endlich haben wir noch zu betrachten

## Die Eingeweide,

oder diejenigen festen Theile, welche sich in den Hölen des Ober- und Unterleibes befinden.

Die Eingeweide des Oberleibes sind entweder umschließende oder umschlossene. Unter den ersten ist das Rückenhäutchen, Mittelfell und Zwerchfell. Das Mittelfell theilt den Oberleib nach der Länge in zwei Seiten, das am Brustbeine, unter den Rippen und am Rückgrade befestigte Zwerchfell theilt den Oberleib vom Unterleibe. Es dient zum Athemholen, der Beförderung des Geblüts, und andern Bewegungen des Unterleibes.

Unter die umschlossenen Eingeweide gehören die Lungen und das Herz.

Die Lungen, welche an der Luftröhre hängen, bestehen aus zwei dicken schwammigen

Kör-

Körpern, enthalten eine Menge Luftbläschen, und sind in mehrere Lappen vertheilt.

Das Herz in der Mitte der Brust, mit der Spitze nach der linken Seite gekehrt, ist ein kegelförmiger holer Muskel. Seine Höhlung wird durch eine Scheidewand in zwei Kammern getheilt, über welchen sich ein muskulöser Sack befindet, den man das Herzohr nennt. Ein häutiger Beutel umfaßt das ganze Herz, und enthält das zur Befeuchtung des Herzens nöthige Blutwasser.

Unter den Eingeweiden des Unterleibes bemerken wir außer dem umspannenden Darmfelle und dem Netze

1) den Magen, ein häutiger, gleich unter dem Zwerchfelle an dem Schlunde hängender, Schlauch, der die durch den Schlund ihm zugeführte Nahrung aufnimmt und verarbeitet, worauf sie in den

2) Darmkanal geführt wird. Dieser lange häutige Kanal erstreckt sich in verschiedenen Krümmungen bis zum After.

Ver-

Verschiedene mit ihm in Verbindung ste-
hende Drüsen und Gefäße saugen den
edlern Nahrungssaft aus ihm in sich,
das übrige Unedlere geht als Unrath aus
ihm wieder fort.

Andere zum Verdauungs- und Nahrungs-
geschäft erforderliche Gefäße sind:

3) Die Leber, ein dunkelrother, schwam-
michter Körper, wodurch die Galle aus
dem Blute abgesondert, und in einer
neben ihm befindlichen Blase, der Gal-
lenblase, aufbewahrt wird.

4) Die Milz, ein blaurothes, weiches,
aus allerlei zusammengewickelten feinen
Aederchen und Fäserchen bestehendes
Eingeweide, welches das Blut ver-
dünnet, und wodurch es gleichsam filtrirt
wird.

5) Die Nieren, eine Art Drüsen von
Bohnenförmiger Gestalt, die dazu die-
nen, aus dem Blute die salzichten Feuch-
tigkeiten abzusondern. Die aus ihnen

aus-

auslaufenden Kanäle, die Harngänge, führen diese abgesonderte Flüssigkeit in die Blase.

6) Das Gekröse mit den dazu gehörigen Milchgefäßen. Jenes ist eine doppelte, fette, breite mit vielen Drüsen, Adern und Nerven versehene Haut mitten in den Gedärmen; diese sind dünne weiße Röhren, zwischen den Häuten des Gekröses, welche den edelsten Nahrungssaft aus den Gedärmen, als eine Milchartige Flüssigkeit, in sich aufnehmen.

---

## §. 9.

## Zweckmäßige Anordnung aller dieser Theile zu einem organischen Ganzen.

Alle diese bisher aufgezählten Theile des menschlichen Körpers stehen mit einander in einer so zweckmäßigen Beziehung, daß jeder für sich und den andern zugleich, und alle insgesammt für das Ganze in Wirksamkeit sind,

durch

durch welche innerlich zweckmäßige Thätigkeit uns der Mensch als Organisation erscheint. (§. 4.)

Es würde uns zu weit führen, diese zweckmäßige Verbindung, Thätigkeit und Wechselwirkung aller Theile vollständig anzugeben, darum begnügen wir uns, nur mit einigem darauf aufmerksam zu machen.

Von den empfindlichen Reizen des Hungers und Durstes in Bewegung gesetzt, strebt der Mensch Nahrungsmittel in sich aufzunehmen, wodurch sein Wachsthum von innen aus befördert wird. Man sehe nun, wie genau alles diesem Zweck entspreche.

Ich sage nichts von dem festen Gerüste seines Körpers, den Knochen und Bändern, und der Muskelnüberkleidung, aber auf die Glieder muß ich aufmerksam machen. Ohne gerade eine solche Beschaffenheit derselben, als wir an ihnen erblicken, würde die leichte vielfache Beweglichkeit wegfallen, welche dazu erfordert wird, die Nahrungsmittel zu holen und zu nehmen.

Sind

Sind sie geholt, so werden sie in den Mund geführt, wo die Zähne sie zermalmen. Speichel, der sich aus den Drüsen des Mundes, während dem Kauen, absondert, und mit den Speisen vermischt, befördert das leichtere Verschlucken derselben. Nun gehen sie durch den Schlund nach dem Magen, in welchen, um die Zermalmung derselben zu befördern, die bittere Seifenartige, von der Leber zubereitete Galle, durch einen eignen Kanal geführt wird. Zu einem Brei zermalmt, drängt der Magen die Speisen in den Darmkanal, woraus das Gekröse den besten Saft an sich saugt. Dieser Saft wird durch eigne Gefäße herauf in die Brust durch die Lunge geführt, wo er zu Blute wird, und in das Herz geht. Aus dem Herzen wird er als Blut durch die Adern zu allen übrigen Theilen des Körpers geleitet, und dieser mit seiner Lebenswärme alle Adern schnell durchfließende Blutstrom setzt überall Theile von sich ab. Gehirn, Nerven, Drüsen, u. s. w. saugen überall Säfte von ihm an, und verarbei-

arbeiten diesen wieder verschiedentlich je nach ihrem verschiedenen Behufe.

Uiberflüssige, unnöthige oder wohl gar schädliche Theile, gehen als Urin und Unrath ab, wozu ein eigner Mechanismus eingerichtet ist.

Staunen und Bewunderung ergreift den Menschen, wenn er bei Untersuchung dieser Kunstvollen herrlichen Einrichtung seines Körpers in das Einzelne gehen kann, und dabei jedes an sich so schön und so zweckmäßig für das Ganze findet. Uns kann für unsern Behuf die gemachte kleine Andeutung genügen. Wir sehen daraus, wie jeder Theil in dieser kleinen Welt für sich und für das Ganze zugleich wirkt, und wie das Verbinden und Verschlingen derselben mit und in einander von der weisesten Absicht zeugt.

---

## §. 10.

## Leben und Bedingungen des Lebens.

Die zweckmäßige innere Wirksamkeit aller dieser Theile und ihrer Kräfte zur Selbsterhaltung machen das Leben aus.

Jeder dieser Theile der Organisation hat aber, wie seine eigenthümliche Kraft, so auch seine eigne Bestimmung.

Diese beiden Sätze müssen wir jetzt noch in eine nähere Erwägung ziehen.

Was den ersten derselben betrifft; so leuchtet seine Richtigkeit unmittelbar aus Folgendem ein:

Der todte Körper besitzt alle Bestandtheile, wie der Lebende. Es muß also außer den Bestandtheilen noch etwas anderes sein, was den Unterschied zwischen einem Lebenden und Todten macht.

Dieser Unterschied liegt augenscheinlich in Thätigkeit, Handlung, Bewegung.



BIBLIOTECA
Real
WURZBURG

Wo wir aber diese sehen, müssen wir eine die Thätigkeit, Handlung, Bewegung bewirkende Kraft voraussetzen.

In dem thierischen Körper müssen wir also eine innere, ursprünglich thätige, Bewegung verursachende Kraft voraussetzen, wenn Lebensthätigkeit in ihm erfolgen soll, und diese Kraft nennen wir ihrer Wirkung halber

Lebenskraft.

Diese Kraft äußert sich in verschiedenen Theilen des Körpers auf eine verschiedene Weise, und dies führt uns auf den zweiten Satz.

Die Lebenskraft lernen wir durch ihre Wirkungen kennen, und am kürzesten und leichtesten dadurch, daß wir auf diejenige Wirksamkeit organischer Körper achten, welche wir an unorganischen gar nicht bemerken.

Wir finden da hauptsächlich

1) den Bildungstrieb, und
2) Erregbarkeit.

---

§. 11.

## §. 11.

## Bildungstrieb.

Die organischen Körper werden auf eine, bei unorganischen Körpern nicht zu beobachtende Art hervorgebracht, durch Zeugung. Vermöge einer eignen Kraft erfolgt in dem unorganisirten, aber organisirbaren Zeugungsstoffe, die allmählige Ausbildung desselben zum organischen Wesen. Diese Kraft bewirkt dann bei dem ausgebildeten Wesen die lebenswierige Erhaltung desselben durch die Ernährung; und sollte es durch Zufall gelitten haben; so bewirkt sie, wo es möglich ist, die Wiederersetzung.

Diese Kraft ist es, welche man unter dem Namen des Bildungstriebes kennt.

Anmerk. Man sehe hierüber Blumenbach über den Bildungstrieb, Göttingen 1791. 8.

---

## §. 12.

## Erregbarkeit.

Außer dem Bildungstriebe bemerken wir in dem organischen Wesen als zweite Wirkuug der Lebenskraft noch die Erregbarkeit oder Reizbarkeit, d. h. die Empfänglichkeit für Reiz und reizende Eindrücke, durch welche die Organe aufgeregt, und in Bewegung gesetzt werden.

Vornehmlich geht dieser Reiz auf die Muskel- und Nerven-Faser, in welchen beiden er aber nicht auf völlig gleiche Weise wirkt. Daher hat man eine Unterabtheilung, und bemerkt

1) die Muskelreizbarkeit (Contraktilität, Irritabilität) und

2) die Nervenreizbarkeit (Sensibilität, Empfindbarkeit).

---

## §. 13.

## §. 13.

## Muskelreizbarkeit.

Vermöge dieser Eigenschaft ziehen sich die Fleischfasern, wenn sie gereizt, d. h. von gewissen Körpern berührt werden, zusammen.

Die gereizte Fleischfaser verkürzt sich, und so wie die Reizung aufhört, läßt die Verkürzung nach.

So wie sich der ganze Muskel verkürzt, wird er auch dicker und härter: wenn er wieder in den Zustand der Ruhe übergeht, wird er wieder länger, dünner und weicher.

Man sieht, daß hierin der Grund der Bewegbarkeit liegt.

---

## §. 14.

## Nervenreizbarkeit.

Die Nerven haben eine andere besondere Art der Erregbarkeit. Vermöge dieser bringen sie jene Veränderung in dem organischen

We:

Wesen hervor, welche wir Empfindung nennen, d. h. Gewahrwerden gewisser Eindrücke. Die andern Theile des Körpers sind zu dieser Veränderung nicht fähig, und heißen daher unempfindlich.

Folgende Versuche und Erfahrungen über die Nerven beweisen dieses.

1) Wenn der Nerve, der zu einem Sinnenwerkzeuge hingeht, gedrückt, oder abgeschnitten wird, so hören die Empfindungen auf, welche man sonst dadurch erlangte.

2) Eben so verhält es sich in jedem andern Theile des Körpers. Die Empfindung hört darin auf, wenn der dahin gehende Nerve gedrückt, unterbunden oder abgeschnitten wird.

3) An den Orten, wo sich mehrere Nerven befinden, ist die Empfindung stärker, als an jenen, wo wenigere sind; wo sie gänzlich mangeln, mangelt auch die Empfindung.

In den Nerven liegt also der Grund der Empfindbarkeit.

---

## §. 15.

## Erscheinungen in dem thierischen Leben des Menschen.

So lange also alle diese Kräfte in dem Körper wirken, sagen wir von ihm, daß er lebe.

Der Körper ist gesund, so lange alle gehörig wirken; krank, wenn sie in ihrer Wirksamkeit gestört werden.

Während des Lebens bemerken wir an ihm folgende Erscheinungen, daß er sich

1) nährt,

2) daß er wächst,

3) sein Geschlecht fortpflanzt.

Nahrung zu sich zu nehmen, wird er durch den Reiz des Hungers und Durstes getrieben.

Hat

Hat er die Nahrungsmittel zu sich genommen; so geht das Geschäft der Ernährung von sich selbst von statten.

Eben so wächst er ohne sein weiteres Zuthun.

Während seines Wachsthums gehen gewisse merkliche Veränderungen in seinem Wesen vor, nach denen man sein ganzes Leben in gewisse Perioden abtheilen kann. Der Mensch wird 1) Kind 2) Knabe, Mädchen, 3) Jüngling, Jungfrau, 4) Mann, Weib, 5) Greis, Greisin (Matrone).

In der dritten dieser Perioden wird der Mensch fähig, sein Geschlecht fortzupflanzen, Kinder zu erzeugen.

Außer diesen Erscheinungen allen bemerken wir während des Lebens noch zwei besondere Zustände:

1) das Wachen,

2) den Schlaf.

So lange der Mensch mit mehr oder minder freiem Gebrauche der Theile seines organischen Körpers erscheint, und sich durch empfangene Eindrücke zu willkührlichen Thätigkeiten bestimmt, wacht er.

Wenn diese Empfänglichkeit und Thätigkeit abnimmt, kommt der Mensch in Schlummer, worauf der Schlaf folgt, welcher ein Unvermögen ist, während eines gewissen Zeitraums sich durch empfangene Eindrücke oder Reize zu willkührlichen Thätigkeiten zu bestimmen.

Nach und nach werden die Kräfte des Körpers immer schwächer, die Verrichtungen desselben werden unvollkommener, die Sinne stumpfer, die Reizbarkeit vermindert, bis endlich mit dem letzten Athemzuge das Leben aufhört.

Nun erfolgt der Tod, welcher in einer gänzlichen Entweichung der Lebenskraft aus allen Organen des Körpers besteht. Den Uibergang aus dem Leben in den Tod, nennt man Sterben.

Die Folge des Todes ist Verwesung. Der Körper des Menschen wird, so wie die Lebenskraft aus ihm entweicht, den chemischen Gesetzen der unorganischen Natur wieder unterworfen; der Stoff desselben wird zerlegt, und zu dem großen Haufen unbelebter Stoffe versammelt, um wieder in andere Körper überzugehen.

---

## §. 16.

## Werth der Kenntniß dieses Theiles, der Anthropologie für den Menschenforscher.

So haben wir jetzt das Wesen des Menschen nach seiner körperlich organischen Natur ermessen. Dieser für den Arzt so wichtige Theil von der Kenntniß der menschlichen Natur, ist für den Menschenforscher der uninteressanteste. Zwar nicht an sich, denn auch er ist äußerst lehrreich, und bietet uns Stoff genug zu Betrachtungen dar, die fähig sind, unsere ganze Bewunderuug zu erregen; allein wie schön gebildet, wie zweckmäßig geordnet,

wie

wie vollendet und vollkommen uns auch der Mensch als Organisation erscheinen möge; so erscheint er uns dabei doch immer nur, als — Thier, und ermangelt in dieser Hinsicht alles Werthes in unsern Augen, den er nur als denkendes, wollendes, frei handelndes, nach eigenen Gesetzen sich bestimmendes Wesen erhält. Was er als Thier thut und leistet, thut und leistet er aus Nothwendigkeit, unwillkührlich, ja das Meiste geschieht ohne sein Zuthun, ohne seine Absicht, nicht er wirkt, sondern die Natur wirkt in ihm.

Hierin liegt der Grund, warum uns ein Mensch, der sein ganzes Leben nur auf thierische Weise gewirkt hat, so verächtlich erscheint, und man sieht nun leicht ein, daß einem Menschen keine schlimmere Grabschrift gesetzt werden könne, als folgende von Gellert verfertigte:

## Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr die Welt gesehn.

Und

Und wird mir itzt kein Lied gelingen,
So wird es nimmermehr geschehn.

Von einem Greise will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten
Von ihm, von diesem Greise sah.

Singt, Dichter, Schützer ganzer Staaten,
Verewigt euch, und ihre Müh!
Ich singe nicht von Heldenthaten;
Der Greis sei meine Poesie!

O Ruhm, dring' in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb;
Hört, Zeiten, hört's! Er — ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

Dennoch kann auch der Menschenforscher der Kenntniß dieses Theiles der Anthropologie nicht entbehren, weil Geist und Körper so innig in dem Menschen verbunden sind, und wechselseitig aufeinander wirken. Ohne

nun

nun die körperliche Einrichtung zu kennen, würde er die geistige nicht völlig begreifen, und viele Erscheinungen und Aeußerungen in der Menschennatur sich nicht zu erklären wissen.

---

Drit-

## Dritter Abschnitt.

# Betrachtung des Menschen nach seiner sinnlichgeistigen Natur

oder

denjenigen Beschaffenheiten, durch welche sein Geist mittelst der Organisation mit der Sinnenwelt in Verbindung steht.

(Der Anthropologie physiologisch-psychologischer Theil.)

In seinem Denken, Wollen und Handeln liegt also der Werth und Hauptvorzug des Menschen, und auf diese Seite müssen wir nun unsere Aufmerksamkeit hinlenken.

### §. 17.

### Seele. Geist.

Daß wir denken und wollen, dessen sind wir uns alle bewußt. Denken und Wollen sind

aber

aber nicht Aeußerungen unserer Organisation. Wir spüren beides als Thätigkeiten eines Etwas in uns, das nicht nicht körperlich, und dem Körper entgegen gesetzt ist. Bloß aber aus seinen Wirkungen kennen wir es, ohne in das wahre Wesen desselben einzudringen. Wir nennen es eine Kraft, ein Vermögen, und bezeichnen es mit dem Namen Seele, Geist.

---

## §. 18.

### Mittel, wodurch Seele und Organisation in Verbindung stehen.

Dieses, nur aus seinen Wirkungen erkannte, geistige Wesen in uns ist aber mit der Organisation in eine innige Verbindung gebracht. Das Mittel, Geist und Körper in ihm zu verknüpfen, ist — Sinn.

Der Mensch nimmt Gegenstände durch die Eindrücke wahr, welche sie auf ihn machen. Die Fähigkeit solche Eindrücke zu erhalten,

die

die Empfänglichkeit dafür, heißt Sinnlichkeit.

Da man jeden wahrgenommenen Eindruck eines Gegenstandes auf uns Empfindung nennt (gleichsam Einfindung desselben in uns); so könnte man die Sinnlichkeit auch als Fähigkeit der Empfinduug erklären, und sagen: Empfindung sei der Mittelpunkt, worin sich Organisation und Geist berühren.

Da nun, wie gezeigt worden, Empfindung in einem organischen Wesen mittelst der Nerven entsteht (§. 14.); so ersieht man aus diesem allen sehr leicht, daß die Sinnlichkeit, oder das Empfindungsvermögen des Menschen eine solche Anordnung seiner Nerven in seiner ganzen Organisation erfordere, daß dadurch Eindrücke von Gegenständen auf eine leichte zweckmäßige Weise gemacht werden können.

---

§. 19.

## §. 19.

## Nervensystem.

Bei der Angabe der einzelnen Theile des menschlichen Körpers ist gezeigt worden, in welcher Verbindung Nerven, Rückenmark und Gehirn mit einander stehen, und man weiß, daß in einem organischen Wesen keine Verbindung zwecklos sein könne. Diese aber ist es am wenigsten.

Die Nerven, welche alle aus vielen Fäden bestehen, theilen sich theils in Aeste und Aestchen, und verlieren sich oft in eine breiähnliche Masse, theils aber in Nervenfäden, die sich wieder vereinigen, und ganze Nervengeflechte bilden. An einigen Orten entstehen durch die Vereinigung der Nervenfäden Nervenknoten.

Bei der so großen Reizbarkeit der Nerven und ihrem Zusammenhange unter einander werden durch Erschütterung des einen Nerven sofort alle übrigen mit erschüttert, und so theilt sich die Erschütterung dem ganzen

Körper mit. Vornehmlich aber dem Gehirne, diesem großen Sammelplatze der ädelsten Empfindungsorgane. In ihm scheint der Brennpunkt zu sein, der alle einzelnen Empfindungen zusammenfaßt, und gleichsam in einander schmilzt. Man nennt es daher auch den gemeinsamen Empfindungsplatz (sensorium commune). Statt eines Beweises berufe ich mich auf jedes Einzelnen eigne Erfahrung.

Diese Erfahrung hat Mehrere bewogen, das Gehirn als den Sitz der Seele anzugeben. Ob es dieser nicht sei? Ich kann darauf auch jetzt keine andere Antwort ertheilen, als ich einst schon in meinem Werke über die Bestimmung des Menschen gab:

„Wir sehen ein, daß alle Operationen des Erkennens und Denkens eben so viele Veränderungen sind, die in unserm Innern vorgehen. Keine Veränderung aber kann vorgehen, ohne durch irgend eine Kraft bewirkt zu werden, mithin setzen auch alle diese Veränderungen eine sie bewirkende Kraft in uns voraus.

Him:

Himmelweit aber von allen Funktionen des Organismus unterschieden, können wir nicht annehmen, daß diese Veränderungen blos durch unsre eigne Organisation hervorgebracht werden. Wodurch aber sonst? — Ja, wer dies wüßte, wer dies angeben könnte! — Wir können mehr nicht, als von ihren Wirkungen auf sie zurückschließen, was wir auch nur bei allen andern Kräften können. Alles, was wir bisher davon ausmitteln konnten, war — daß sie seien die unbekannte Ursache gewisser Thätigkeiten. Die Kraft, durch welche jene Veränderungen in uns wirklich werden, nimmt man als eine geistige Kraft an, setzt sie dem Körper und seinen Kräften entgegen, und nennt sie Seele.“ —

„Unstreitig liegt in den Nerven und dem Gehirn das Medium, das Geist und Körper mit einander verbindet. Wir wollen aber nicht unbescheiden sein, und weder mehr zu wissen vorgeben, noch mehr zu wissen verlangen, als dieses. Ich sage deshalb nichts von

allen Hypothesen, die man ergrübelt hat, um diesem Geheimnisse näher auf die Spur zu kommen, kein Wort von dem Nervensafte und Nervenäther, von dem elektrischen Strome in den Nerven, oder dem zwiefachen Seelenorgane u. a. m.“

„Weit weniger aber noch von dem Sitze der Seele, ob sie in der Zirkeldrüse stecke, in den Steinchen der Zirbeldrüse, in der Gehirnhölen-Feuchtigkeit, oder wo sonst. Es ist hier von einer Kraft die Rede, und ich bin in der That keiner von denen, die keine Grenze im Philosophiren anerkennen. Denken kann ich sie, aber nicht erkennen, und es soll mir nie einfallen, etwas erkennen zu wollen, das kein Gegenstand des Erkennens ist.“

---

## §. 20.

## Die fünf Sinne.

Von der Einrichtung des Nervensystems in unserer Organisation hängt also unser Empfin-

den

den ab, ja es ist darauf gegründet. Dieses veranlaßt uns noch zu einer besondern Untersuchung.

An verschiedenen Theilen der menschlichen Organisation sind besondere Einrichtungen und eigne Werkzeuge, durch welche die Gegenstände leichter auf die Organisation wirken, und Eindrücke in derselben machen können. Diese Werkzeuge nennt man Sinnenwerkzeuge, und sie sind gleichsam Kanäle, welche die äußere Welt mit der innern Organisation des Menschen in Verbindung setzen.

Man zählt deren fünf. Das Werkzeug des Sehens, Hörens, Riechens, Schmeckens, Fühlens.

Zu den drei ersten sind eigne Organe angebracht, das Auge, das Ohr, die Nase; der Sinn des Geschmacks liegt in den Nerven der Zunge, und zum Theil in allen inwendigen Theilen des Mundes; der Gefühlssinn hat seinen Sitz in der Haut (§. 7.), und den darin befindlichen Nerven, vorzüglicher aber

in

in der Hand und den Fingern inwendig, und zwar hauptsächlich in den Spitzen.

---

## §. 21.

## Gefühlssinn.

Vermittelst des Gefühlssinnes nehmen wir Gegenstände und Eigenschaften derselben durch die unmittelbare Berührung wahr, welche sie auf unsern Körper äußern.

Undurchdringlichkeit, Ausdehnung, Größe, Gestalt, Glätte, Rauhigkeit, Härte, Weiche, Festigkeit, Flüssigkeit, Kälte, Wärme, — sind Eigenschaften, welche wir von Gegenständen durch ihn kennen lernen.

---

## §. 22.

## Geschmackssinn.

Vermittelst des Geschmackssinnes unterscheiden wir das für uns Angenehme oder Unan-

ge-

genehme der Mischung, welches in den Gegenständen enthalten ist.

Schärfe, Säure, Salzigkeit, Süßigkeit, Bitterkeit u. s. w. sind Eigenschaften, mit welchen wir durch den Geschmackssinn bekannt werden.

---

## §. 23.

## Geruchssinn.

Andere Eigenschaften der Gegenstände sind es, die wir durch den Geruchssinn kennen lernen.

Es sind flüchtige Stoffe, welche aus den Körpern ausdünsten, und sich in der Luft verbreiten. Die in der Schleimhaut der Nase verbreiteten Nervenenden erhalten davon einen eignen Eindruck, welchen man Geruch nennt. Dieser Geruch ist angenehm oder unangenehm, Wohlgeruch oder Gestank.

Im Allgemeinen sind nur flüchtige brennbare Stoffe riechbar.

In Ansehung der Bezeichnung der Eigenschaften, welche wir durch den Geschmacks- und Geruchssinn von den Gegenständen kennen lernen, ist die Sprache sehr arm. Wir unterscheiden diese Eigenschaften nur sehr unbestimmt, und sind darin noch sehr im Dunkeln.

Beide Sinne scheinen uns aber über Schädlichkeit und Unschädlichkeit von Gegenständen näher zu belehren, denn man hat bemerkt:

1) Alles, was einem Gesunden, und nicht Verwöhnten angenehm schmeckt, sei auch dem Körper dienlich, (Loder Anfangsgr. d. med. Anthrop.) und umgekehrt, und

2) die meisten wohlriechenden Produkte seien heilsam, die übelriechenden schädlich.

Sonst haben alle bis jetzt genannten drei Sinne dieses mit einander gemein, daß sie unmittelbarer, durch eigne Berührung, mit den Gegenständen in Verbindung kommen, mittel-

telbarer aber wirken die folgenden beiden, welche man gewissermaßen die ädleren Sinne nennen könnte.

---

## §. 24.

## Gehörsinn.

Vermittelst des Gehörsinnes werden wir für Ton und Schall empfänglich, und lernen Töne unterscheiden, welche durch das Zusammenstoßen elastischer Körper erregte Bewegungen und Schwingungen der Luft sind, die auf verschiedene Weise in das Ohr, dieses künstlich gebaute Werkzeug des Gehörs, dringen, die damit in Verbindung gesetzten Nerven erschüttern, und so eine Bewegung in der Organisation erregen.

Hieraus kann man urtheilen, warum die Empfindungen des Gehörs so mächtig auf uns wirken, und warum uns der Zauber der Musik so sehr bewege.

Uiber Nutzen und Wichtigkeit des Gehörs braucht man wenig zu sagen, weil diese zu einleuchtend sind. Durch diesen Sinn gewahren wir Gegenstände aus weiter Entfernung, und können so mancher drohenden Gefahr vorbeugen. Doch wozu erst das Geringere berechnen! Können sich Menschen nicht durch ihn am leichtesten und vollständigsten mit einander in Gemeinschaft der Gedanken und Empfindungen setzen? Und besteht nicht unsre Sprache aus (gesetzlich durch den Verstand geordneten) Tönen?

Anmerk. Man sehe Herders Preißschrift über den Ursprung der Sprache.

---

## §. 25.

## Gesichtssinn.

Durch den Gesichtssinn erhalten wir Anschauungen von Gegenständen vermittelst des Lichtes, welches auf das in der Nervenhaut des Auges verbreitete Nervenmark dieses Auges wirkt.

Die

Die Bedingungen des Sehens sind folgende:

1) daß die Lichtstrahlen, welche von der dem Auge zugekehrten Fläche eines Körpers zurückgeworfen werden, durch die durchsichtigen Theile unsers Auges zu der Nervenhaut gelangen, und

2) daß sich diese Lichtstrahlen wieder in einen Punkt vereinigen, und mithin der Körper auf der Nervenhaut abgebildet werde.

Auch bei diesem Sinne ist es wohl nicht nöthig, seinen Nutzen und seine Wichtigkeit einzeln aufzuzählen. Licht und Farben sind es, die wir durch ihn kennen lernen. Wir unterscheiden durch ihn Hellung, Finsterniß und Schatten, Länge, Breite, Höhe, Tiefe u. a. m. an den Gegenständen.

---

## §. 26.

## Folgerungen, welche sich hieraus ergeben.

Alles bisher Gesagte überzeugt uns, daß alle Eindrücke, welche von äußern Gegenständen auf uns gemacht werden, dazu dienen, uns irgend eine Eigenschaft derselben bekannt zu machen. Alle Empfindungen also dienen, uns die Gegenstände kennen zu lehren, oder uns Erkenntnisse davon zu verschaffen, und zum Denken darüber zu veranlassen.

Auf welche Art und Weise dieses geschehe, das werden wir in dem Folgenden sehen, wo wir unserm Ziele immer näher kommen.

---

# Vierter Abschnitt.

# Betrachtung des Menschen nach seiner geistigen Natur.

(Der Anthropologie psychologischer Theil.)

## A.

## Erkenntnißvermögen.

### §. 27.

### Geistige Selbstthätigkeit im Menschen.

Bei allen Empfindungen, die der Mensch erhält, verhält er sich bloß leidend, er nimmt sie, ohne selbst dabei zu wirken, auf. Allein nicht immer empfängt er diese Eindrücke bloß leidend, sondern er wird dadurch in seinem Innern zu einer thätigen Rückwirkung veranlaßt.

So gleichen die Empfindungen einem Haufen von Materialien, die dem Menschen durch die Sinne zugeführt werden, damit er sie selbst verarbeite, und mit eigner Kraft etwas aus ihnen mache.

---

## §. 28.

## Bewußtsein. Selbstbewußtsein.

Daß dem so sei, und daß der Mensch eine solche Kraft besitze, bedarf keines Beweises, denn jeder ist sich dessen unmittelbar bewußt. Jeder Mensch weiß es, daß Gegenstände auf ihn einwirken, er hat Bewußtsein davon. Eben so auch, daß verschiedene Gegenstände auf verschiedene Art auf ihn einwirken. — Auf Ihn? — Und wer ist dieser Er? Seine Organisation? — Nein, er unterscheidet etwas in sich selbst, das nicht seine Organisation ist, — er nennt dieses sein eigentliches wahres Ich, das er auch getrennt von seinem Körper sich recht wohl denken kann. Daß dieses

ses Ich es sei, welches jene Einwirkungen empfange, und sodann seine Selbstwirksamkeit äußere, dessen ist sich der Mensch ebenfalls unmittelbar bewußt (Selbstbewußtsein).

Der Mensch also, dessen inneres geistiges Wesen, durch Einwirkungen darauf, in Thätigkeit gesetzt wird, unterscheidet in seinem Bewußtsein

1) die Gegenstände, die sich ihm durch die Empfindung ankündigen und

2) sich selbst, als von diesen Gegenständen verschieden.

---

## §. 29.

## Vorstellung.

Außer diesen beiden unterscheidet er aber noch eins, als von sich selbst, und von dem Gegenstande, der sich ihm durch die Empfindung ankündigte, verschieden, und dieses ist die Vorstellung dieses Gegenstandes.

Hier-

Hiemit eröfnen sich die geistigen Thätigkeiten des Menschen.

Wir fragen hier zuerst, was heißt: sich einen Gegenstand vorstellen, oder eine Vorstellung von ihm haben?

Man stellt sich einen Gegenstand vor, wenn man sich ihn gleichsam in seinem Innern so abbildet, so vor sich hinstellt, als ob er wirklich vor uns stünde. Man stellt sich z. B. ein Pferd vor; so schwebt uns gleichsam ein Bild desselben vor dem Geiste, das ihm gleicht. Dieses Bild aber ist nicht das Pferd selbst, sondern etwas von dem Pferde Verschiedenes, und von mir selbst, der vorher das wirkliche Pferd gesehen hatte, Hervorgebrachtes.

Dieses Wenige hier Gesagte läßt uns über die eignen Wirkungen unsers geistigen Vermögens keinen Zweifel, und wir sehen daraus in unserm Innern gleichsam eine neue Welt hervorgehn, in der die Sinnenwelt sich zwar abspiegelt, die aber doch, dessen sind wir uns

völ-

völlig bewußt, unsre eigne Schöpfung ist.
Es entsteht in uns eine Welt der Gedanken.

---

Mein Selbst —, wie wird, wie wird
es dir,
Unerforschtes du, in diesem Schädel?
Wenn du sie überfliegest
Die Stirne, die dich schließt, und schränkt,
und fesselt?
O du, — mein Ich! wie ist dir dann?
wie mir?
Denn Ich, Ich bin es ja,
Den diese Festung schließt, und schränkt
und fesselt!
Denn ich, denn ich bin's ja, der herrscht
in diesem Lustreich!
Denn ich, denn ich bin's ja, der angefesselt
Doch überfliegt die Grenze dieser Festung.
Wie ist mir beim Gedank an deinen Wun-
derbau
O Schädel! Grenze der regen Kraft in mir!

O Stirne, die ich fühle, warm und schla-
gend! Wie?
Wie wardst du, was du bist?
Wer, da er dich rund umwölbte, sprach:
„Hieher, und weiter nicht! hier lege sich
Der Stolz der Wellen dieses Bilder-Oceans,
Der in dir braußt. Hier breche der Strahl
des Lichts,
Der langsam oder Schnell der Dämmerung
des Geistes
Entgleitet, — hier! Er brech' und wende
sich zurück!"

Lavaters physiogn. Fragmente.

---

Laßt uns jetzt mit Ernst eintreten in das innerste Heiligthum des Menschen, und ihn belauschen bei der Schöpfung seiner Gedanken.

---

## §. 30.

## Unterschied in den Vorstellungen.

Der Mensch, haben wir gesehen, hat ein Vermögen Vorstellungen zu erhalten, er besitzt ein **Vorstellungsvermögen.**

Bei einiger Aufmerksamkeit, die wir auf unsre Vorstellungen wenden, welche wir von verschiedenen Gegenständen haben, bemerken wir aber gar bald, daß nicht alle unsre Vorstellungen gleich sind, sondern ein Unterschied unter ihnen ist. Wir stellen uns nicht alle Gegenstände gleich bestimmt, gleich genau, gleich deutlich vor, und daher schreibt sich folgende Eintheilung der Vorstellungen in

1) undeutliche und

2) deutliche Vorstellungen.

**Eine undeutliche Vorstellung** habe ich von einem Gegenstande, wenn ich sie nicht genau und bestimmt von andern unterscheiden kann.

Eine deutliche Vorstellung herge: gen habe ich von einem Gegenstande, wenn ich sie vollkommen genau und bestimmt von allen andern unterscheiden kann.

Der erstern bin ich mir nicht genau bez wußt, wohl aber der letztern.

---

## §. 31.

## Bemerkung, Aufmerksamkeit, Absonderung, Beobachtung.

Das Undeutliche in den Vorstellungen läßt sich indeß bald zur Deutlichkeit aufklären, wie folgende Umstände darthun.

Gewahrwerden eines Gegenstandes ist die erste Erforderniß zu einer Vorstellung von ihm, und hiezu ist die bloße Empfänglichkeit für einen Eindruck desselben auf uns nothwendig. Ist dieser aber geschehen, so muß die Selbstthätigkeit des Menschen zur Mitwirkung eintreten.

Der Mensch muß nun zuförderst den Gegenstand bemerken, d. h. dasjenige, was er Besonderes hat, an ihm aufsuchen, er muß genau auf ihn hinsehen, aufmerksam auf ihn sein.

Das Besondere eines Gegenstandes ist dasjenige, was ihn von andern unterscheidet. Dieses muß man in der Vorstellung von demjenigen trennen oder absondern (abstrahiren) was er mit andern Aehnliches hat. Diejenigen Eigenschaften, welche nach einer solchen Absonderung dem Gegenstande wesentlich bleiben, sind seine Kennzeichen, Merkmahle.

Je genauer ich durch Bemerkung, Aufmerksamkeit und Absonderung mir der Kennzeichen eines Gegenstandes bewußt werde, desto deutlicher wird meine Vorstellung von ihm.

Eine solche Bemerkung der Gegenstände, welche in der Absicht angestellt wird, um uns mit ihren Kennzeichen genau bekannt zu machen, heißt Beobachtung, und sie ist am

meisten behilflich, uns von Gegenständen deutliche Vorstellungen zu verschaffen.

---

§. 32.

## Erkenntniß. Erkenntnißvermögen.

Dadurch gelangt der Mensch zu Erkenntnissen.

Erkenntniß von einem Gegenstande ist das Bewußtsein seiner wesentlichen Kennzeichen in der Vorstellung desselben.

Wir schreiben dem Menschen ein Erkenntnißvermögen zu, wiefern er die Fähigkeit hat, sich der wesentlichen Kennzeichen von Gegenständen in der Vorstellung bewußt zu werden.

---

§. 33.

## Begriff. Verstand.

Von einzelnen Vorstellungen gelangt man zu allgemeinen, oder Begriffen. In-

dem

dem wir nämlich unsere Vorstellungen von mehreren Gegenständen im Geiste zusammenstellen, und mit einander vergleichen, finden wir, daß mehrere gewisse Merkmahle mit einander gemein haben. Diese mehreren gemeinsamen Merkmahle denken wir zusammen, und fassen sie nun in eine eigne Vorstellung, welche man eine allgemeine Vorstellung, oder einen Begriff nennt, weil sie gleichsam alle einzelnen Vorstellungen einer gewissen Art unter sich begreift, oder eine Menge Einzelheiten in eine Einheit zusammenfaßt.

Die Bildung der Begriffe geschieht also dadurch, daß wir unsern Vorrath von Vorstellungen ordnen, unter einander vergleichen, die gemeinsamen Merkmahle absondern und zu neuen Einheiten verknüpfen.

Das Vermögen dieses alles zu thun, heißt der Verstand.

---

## §. 34.

## §. 34.

## Urtheilskraft.

Nach dieser Thätigkeit des Verstandes bringt man mehrere Begriffe und Vorstellungen in eine gesetzmäßige Verknüpfung, und vereinigt sie in einem Bewußtsein.

Dieses geschieht durch Urtheilen.

Man urtheilt von einem Gegenstande, wenn man ihm gewisse Merkmale beilegt, oder abspricht.

Dazu sind Begriffe, oder allgemeine Vorstellungen nothwendig, denn man muß die gemeinsamen Merkmahle kennen, um sie einem vorkommenden einzelnem besondern Gegenstande beizulegen, oder abzusprechen.

Dieses Umstandes wegen erklärt man ein Urtheil auch für eine solche Handlung des Verstandes, wodurch er einzelne Gegenstände unter einen Begriff, oder überhaupt das Besondere unter das Allgemeine aufnimmt, oder davon ausschließt.

Ur-

Urtheilen aber heißt: entscheiden, ob ein Gegenstand unter einem gewissen Begriffe, ein Einzelnes unter einem Allgemeinen könne befaßt werden, oder nicht.

Wiefern der menschliche Geist diese Thätigkeit äußert, schreiben wir ihm Urtheilskraft zu.

---

## §. 35.

## Vernunft.

Bei einem Urtheile bestimmen wir das Verhältniß eines gegebenen Mannichfaltigen zur Einheit des Bewußtseins unmittelbar. Oefters aber trifft es sich, daß man über Gegenstände nicht sofort urtheilen kann, weil man nicht gleich einsieht, ob man sie unter einen gewissen Begriff bringen könne, oder nicht. Hier urtheilt man mittelbar, d. h. man vergleicht zwei Begriffe durch Hilfe eines dritten (Mittelbegriffes) mit einander, und

be-

bestimmt auf diese Weise sein Verhältniß. Man erkennt demnach die Wahrheit eines Urtheils vermittelst seiner Abfolge aus andern Urtheilen.

Dieses Erzeugniß eines dritten Urtheils aus zwei andern Urtheilen nennt man einen Schluß, und man sieht nun leicht ein, warum das Schließen ein mittelbares Urtheilen genannt wurde.

Das Vermögen des Geistes Schlüsse zu bilden nennt man Vernunft.

Die Vernunft, als das Vermögen zu schließen, vollendet unser ganzes Denkgeschäft, und ist insofern die höchste und wichtigste unserer geistigen Thätigkeiten. Die höchste, denn sie setzt den Verstandesgebrauch, und seine Bedingungen voraus. Aber auch die wichtigste, denn was ist unsre ganze Sammlung von Vorstellungen und Begriffen, ohne wechselseitige Verbindung? — Nun aber sind die Gegenstände der Erkenntniß, welche vorher zerstreuten Massen glichen, näher an

ein:

einander gerückt, und verstatten so eine nicht bloß schnellere, sondern auch sicherere Uibersicht, nach welcher man sich immer besser zurecht findet. Wir mitteln nun die Verhältnisse unsrer Erkenntnisse und ihrer Gegenstände immer besser aus, und erlangen mithin lichtere Einsicht in die Wahrheit oder Falschheit unsers Wissens.

---

## §. 36.

## Denken.

Alle diese einzelnen Handlungen des menschlichen Geistes zusammengenommen, machen das Denken aus. Der Mensch denkt, das heißt, er schaft durch die Kraft seines Geistes die Welt außer sich mit ihren Gegenständen noch einmal in sich. Durch Begriffe stellte er sie sich vor, ordnet, trennt, verbindet diese Begriffe, und vereint sie so gesetzmäßig geordnet in seinem Bewußtsein.

Verstand und Vernunft bestimmen sein Denken. Verstand wird von verste-

hen,

hen, Vernunft von vernehmen abgeleitet; wir lernen durch unser Denken den Geist der Natur verstehen, wir vernehmen dadurch die Stimme des Weltgeistes.

Da fällt der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit tritt auf die entwölkte Stirn,
Wo der erhabne Fremdling, der Gedanke,
Springt aus dem staunenden Gehirn.
Nun steht der Mensch, und zeigt den Sternen
Das königliche Angesicht,
Es danket in erhabnen Fernen
Sein sprechend Aug dem Sonnenlicht.

Schiller.

Allein noch ist das ganze Feld unserer geistigen Thätigkeiten nicht ausgemessen, und wir haben noch einige Aeußerungen derselben anzugeben, die gleichsam als Verbindungsglieder zwischen jenen dienen.

---

## §. 37.

## Erinnerungsvermögen, Gedächtniß.

Wenn ich mir heute zwar einer Vorstellung, oder eines Urtheils bewußt wäre, allein morgen wüßte ich nicht mehr, daß ich mir gestern derselben bewußt gewesen, würde mir es dann wohl jemals möglich werden, etwas im Zusammenhange zu denken? Unmöglich. Alles würde im Fluge vor mir vorübereilen, und ich könnte immer nur den gegenwärtigen Moment erhaschen. — Doch nein, auch das könnte ich nicht einmal, denn indem ich ihn erhaschen wollte, wäre er schon vom folgenden verdrängt, und keiner liese eine Spur seines Daseins zurück. Wenn es demnach möglich werden soll, daß ich jemals etwas im Zusammenhange denke; so muß ich nicht nur des jetzigen Urtheils mir bewußt werden, sondern auch in Zukunft mir bewußt sein, daß ich seiner schon vordem mir bewußt war. Mit einem Worte, ich muß mich jedes ehemaligen Zustandes meines geistigen Vermögens

erin-

erinnern können. Daß wir dies können, ist Thatsache, und mithin müssen wir uns ein Erinnerungsvermögen zuschreiben.

Allein dieses wäre noch nicht genug. Beim Denken muß ich ehemals gehabte Vorstellungen mir vorstellen, und mithin diese im Augenblicke des Denkens selbstthätig in mir hervorbringen. Um denken zu können, muß ich also auch das Vermögen haben, ehemalige Vorstellungen jetzt willkührlich in mir hervorzubringen. Dieses Vermögen besitzen wir im Gedächtniß.

---

## §. 38.

### Einbildungskraft, Phantasie.

Indem wir in uns die Vorstellung von einem Gegenstande wieder hervorrufen, schwebt derselbe gleichsam unwillkührlich vor dem Auge unseres Geistes, so daß wir ihn gleichsam in der Vorstellung, d. h. ohne ihn eben jetzt gegenwärtig vor uns zu haben, anschauen.

Wir

Wir haben das Vermögen, Gegenstände, auch wenn sie jetzt abwesend sind, und wir nur die Vorstellung von denselben freiwillig hervorrufen, anzuschauen, und dieses Vermögen hat man mit einem sehr bezeichnendem Worte benennt, — Einbildungskraft (Imagination).

Ohne Einbildungskraft ist kein Gedächtniß, ohne Gedächtniß überhaupt kein zusammenhängendes Denken möglich.

Phantásie heißt die Einbildungskraft, sofern sie auch unwillkührlich Einbildungen hervorbringt.

---

## §. 39.

## Dichtungsvermögen.

Alle Bilder, welche wir vermittelst der Einbildungskraft in uns erzeugen, müssen uns irgend einmal in der Anschauung gegeben worden sein. Neues bringt diese Zauberin nicht hervor, sie ist also nicht schöpferisch, sondern nur hervorrufend. Freilich finden wir, daß

sie

sie nach Willkühr öfters neue, und oft seltsame, Bilder erzeugt, denn was hindert sie, sich ein Geschöpf mit einem Frauenkopfe, Thierleibe und Fischschwanze zusammenzusetzen? Allein vorher nimmt sie doch am Ende diese ihre eignen Geschöpfe, als aus dem Vorrathe von Vorstellungen, die sie beliebig trennt, und wieder verbindet? Diese eignen Geschöpfe der Einbildungskraft unterscheiden sich nur dadurch von den Bildern, welche sie in Gemäßheit von Anschauungen sich entwirft, daß ihnen keine Anschauung entspricht. Sie sind also nichts Wirkliches, sondern bloße Dichtungen.

Diesen verschiedenen Aeußerungen zu Folge kann man die Einbildungskraft von zwei Seiten betrachten, denn sie ist entweder bloß hervorrufend oder selbstbildend, nach eignem Belieben zusammensetzend. Wiefern sie das letztere ist, bezeichnet man sie mit einem besondern Namen, und nennt sie das Dichtungsvermögen.

---

## B.

# Gefühlsvermögen.

In dem Bisherigen haben wir gesehen, wie alle Empfindungen dazu dienten, uns Erkenntnisse von Gegenständen zu verschaffen, und zum Denken darüber zu veranlassen (§. 26.), allein dies ist nicht die einzige Wirkung, welche sie in uns verursachen. Sie erregen nicht bloß unsern Verstand, sondern auch unser Gefühl, und die verschiedene Art und Weise, auf welche sie dieses thun, wollen wir jetzt mit Wenigem betrachten.

---

## §. 40.

### Gefühl. Gefühlsvermögen.

Es ist allerdings wahr, daß alle Eindrücke welche von äußern Gegenständen auf uns gemacht werden, d. h. alle Empfindungen dazu dienen, uns irgend eine Eigenschaft jener Gegenstände kennen zu lehren (§. 26.), allein es ist auch eben so gewiß, daß die Eindrücke

davon einen gewissen bestimmten Zustand in uns erregen, welcher uns entweder angenehm, oder unangenehm, oder gleichgiltig ist. Sofern wir nun bei einer Empfindung gar nicht auf die Erkenntniß der Gegenstände, welche Eindruck auf uns machen, sehen, sondern uns bloß unseres eigenen Zustandes, entweder als angenehm oder unangenehm, oder gleichgiltig dabei bewußt werden, heißt jene Empfindung — Gefühl.

Fühlen heißt: sich seines eigenen Zustandes bewußt sein.

Das Vermögen sich eines eigenen bestimmten Zustandes bewußt zu werden, heißt das Gefühlsvermögen, und im gemeinen Leben schlechthin Gefühl.

Anmerk. Das Gefühl ist von der Empfindung verschieden. Die letztere wird in der Organisation selbst wahrgenommen, das Gefühl aber kündigt sich einzig im Bewußtsein an.

Ich empfinde die Einwirkung eines Gegenstandes, aber ich fühle mich.

Das Gefühl ist verschieden von der Vorstellung, denn ich kann mir des Gefühls bewußt werden, ohne von dem Gegenstande, der mich in den Zustand des Gefühls versetzte, eine Vorstellung zu haben.

Man verwechsle dieses Gefühl, welches ein Zustand unsers inneren Wesens ist, nicht mit dem Sinne des Gefühls. (§. 21.)

---

## §. 41.

## Verschiedene Arten der Gefühle.

Die Gefühle theilt man auf eine doppelte Art ein, 1) nach ihren Ursachen und 2) nach ihren Wirkungen.

Nach ihren Wirkungen sind die Gefühle dreifach:

1) angenehme, welche Lust in uns erregen, oder

2) unangenehme, welche Unluſt in uns erregen. Es iſt aber

3) auch ſehr wohl denkbar, daß einige weder der Luſt noch Unluſt erregen, und uns mithin gleichgiltig laſſen.

Nach ihren Urſachen ſind die Gefühle entweder

1) ſinnliche, körperliche, oder

2) geiſtige, die ihren Grund in Vorſtellungen haben.

Die letztern kann man wieder abtheilen.

1) in Gefühle aus Erkenntniſſen (geiſtige im engern Sinne)

2) Gefühle aus dem Bewußtſein des ſittlichen Verhaltens (moraliſche) und

3) Gefühle aus Vorſtellungen des Schönen oder Häßlichen, und deſſen, was darauf Beziehung hat (äſthetiſche).

---

## §. 42.

## Sinnliche oder körperliche Gefühle.

Alle sinnliche Gefühle kündigen uns das Befinden, Wohl: oder Uibelbefinden, unsers Körpers an.

Der erste Grad alles Wohlbefindens ist das, was wir Behaglichkeit nennen, jene Ruhe, jenes Gleichgewicht aller Kräfte in uns, wo jede für die andre, keine der andern zuwider wirkt. Ihr ist der Zwang entgegengesetzt, jener unnatürliche Zustand unsers Wesens, worin irgend eine oder mehrere Kräfte gestört, unterbrochen, in ihrer Wirksamkeit aufgehalten worden sind.

Jeder Zwang verursacht unangenehmes Gefühl in uns, Schmerz.

Jedes Gefühl angenehmer Empfindung verursacht uns Vergnügen.

Diese Gefühle werden durch den Zustand des ganzen Körpers überhaupt erregt, einige scheinen mehr nur aus dem Zustand einzelner

Thei-

Theile des Körpers zu entstehen, z. B. Hunger, Durst, Kitzel u. a. m.

---

## §. 43.

## Geistige Gefühle.

Die geistigen Gefühle entspringen aus der Thätigkeit der Kräfte unsers Geistes auf die Handlungen des Verstandes und der Vernunft. Wenn uns bei der Erkenntniß Hindernisse aufstoßen, wenn wir bedeutende Schwierigkeiten dabei finden; so giebt uns das Mißvergnügen: Vergnügen hingegen fühlen wir, wenn die Thätigkeit des Verstandes leicht von statten geht, oder wir die aufstoßenden Hindernisse glücklich besiegen.

Eine ergiebige Quelle von Gefühlen eröffnet sich für den Menschen in der Einbildungskraft, durch das Wiederaufwachen ehemals gehabter Vorstellungen.

Hierunter kann man auch die Affekten oder Gemüthsbewegungen rechnen,

Ge:

Gefühle, welche durch die Vorstellung irgend eines Zwecks in uns erregt werden.

---

## §. 44.

## Moralische Gefühle.

Diese mit den vorigen gewissermaßen verwandten Gefühle werden in dem Menschen durch das Bewußtsein eines guten oder bösen Verhaltens erregt.

Die weitere Ausführung hiervon an einer andern Stelle.

---

## §. 45.

## Aesthetische Gefühle.

Diese Gefühle entstehen durch die Empfindung der Lust oder Unlust, welche in uns durch das Schöne oder Häßliche an den Gegenständen entstehen.

Wir beurtheilen nämlich die Gegenstände nicht bloß darnach, wie angenehm, nützlich, vor:

vortheilhaft u. s. w. sie uns seien, und unsre Vorstellungen nicht bloß darnach, wie wahr oder falsch sie seien; sondern wir beurtheilen sie auch nach ihrer Schönheit, nach dem, wie sie uns gefallen, und wiefern der Mensch über Schönheit oder Häßlichkeit an den Gegenständen, über das Gefallen oder Mißfallen an denselben urtheilt, legen wir ihm Geschmack bei.

Das Gefühl der Lust an dem Schönen unterscheidet sich von allen andern Gefühlen dadurch, daß es nicht eigennützig, sondern völlig rein ist. Alle andere Gefühle haben etwas Eigennütziges an sich. Die sinnlichen Gefühle versetzen uns dadurch in den Zustand des Vergnügens, weil angenehme Empfindungen dem Körper wohlbehagen, die geistigen Gefühle schmeicheln uns durch den Nutzen, welchen uns eine erweiterte Einsicht gewährt, ja selbst die ädelsten moralischen Gefühle sind dem Mehrtheil der Menschen nur darum so süß, weil sie ihn in den wünschenswerthen Zustand der Zufriedenheit versetzen. Uiberall

ist

ist hier Gewinn, Vortheil für uns, bei jedem ein Streben, etwas mit uns in Verbindung zu bringen, etwas für uns hervorzubringen.

Dieses bemerken wir bei den ästhetischen Gefühlen nicht, vielmehr bemerken wir, daß uns Gegenstände gefallen, ohne Hinsicht auf Nutzen und Vortheil, den sie uns gewähren möchten, ohne daß wir strebten, sie mit uns in Verbindung zu setzen. Sie gefallen uns durch sich selbst, durch ihre Beschaffenheit, ihre Form, wodurch sie unser Vorstellungsvermögen, unsre Erkenntnißkräfte in eine freie, leichte Thätigkeit versetzen, die entfernt von allem Zwange, aller Anstrengung uns ein Spiel dünkt, eine freie leichte Beschäftigung ohne ernsthaften Zweck.

Um dieses alles mehr einzusehen, so versuche man, sich selbst über die Gründe seines Wohlgefallens an einer schönen Gegend, einem schönen Gemählde u. s. w. Rechenschaft zu geben.

---

# Anhang.

## Uiber den Begriff des Schönen von Hirt.

(Aus Schillers Horen, Jahrgaug 1797, 1stes Stück.)

---

Unter dem Begriffe Schön fassen wir alle angenehmen Gefühle zusammen, welche von dem Empfindungsvermögen der beiden Sinne des Gesichts und Gehöres, oder von einer durch diese erweckten lebhaften Einbildungskraft herrühren.

Ich glaube, daß das beste sein möchte, auf den Ursprung des Wortes Schön Rücksicht zu nehmen, um sowohl den Sprachgebrauch des Wortes, als seine vielbedeutende Ideenbezeichnung festzusetzen.

Schön kommt von Scheinen her. Alles scheinet, was ein Leuchten, einen Glanz, einen Schimmer von sich giebt, wie das Sonnenlicht und die Farben. Scheinen ist ursprünglich bloß ein Begriff des Gesichtes, und auch das Wort Schön. Das Auge heftet

sich

sich an jeden Schein; in diesem besteht sein Wirken. Dunkelheit setzt das Organ außer Thätigkeit, und indem sie ihm die Gegenstände entzieht, so giebt sie dem Gesicht ein Gefühl des Unbehagens. Dunkelheit ist der Feind des Augensinnes. Jeder Schein hingegen giebt dem Auge schon einen Grad des Angenehmen, bloß dadurch, daß es thätig und wirksam sein kann. Mit dem Tageslichte fängt die Thätigkeit aller lebenden Wesen an. Dunkelheit hingegen ist Ruhe, Schlaf, Tod, Aufhören des Wirkens. Dunkelheit ist mit Verdacht, Schrecken, Entsetzen, erfüllt. — Schein giebt Muth, Freude, Thätigkeit. Der Sprachgebrauch nennt daher einen Sonnenhellen Tag einen schönen Tag, eine vom Monde oder den Sternen erhellte Nacht, eine schöne Nacht; gleichsam um zu sagen: ein scheinender Tag, eine scheinende Nacht. So liegt in dem Wort scheinen das angenehme Gefühl des Schönen. Der Sprachgebrauch zog nach und nach die Linie zwischen Scheinen und Schön, um

durch

durch das erste Wort bloß den Begriff von Licht zu bezeichnen, durch das zweite aber zugleich den Begriff eines angenehmen Lichtes.

Schön gilt in dem eigentlichsten Verstande nur von Farben. Die Mischung verschiedener Farben mit leichten Uibergängen, von stärkerm Lichte zu den gebrochenen Farben und Schatten, gewähren den Organen ein angenehmes Spiel, welches der Sprachgebrauch vorzugsweise Schön, als angenehm scheinend, benennt hat. — Nicht alles, was scheinet, ist schön, aber ohne Schimmer ist kein Schön.

Das Auge kann sich keine andern Begriffe machen, als welche ihm durch Farbe, Licht und Schatten zukommen. Durch Beihilfe eines andern Sinnes aber lernt es auch die Formen der Körper, und ihre verschiedenen Eigenschaften, Härte, Weichheit, Rauheit, Sanftheit u. s. w. unterscheiden. Dieser Lehrer des Auges ist das Fühlen (Tasten). Da aber kein Körper ohne Farbe ist, und dieselbe mit Licht und Schatten sich nach der Form

und

und den Eigenschaften des Körpers verändert, so kommt das Gesicht bald dahin, auch ohne fernere Beihilfe des Fühlens die Körper nach ihrer Form und mannichfaltigen Eigenschaften zu unterscheiden.

Der Sprachgebrauch bedienet sich des Wortes Schön bei den Formen und Eigenschaften der Körper in zwei Rücksichten. Erstlich weil jeder sichtbare Körper unter Farbe, Licht und Schatten erscheinet; und zweitens, weil das Auge in der zweiten Instanz, wenn ich mich so ausdrücken darf, Richter von der Form und den Eigenschaften der Körper ist.

Wenn wir etwas Schön nennen nach seiner Form, oder nach seiner Farbe, so verstehen wir immer das Schöne der Form, oder der Farbe nach der Natur eines solchen Wesens. Es giebt aber auch Formen, die ohne eine bestimmte Beziehung auf einen Körper zu haben, für das Auge schöner lassen, als andere. Eben so wie wir von Farbe, Licht und Schatten gesagt haben, daß das Auge

sich lieber auf einer als auf der andern verweile. Angenehmer für unser Gefühl, wie für das Auge sind die sich schlängelnden, wellenartigen, runden, ovalen Formen — angenehmer sind die geradlinigten, die gleicheckigten, als die spitzigen, die winkligten, die ausgebogenen, die vieleckigten, die zackigten, die sägenförmigen, die schiefen.

Das Auge urtheilt auch über Bewegung und Gebärde, Miene und Ausdruck. Alles was wir Gefälliges in denselben wahrnehmen, bezeichnen wir mit dem allgemeinen Begriff Schön: — Schöne Miene, schöner Ausdruck, schöne Bewegung.

Obgleich das Schöne allein ein ursprünglicher Begriff für das Gesicht ist, so bezeichnen wir doch jede angenehme Empfindung, die wir durch das Ohr erhalten, mit dem nämlichen Worte. So sprechen wir: ein schöner Ton, eine schöne Stimme, ein schöner Gesang.

Der Sprachgebrauch liebt, die eigentlichen Worte von Gesicht und Gehör wechselsweise zu entlehnen, um dadurch den Ausdruck gleichsam mehr zu versinnlichen und zu verstärken. Denn wie wir die Töne schön nennen, sagen wir auch: der Ton der Farbe, der Ton des Ganzen in den Farben; auch höret man wohl, der Einklang in den Farben. — Die Aehnlichkeit der Wirkungen mag wohl die Grundursache sein, daß diese beiden Sinne in ihren Ausdrücken sich wechselsweise unterstützen. Die drei andern Sinne, Geschmack, Geruch, Gefühl, haben für die angenehmen Eindrücke, welche sie von außen erhalten, das gemeinschaftliche Wort gut. Wenn aber diese drei letztern stärker, mächtiger in ihren Wirkungen sind, als die zwei erstern, so ist ihr Gefühl ungleich dunkler. Hingegen Gesicht und Gehör geben der Einbildungskraft ungleich mehr Bilder, sie sind ungleich lebhafter, mannigfaltiger, und wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, ädler und verwandter mit höhern Seelenkräften. Durch das Organ

der

der Stimme und des Gehöres theilen wir uns die Gedanken mit; das Auge ist ein fortdauernder Spiegel unserer Seelenbewegungen, unsers Wirkens, unsers Leidens. Verbrüdert wie sie sind in der Natur ihrer Wirkungen, hat sie auch der Sprachgebrauch verbrüdern wollen, indem er von dem Gesichte das Wort Schön zu denjenigen Erscheinungen übertrug, welche dem Gehör ein angenehmes Gefühl gewähren.

Aber so wie nur für diese beiden Sinne schöne Gegenstände in der Natur sind, so giebt es auch bloß für diese Sinne schöne Künste. Unter diesen werden begriffen: die Musik, die Tanzkunst, die Geberde:, Miene: und Schauspielkunst, die Rede; und Dichtkunst; die Mahlerei, Bildhauerei und Bau- und Gartenkunst.

---

## C.

# Begehrungsvermögen.

Bis jetzt haben wir gesehen, daß uns die Empfindungen 1) Erkenntnisse von den Gegenständen verschaffen, uns zu Vorstellungen von denselben verhelfen (§. 26.), und 2) daß sie dadurch einen gewissen bestimmten, entweder angenehmen oder unangenehmen Zustand des Gefühls in uns erregen (§. 40.). Dieses in uns erregte Gefühl bestimmt uns entweder für oder wider die Gegenstände und ihre Vorstellungen, und so entspringt hieraus eine dritte Aeußerung unsers Innern, zwischen welcher und der Thätigkeit des Vorstellens und Erkennens das Gefühl gleichsam als Verbindungsglied mitten inne steht. Das Wohlgefallen der Seele an gewissen Gegenständen und unsern Vorstellungen davon ist nämlich nichts anders, als ein Bewußtsein, daß sie in dem gegenwärtigen Zustande bleiben, sich darin erhalten will. So entsteht ein

Streben, ein Verlangen nach ihm, ein Begehren desselben.

---

§. 46.

## Begehren. Begehrungsvermögen.

Begehren heißt, sich bestreben irgend etwas Vorhandenes mit sich in Verbindung zu bringen, oder etwas nicht Vorhandenes hervorzubringen, um dadurch in einen solchen Zustand zu kommen, dessen wir uns als eines angenehmen bewußt geworden sind.

Das Gegentheil des Begehrens nennt man Verabscheuen.

Ein Mittel zwischen beiden, wo wir weder begehren noch verabscheuen, ist der Zustand der Gleichgültigkeit.

Wiefern der Mensch ein solches Streben hat und äußert, schreiben wir ihm ein Begehrungsvermögen zu.

Wir wollen jetzt die verschiedenen Arten auf welche es sich bei dem Menschen äußert, der Reihe nach durchgehen.

---

## §. 47.

### Trieb, Begierde, Neigung, Triebfeder.

Zuerst haben wir den Trieb zu bemerken, worunter man einen innern Reiz, eine Anreizung versteht, etwas zu begehren. Wir werden gleichsam zum Begehren hingetrieben.

Wo wir eine Thätigkeit, ein Streben nach etwas äußern, da geschieht es nach innern Gründen. Diese Bewegungsgründe nennt man Triebfedern, ein Ausdruck, welchen man aus der Mechanik entlehnt hat. Wie da eine Feder die ganze Maschine in Bewegung setzt; so denkt man sich hier eine, welche den Trieb in Bewegung setzt, und uns zum Begehren oder Verlangen anregt.

Wir begehren nur das Angenehme, und verabscheuen das Unangenehme. Daher haben wir zu einigen Gegenständen und Vorstellungen eine Neigung, gegen andere eine Abneigung.

Durch Trieb und Neigung wird unsre Begierde, unser Verlangen bestimmt, worunter man ein thätiges Bestreben, einen bestimmten Gegenstand der angenehmen Vorstellung zu erhalten, oder mit sich zu vereinigen, versteht.

Eine Begierde, zu deren Befriedigung ich keine Thätigkeit anwende, ist ein bloßer Wunsch.

---

## §. 48.

## Eintheilung des Begehrungsvermögens. Verschiedene Arten der Triebe und Neigungen.

Je nach den Triebfedern, die uns bei dem Begehren in Bewegung setzen, nach dem ver-

schiedenen Bedürfniß unserer doppelartigen Natur, sind unsere Triebe, Neigungen und Begierden entweder sinnlich oder geistig, und das Begehrungsvermögen selbst wird daher eingetheilt in das

1) sinnliche, oder untere und

2) das geistige oder obere Begehrungsvermögen.

---

## §. 49.

## Sinnliches Begehrungsvermögen.

Das sinnliche Begehrungsvermögen wird durch die Bedürfnisse unserer thierischen Natur geweckt, und ist immer auf Genuß gerichtet. Der Mensch strebt vermöge desselben nach dem Gefühl angenehmer sinnlicher Empfindungen. Wir unterscheiden hier

1) den Trieb der Selbsterhaltung, durch Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse, des Hungers, Durstes u. s. w. Trieb nach Ruhe u. a.

2) den

2) den Trieb zur Erhaltung der Gattung (Zeugungstrieb).

Hätte der Mensch nur dieses Begehrungsvermögen, und nur diese Triebe; so wäre er ein Thier, und nichts weiter (§. 17). In seinem Denken, Wollen und Handeln liegt sein Werth, und der Hauptvorzug seiner Natur, oder genauer bestimmt: Aller Werth, den wir dem Menschen beilegen, entspringt aus seinem Handeln, wozu er sich aus freiem Willen bestimmt, und von seiner Vernunft leiten läßt.

Um ihn nun nach dieser Ansicht würdigen zu können, müssen wir sein geistiges Begehrungsvermögen genauer untersuchen.

---

## §. 50.

### Geistiges Begehrungsvermögen. Willkühr.

An der Grenze des sinnlichen Begehrungsvermögens scheiden sich Thierheit und Menschheit

heit auf ewig von einander, denn das Thier vermag nicht über diesen Punkt hinaus zu treten, aber kühn überschreitet der Mensch den engen Kreis, und strebt höher und immer höher. An dieser Grenze erhalten Thier und Mensch, jedes einen eignen Führer, das Thier den Instinkt, der Mensch die Denkkraft. (§. 5.)

Als Mensch leben heißt, mit Bewußtsein, mit Uiberlegung, nach gewissen Grundsätzen, zu bestimmten Absichten thätig sein, — alles dieses vermag das Thier nicht.

Der Mensch, verlassen von dem sicher leitenden Instinkte, sieht sich genöthigt, den Kreis seiner Vorstellungen und Erkenntnisse immer zu erweitern. Ihm ist das Angenehme nicht immer auch zugleich das Nützliche, darum muß er — mit Einsicht handeln. An die Stelle des Instinktes muß bei ihm Uiberlegung treten, d. h. verständige, durch Einsicht geleitete, Wahl. Der Mensch wählt, weil er Verstand hat, unter mehrerem

sich

sich das aus, was er sich am zuträglichsten hält, er hat Willkühr. Hierin offenbart sich uns das geistige, nicht sinnliche, Begehrungsvermögen zuerst, denn wir bemerken dabei, daß nicht bloß sinnliche Eindrücke uns bestimmen, sondern Vorstellung und Erkenntniß Antheil haben. Um bei seiner Wahl sicherer zu gehen, und seine Zwecke mit größerer Gewißheit zu erreichen, macht sich der Mensch für seine Handlungen Vorschriften, welche ihn bei seinem jedesmahligen Begehren leiten.

---

## §. 51.

## Verschiedene Arten des geistigen Begehrungsvermögens.

Nichts destoweniger aber ist hier die Triebfeder, welche den Menschen zu einem Begehren in Bewegung setzt, immer noch sinnlich. Die Einsicht des Verstandes ist nur angewendet, um die körperlichen Bedürfnisse auf eine

vortheilhafte Weise zu befriedigen. Weil das Angenehme doch bisweilen schädlich sein, oder werden könnte; so sucht der Verstand es dahin zu vermitteln, daß es dem Nützlichen untergeordnet werde. Der Selbsterhaltungstrieb scheint den Erkenntnißtrieb nur erweckt zu haben, damit er ihm für seine Zwecke diene, und so bleibt die Triebfeder allerdings wenigstens zum Theil sinnlich. Weil sie es aber nicht gänzlich ist, so unterscheidet man das durch sie bewirkte Begehren von dem bloß sinnlichen dadurch, daß man es ein verständigsinnliches Begehren nennt.

Das verständigsinnliche Begehrungsvermögen ist immer auf das Nützliche gerichtet, und der Mensch, wiefern er dieses hat, strebt überall nach Beförderung seines Vortheils. Wir unterscheiden hiebei:

1) einen Trieb nach allem dem, was Vortheil verschafft, Eigenthum, Geld, Ansehen, Ehre u. s. w. überhaupt nach Vermögen,

2) einen

2) einen Erkenntnißtrieb, wiefern die Erkenntniß, Geschicklichkeit u. s. w. Mittel zur Erwerbung des vorigen sein kann.

3) einen Trieb nach gesellschaftlicher Verbindung.

So begehrt der Mensch das Angenehme, und wählt das Nützliche. Es giebt aber Fälle, wo sich uns die Frage unabweislich aufdringt, ob der Mensch das Angenehme hätte begehren, das Nützliche wählen — sollen und dürfen. Wir unterscheiden also in gewissen Fällen das, was der Mensch wählen kann, von dem, was er wählen darf, und wählen soll, und so kündigt sich uns hiemit ein Unterschied in dem geistigen Begehren an, der uns zu einer besondern Eintheilung des geistigen Begehrungsvermögens selbst nöthigt. Wir unterscheiden in ihm außer dem verständig sinnlichen noch ein vernünftiges Begehrungsvermögen.

---

§. 52.

## §. 52.

Vernünftiges Begehrungsvermögen, Wille.

Im Vorigen haben wir gesehen, daß ein besonderer Vorzug des Menschen darin liege, daß er sich eigne Vorschriften mache, nach denen er sich bei seinem Handeln richtet. Wir haben auch gesehen, daß der Mensch überall Absichten bei seinem Handeln hatte, und daß diese Absichten entweder auf das Angenehme oder auf das Nützliche gerichtet waren, in beiden Fällen auf seinen Vortheil.

Der Mensch wird sich aber bewußt, daß er nicht jede Handlung begehen dürfe, die seinen Vortheil befördern würde; sein Bewußtsein sagt ihm, nur einige Handlungen seien erlaubt, andere unerlaubt.

Das Bewußtsein, wiefern es uns dieses ankündigt, heißt Gewissen. Durch dieses offenbart sich uns für unsre freien Handlungen ein Gesetz, und eine innere Nöthigung, diesem Gesetze zu gehorchen, die Pflicht.

Wir nennen dieses Gesetz das Sitten-gesetz, weil es Einfluß auf das Thun und Lassen freier Wesen hat, von Sitte, ein durch Regeln bestimmtes Verhalten freier Wesen. Wiefern der Mensch so eingerichtet ist, daß er auf dieses Gesetz Rücksicht zu nehmen hat, nennen wir ihn ein sittliches Wesen, und schreiben ihm Sittlichkeit zu.

Das Sittengesetz unterscheidet sich von den Vorschriften des Verstandes dadurch, daß diese nur angeben, was man in einem einzelnen bestimmten Falle zu thun habe, um seinen Zweck zu erreichen, jenes aber unabänderlich bestimmt, was man in jedem Falle nothwendig thun oder lassen solle.

Man kann das Sittengesetz so ausdrücken:

„Handle stets auf eine solche Weise, daß du wollen könntest, alle vernünftige freie Wesen möchten an deiner Statt eben so handeln.“

Daß

Daß es hiebei weder auf das Angenehme, noch auf das Nützliche abgesehen sein könne, sieht man leicht ein, und mithin auch, daß den Menschen, welcher dieses Gesetz zu befolgen strebt, weder bloß sinnliche noch verständig-sinnliche Triebfedern in Bewegung setzen können. Und hierin liegt der Grund, warum man eine zweite Art des geistigen Begehrungsvermögens unterscheidet.

Man nennt es das vernünftige Begehrungsvermögen, oder den Willen, und versteht darunter das Vermögen einer freien Entschließung, dem Sittengesetze in seinem Innern entweder zu gehorchen, oder nicht zu gehorchen.

---

## §. 53.

## Triebfeder des Willens.

Die Triebfeder, die unsern Willen bei seiner freien Entschließung, dem Sittengesetze in seinem Innern zu gehorchen, in Bewegung

setzt,

setzt, ist rein von aller sinnlichen Beimischung und jedem Eigennutze. Wir entschließen uns dazu, weil wir keine andern Handlungen billigen, und uns selbst um solcher Handlungen willen achten können.

Wir nennen diejenigen Handlungen, zu welchen wir uns frei entschlossen, um dem Gesetze in unserm Innern genug zu thun, gute Handlungen, die entgegengesetzten böse.

Gut nennen wir sonst alles, was in Beziehung auf einen gewissen Zweck tauglich eingerichtet ist, und da giebt es verschiedene Grade des Guten. Diese Handlungen nennt man Vorzugsweise gut, gleichsam ohne Vergleich gut, weil sie auf den höchsten letzten Zweck, den Endzweck des Menschen gehen. Zum Unterschiede setzt man bisweilen noch sittlich (moralisch) hinzu.

Das sinnliche Begehrungsvermögen geht also auf das Angenehme, das verständigsinnliche auf das Nützliche, das vernünftige

aber auf das Gute, moralisch Güte, an sich Gute.

Wir bemerken hiebei in dem Menschen

1) einen Trieb nach immer steigender Vollkommenheit im Guten.

2) einen Trieb nach dem Unendlichen.

Das ist der Vorzug des Menschen, sagt Aristoteles, daß er etwas Höheres und Bessres, als er selbst ist, zu erkennen vermag.

---

## Anhang.

### Uiber die höchste Würde der menschlichen Natur.

Ob du, o Mensch, einen Genuß befriedigest oder nicht, ob du reich oder arm, König oder Bettler, glücklich oder elend bist, das ist alles sehr gleichgiltig. Möglich zwar, daß eine Neigung gegen Nichtbefriedigung des Genusses sich empörte, und dich beredete, das Gegentheil sei besser; allein wenn du dennoch dieses Bessere dich aufzuopfern entschlössest,

bliebst

bliebst du als Mensch nicht so viel werth, wie zuvor? Blickst du dann mit weniger Selbstzufriedenheit auf dich hin, als vorher? Nun versuche es aber, und verläugne deine Vernunft, handle, als ob sie nicht Endzweck wäre, nicht ihren eignen Zweck zu erstreben hätte, und sogleich wirst du laut den Ruf vernehmen: Du sollst mich nicht verläugnen! Selbstverachtung schlägt dich zu Boden, wenn du es dennoch thust, du hast nicht als Mensch gehandelt, deine Würde dahin gegeben, und da, da fühltest du tief, daß du es nicht solltest. Die Vernunft hält ewig auf ihr heiliges Recht, nie zurückgesetzt zu werden, alles in deinem Wesen soll ihr aufgeopfert werden, nichts in deinem Wesen kann verlangen, daß sie ihm aufgeopfert werde. Sobald du sie aufopferst, bist du kein Mensch mehr, ihre Behauptung ist das einzige Nothwendige in deiner ganzen Natur, hier ertönt mit mächtiger nie zu übertäubender Stimme: Du sollst!

Siehe da, o Mensch, deine Pflicht! Erkenne sie in dem unbedingten, nothwendigen, unnachlaßlichen Gebote deiner Vernunft: nie ihrer Würde zu vergessen, und stets mit vollem Bewußtsein ihrer Würde in dir zu handeln. Das Gebot der Vernunft an dich kann nicht anders lauten, als: Handle vernünftig! So wie du aber dieses aussagst, erhebst du dich über diese ganze Welt und alle ihre Genüsse, und beginnst ein neues höheres Leben für eine andere Welt, deren Pforten sich dir unmittelbar durch das Gebot der Pflicht in dir eröfnen. Als Bürger zweier Welten stehst du da, der sinnlichen um dich, und der übersinnlichen in dir, und was du auch magst und kannst, so ist es doch immer nur eins, das du sollst, nämlich: die Würde deiner übersinnlichen Natur in allen Anfechtungen deiner sinnlichen behaupten, und durch deine Vernunft größer zu sein, als diese Welt und dein Schicksal.

Ich genieße hier, und freue mich des Genusses, das ist wahr, denn ich bin ein Thier.

Aber am Boden kleben soll ich nicht ewig, ich soll kein Thier bleiben, und da erhebt die Vernunft mich auf Geisterflügeln in eine andere Welt, und zeigt mir ihr Gesetz. Sie zeigt es mir, und verpflichtet, aber zwingt mich nicht zur Erfüllung desselben, denn alles, was ich habe und bin, soll mein Verdienst sein. Aber ich fühle die Erhabenheit und Würde meines Wesens, die hohe Ahndung von dem, was ich sein kann, durchblitzt mich, und so spreng' ich alle Banden, die hier mich fesseln könnten, entsage muthig allem, wodurch ich nichts als das klügste Thier wäre, und schwinge mich im seligen Bewußtsein meiner Geisterwürde empor über die Erde, und ihrer Nichtigkeiten bunten Wirrwarr.

Grubers Bestimm. d. Menschen.

---

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl?
Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,

Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
Uiber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Schiller.

---

## §. 54.

## Leidenschaften.

Außer allem vorher Genannten haben wir bei dem Begehrungsvermögen noch des Hanges und der Leidenschaften Erwähnung zu thun. Eine vorzüglich starke Neigung zu etwas nennt man einen Hang. Wird dieser Hang unüberwindlich; so heißt er eine Sucht. Solche Begierden, welche den Menschen außer Stand setzen nach vernünftiger Uiberlegung zu handeln, nennt man Leidenschaften.

---

Fünf

# Fünfter Abschnitt.

## Bestimmung des Verhältnisses

in welchem

alle einzelnen in der Menschennatur befindlichen Vermögen zu einer Wechselwirkung mit einander stehen.

---

Wir wollen leben, und wünschen so angenehm als möglich zu leben. Es ist ein Streben in uns nach frohem Genusse dieses Daseins, nach einem Zustand dauernden Vergnügens.

Das Begehrungsvermögen ist demnach der Punkt, auf welchen alles in dem Menschen hinwirkt, und wieder gleichsam die Wurzel, aus welcher alle seine Thätigkeiten hervorgehn.

Es wird bestimmt durch einen innern Trieb, nach gewissen Gegenständen, die das Gefühl der Lust in dem Menschen erregen, zu verlangen, andere hergegen, die das Gefühl der Unlust in ihm erregen, zu fliehen.

Dieser Trieb kann angesehen werden als das Resultat des innigsten lebendigsten Reizes der Organisation, das auf Ausbreiten, Wirken, Thätigsein, Vereinigung ausgeht.

Der Mensch sieht sich genöthigt, diesen Trieb einer Regel zu unterwerfen.

Dadurch wird in ihm aufgeregt sein Trieb nach Vorstellungen und Erkenntnissen, und seine ganzen geistigen Vermögen werden eben so gut in Thätigkeit gesetzt, als seine körperlichen.

Reiz, Bedürfniß, Trieb, Empfindung, Gefühl, Vorstellung, Erkenntniß, Verstand, —

stand, — Körper und Geist mit ihren mancherlei Fähigkeiten und Vermögen, verketten sich so wechselseitig, erregen, erheben und unterstützen sich, und greifen wie die Räder in einer Uhr wechselseitig in einander. Nichts ist in dem Menschen vorhanden, kein Theil, keine Kraft, keine Fähigkeit, die nicht in Beziehung auf die andern stünde.

Die Vernunft ordnet, regelt, zügelt alles durch den Willen, sie ist die Gesetzgeberin in diesem Staate, der Gott in dieser kleinen Welt.

Ihre Beziehung auf alles Andere in dem Menschen erst darzuthun, ist unnöthig.

Alles steht demnach in dem Menschen in wechselseitiger Beziehung, er ist körperlich und geistig ein organisches Wesen.

Man kann daher die verschiedenen Arten von Thätigkeiten, deren wir uns in uns

be:

bewußt werden, zwar wohl unterſcheiden, aber nicht von einander ſcheiden, denn nur durch ihr Zuſammenwirken entſteht — ein Menſch.

---

# Zweite

# Zweite Hauptabtheilung.

---

## Charakteristik

der

# Menschen-Natur

nach

ihren besonderen Richtungen in einzelnen

Menschen.

---

## Erster Abschnitt.

# Uiber die Verschiedenheiten unter den Menschen, und die Arten derselben.

### §. 55.

Bis jetzt haben wir den Menschen im Allgemeinen kennen gelernt; wir müssen nun auch die Menschen suchen kennen zu lernen.

Alle Menschen sind dem im Vorigen entworfenen Bilde ähnlich, in jedem finden sich die gemeinsamen Eigenschaften der Menschennatur, denn wem sie mangelten, der wäre kein Mensch; allein nicht bei allen sind sie von gleicher Beschaffenheit, und fast keiner ist dem andern gleich, wie am Körper, so am Geiste, wie an Gesichtsbildung so im Denken,

Wollen und Handeln. Bei diesem ist diese Kraft vorzüglich stark, bei jenem eine andre, dieser liebt vorzüglich dies, jener jenes. So weichen die Menschen in fast unzählichen Richtungen von einander ab, und wir finden sie oft auffallend von einander verschieden.

Wollen wir nun Menschen im Leben richtig beurtheilen und würdigen, wollen wir im Umgange mit ihnen, in der Behandlung derselben uns nicht durch öfteré Verstoße schaden, und ihnen lästig werden, wollen wir sie für unsre Zwecke in Bewegung setzen; so müssen wir mit jenen Abweichungen bekannt sein.

Die Verschiedenheiten unter den Menschen finden wir nach Maßgabe des im vorigen Abschnitt Angegebenen

1) in Hinsicht auf ihre körperliche Constitution

2) in Hinsicht auf die besondere Art und Weise, wie die Organisation bei ihnen auf den Geist einwirkt.

3) in

3) in Hinsicht auf ihre Denkkraft, und die hiezu nöthigen Fähigkeiten,

4) in Hinsicht auf ihre Gefühle, und die Art und Weise, wie dieselben in ihnen erregt werden,

5) in Hinsicht auf ihre Begehrungen, Neigungen, Triebe,

6) in Hinsicht auf die Richtung, welche sie als freihandelnde sittliche Wesen sich selbst geben.

---

## §. 56.

## Naturell.

Diejenige Art des Wirkens und Seins, welche bei einem Wesen durch seine körperliche Beschaffenheit bestimmt wird, nennt man sein Naturell.

---

§. 57.

§. 57.

## Temperament.

Das ursprüngliche Verhältniß der Wirksamkeit der Organisation zu den geistigen Vermögen nennt man Temperament.

---

§. 58.

## Geist, Kopf.

Dasjenige, was dem Menschen in Hinsicht auf sein Vermögen zu denken zum Grunde zu liegen scheint, nennt man Geist oder Kopf, weil im Kopfe das Denken vornehmlich vor sich zu gehen scheint. Man beurtheilt hier den Menschen nach seinen Talenten.

---

§. 59.

## Herz.

Dasjenige, was in dem Menschen seiner Fähigkeit, von Gegenständen und Vorstellungen gerührt zu werden, zum Grunde liegt, nennt

nennt man sein Herz, weil die Gefühle in dem Herzen, wie die Gedanken im Kopfe zu herrschen scheinen.

---

§. 60.

## Gemüth. Gemüthsart.

Die Grundlage des Begehrungsvermögens, aller Neigungen und Triebe, nennt man das Gemüth.

Das Verhältniß des Gefühlvermögens zum Begehrungsvermögen in einem Menschen heißt die Gemüthsart.

---

§. 61.

## Sinnesart, Denkungsart, Gesinnung.

Die Regeln, welche sich ein Mensch für sein Verhalten macht, bestimmen seine Sinnes- oder Denkungsart.

Der Grund, warum ein Mensch sich solche oder andere Regeln für sein Verhalten macht, ist seine Gesinnung.

---

§. 62.

## §. 62.

## Charakter.

Die nach Grundsätzen der Sittlichkeit eingerichtete, im Menschen herrschende, sich immer gleichbleibende Denk- und Handlungsweise heißt sein Charakter.

Charakter bedeutet so viel als Kennzeichen, und so versteht man je zuweilen auch den Inbegriff aller Eigenschaften, wodurch sich ein Mensch von andern unterscheidet, unter diesem Worte. Vorzugsweise aber wird es von seinen sittlichen Eigenschaften gebraucht, sittlicher, moralischer Charakter.

---

## §. 63.

## Folgerungen.

Wollen wir also die Menschen in ihrer mannichfaltigen Verschiedenheit und in ihren Abweichungen von einander kennen lernen; so müssen wir uns bekannt machen mit ihrem Naturell, Temperament, Geist, Talenten,

Herz,

Herz, Gemüthsart, Sinnesart, Gesinnung und Charakter. Dieses sind demnach die Punkte, welche wir jetzt berücksichtigen müssen.

Wir behalten bei dieser Untersuchung stets unsern besondern Zweck, den des Menschenforschers vor Augen, forschen also hiebei weniger nach den Ursachen, als nach den Folgen, und sehen vor allen Dingen auf die Erscheinungen, welche dadurch bei dem Menschen im Leben, als einem handelnden Wesen, hervorgebracht werden, und wie sich der Mensch nach seinen besondern Anlagen zeigt.

## Zweiter Abschnitt.

# Verschiedenheiten unter den Menschen nach ihrer körperlich-organischen Natur.

### §. 64.

### Verschiedenheiten, welche wir hier nicht in Untersuchung ziehen.

Demnach fragen wir hier auch nicht nach denen Unterschieden in der körperlichen Natur des Menschen, welche hierauf nicht wesentlich einfließen, wie groß oder klein, gerade oder krumm, von welcher Farbe er sei u. s. w., sondern überlassen diese Untersuchungen den Naturforschern und Aerzten. Für uns gehört nur dasjenige, was Geist und Herz auf eine gewisse Weise bestimmt, und einen Unterschied

in

in dem Benehmen und Handlungen der Menschen erzeugt.

---

## §. 65.

### Hieher gehörige Verschiedenheiten.

Wir haben Rücksicht zu nehmen auf den innern und äußern Organismus, die besondere Beschaffenheit der festen und flüssigen Theile, deren Verbindung und Verhältniß, und alles dasjenige, was dadurch Veränderungen im Geiste hervorbringt.

---

## §. 66.

### Verschiedenheiten im menschlichen Organismus.

Es giebt Menschen

1) von zarten, feinen, gespannten Muskel- und Nervenfasern, mit ziemlicher Reizbarkeit und Kraft, einem dünnen, rothen, schnellfließenden Blute.

2) Andere haben feste und gespannte Muskel- und Nervenfasern, viel Reizbarkeit, Kraft und Empfindlichkeit, dickes, sich langsam bewegendes Blut, einen trocknen magern Körper.

3) Noch andere zarte, aber dabei feste und sehr gespannte Muskel- und Nervenfasern, viel Reizbarkeit und Empfindlichkeit, flüssiges, bewegliches und warmes Blut.

4) Wieder andere haben zarte, weiche, lockere Muskel- und Nervenfasern mit geringer Reizbarkeit und Kraft, dünnes, wässerichtes und sehr kaltes Blut.

Bei manchen sind noch andere besondere Mischungen.

---

## §. 67.

## Folgen hievon.

Da uns die Empfindungen, die Eindrücke, welche Gegenstände auf uns machen, so sehr bestimmen; so kann man leicht schließen, daß

sie

sie uns, nach den verschiedenen Fähigkeiten, wie wir sie aufnehmen können, auch auf eine verschiedene Weise bestimmen, den einen lebhafter, den andern schwächer u. s. w., je nachdem seine Organisation beschaffen ist.

---

## §. 68.

## Beschaffenheit der Nerven.

Aeußerst wichtig ist die Beschaffenheit der Nerven in der Organisation. Von ihrer Stärke oder Schwäche hängt der Grad der Empfindbarkeit in dem Menschen ab. Bei starken Nerven empfindet man nicht so leicht und leis, als bei zarten. Nervenschwäche bewirkt eine krankhafte Empfindlichkeit.

---

## §. 69.

## Beschaffenheit der Sinnen-Organe.

Von nicht minderer Wichtigkeit ist die Beschaffenheit der Sinnenorgane, hauptsächlich

der beiden edleren Sinne des Gesichts und Gehörs.

In dieser Hinsicht ist die Geschichte der Taubstummen und Blindgebornen belehrend.

S. Bendavid über die Erzeugung der Begriffe bei Taubstummen in der Berliner Monatsschrift, Febr. 1802.

---

## §. 70.

## Hemmung und Schwächung des Sinnenvermögens.

Das Sinnenvermögen kann geschwächt, gehemmt, oder gänzlich aufgehoben werden. Daher die Zustände der Trunkenheit, des Schlafs, der Ohnmacht, des Scheintodes (Asphyxie).

Die Trunkenheit ist der widernatürliche Zustand des Unvermögens, seine Sinnenvorstellungen nach Erfahrungsgesetzen zu ordnen, sofern er die Wirkung eines übermäßig genommenen Genußmittels ist.

Der widernatürliche Zustand einer Betäubung der Sinnwerkzeuge, welche einen geringern Grad der Aufmerksamkeit auf sich selbst, als im natürlichen Zustande, zur Folge hat, ist etwas Aehnliches von der Trunkenheit; daher der aus einem festen Schlaf schnell aufgeweckte schlaftrunken genannt wird. Er hat noch nicht seine völlige Besinnung. Aber auch im Wachen kann eine plötzlich jemanden anwandelnde Verlegenheit, sich zu besinnen, was man in einem unvorhergesehenen Zustande zu thun habe, als Hemmung des ordentlichen und gewöhnlichen Gebrauchs seiner Uiberlegung, einen Stillstand im Spiel der Sinnenvorstellungen hervorbringen, bei dem man sagt: er ist aus der Fassung gebracht, perplex, verdutzt, verblüfft, und dieser Zustand ist, wie ein augenblicklich anwandelnder Schlaf, der eines Sammelns seiner Sinnenempfindungen bedarf, anzusehen. In einem heftig erregten Zustande z. B. des Schreckens, des Zornes, der Freude, ist der Mensch, wie man sagt,

außer

außer sich, seiner selbst nicht mächtig, und für den Gebrauch äußerer Sinne einige Augenblicke gleichsam gelähmt.

Die Ohnmacht, welche auf einen Schwindel (einen schnell im Kreise wiederkehrenden und die Fassungskraft übersteigenden Wechsel vieler ungleichartigen Empfindungen) zu folgen pflegt, ist ein Vorspiel von dem Tod, und der Scheintod ist eine Art davon.

---

## §. 71.

## Blendwerke der Sinne.

Das Blendwerk, welches durch Sinnenvorstellungen dem Verstande gemacht wird, kann natürlich, oder künstlich sein, und ist entweder Täuschung oder Betrug. Dasjenige Blendwerk, wodurch man genöthigt wird, etwas auf Zeugniß der Augen für wirklich zu halten, obschon es von dem Verstande für unmöglich erklärt wird, heißt Augenverblendniß.

Illusion, Täuschung ist dasjenige Blendwerk, welches bleibt, ob man gleich weiß, daß der vermeinte Gegenstand nicht wirklich ist. Dieses Spiel mit dem Sinnenschein ist sehr angenehm und unterhaltend, wie z. B. die perspektivische Zeichnung des Innern eines Tempels. Raphael Mengs sagte von einem Gemählde der Schule der Peripatetiker: „daß die Figuren darauf, wenn man sie lange ansieht, zu gehen scheinen.“ Im Stadthaus zu Amsterdam ist eine gemahlte Treppe mit halbgeöfneter Thür, die jeden verleitet, an ihr hinaufzusteigen.

Betrug der Sinne ist, wenn der Schein aufhört, sobald man weiß, wie es mit dem Gegenstande beschaffen ist. Dergleichen sind die Taschenspielerkünste von allerlei Art.

Bezauberung in einem sonst gesunden Gemüthszustande ist ein Blendwerk der Sinne, von dem man sagt, daß es nicht mit natürlichen Dingen zugehe; weil das Urtheil,

daß

daß ein Gegenstand, oder eine Beschaffenheit desselben sei, bei darauf verwandter Aufmerksamkeit, mit dem Urtheil, daß er nicht, oder anders gestaltet sei, unwiderstehlich wechselt, der Sinn also sich selbst zu widersprechen scheint.

Anmerk. Hieher gehört die ganze Rubrik von optischer Täuschung, akustischer Täuschung, z. B. Bauchrednerei, das Kapitel vom Aberglauben, Gespenstern, Hexen u. s. w. — Ein protestantischer Geistlicher in Schottland sagte einmal in dem Verhör über eine Hexe als Zeuge zum Richter: „Mein Herr, ich versichere Euch auf meine priesterliche Ehre, daß dieses Weib eine Hexe ist;“ darauf erwiederte der letztere: „und ich versichere Euch auf meine richterliche Ehre, daß Ihr kein Hexenmeister seid.“

---

## §. 72.

## Gesunder, kranker Zustand.

Daß der gesunde oder krankhafte Zustand des Körpers auf alle Wirkungen der geistigen Vermögen einen sehr großen Einfluß habe, ist bekannt genug. Wiefern wir in dem Körper Einheit bemerken, und zwischen seinen verschiedenen Organen und deren Verrichtungen ein inniger Zusammenhang statt findet, muß das Leiden des einzelnen Theiles Leiden der übrigen Theile nach sich ziehen, und so auf die geistigen Vermögen Einfluß haben. Indeß sind in dieser Hinsicht die Leiden der Theile, welche unmittelbarer auf die Lebens- und Empfindungs-Verrichtungen gerichtet sind, am wichtigsten.

Man hat hier, außer der schon genannten Nervenschwäche, die Krankheiten der sogenannten edleren Eingeweide, des Unterleibs, Hypochonder u. a. zu berücksichtigen. Von Wahnsinn, Verrückung u. s. w. liegt die Ursache nicht selten in dem Körper.

---

§. 73.

## §. 73.

## Besondere Zustände des Körpers.

Unmäßigkeit im Genusse sinnlicher Freuden jeder Art entkräftet nicht nur nach und nach den Körper, sondern mit ihm auch den Geist, erregt Schwachsinn, Trägheit, Dummheit; Mäßigkeit hergegen befestigt und stärkt Körper und Geist.

Studium der Diätetik und Befolgung ihrer Regeln ist daher äußerst nothwendig.

Auf den Zustand der Munterkeit des Körpers und Geistes haben die Leibesbewegungen einen wichtigen Einfluß. „Ohne Bewegung kann nie eine dauerhafte und feste Gesundheit statt finden. Durch Mangel an Bewegung werden allerlei Uibel, Angst, Schmerzen, und Krämpfe erzeugt. Die Verdauung leidet dabei am meisten, und es entstehen daher die langwierigsten Beschwerden des Unterleibes. Auch leidet allezeit das Nervensystem dabei; die Sinne werden stumpfer, und die Kräfte der Seele abgespannter. Daher hat



der:

derjenige Arzt nicht unrecht, welcher behaup-
tete, daß selbst die Dummheit durch körper-
liche Bewegungen gehoben werden könnte.“*

Ein zu heftiger Reiz kann auf einmal ei-
nen belebten Körper tödten.

*) Uiber das Studium der Botanik als eine der nützlichsten und angenehmsten Beschäftigungen für alle Stände. Pirna 1802.

## Dritter Abschnitt.

# Uiber das Verhältniß der Organisation zu den geistigen Vermögen, und die in dieser Rücksicht zu bemerkenden Verschiedenheiten.

### §. 74.

### Einfluß der Körperbeschaffenheit auf den Geist.

Alle bisher angegebenen Umstände zeigen zur Gnüge, daß der Körper auf den Geist einen wichtigen vielfachen Einfluß habe, und man kann daraus hinlänglich schließen, ob die verschiedenen Grade von Spannkraft und Erregbarkeit, Reizbarkeit und Empfindlichkeit des Organismus in verschiedenen Menschen, ihrem Geist und daraus entspringender Thätigkeit

keit nicht eine verschiedene Richtung geben werden.

---

## §. 75.

## Temperamente.

Diese verschiedenen Grade und ihre verschiedenen Verhältnisse nennt man Temperamente. Die Hauptverschiedenheiten haben wir im vorigen Abschnitte angegeben, jetzt wollen wir sehen, wie diese körperlichen Ursachen gewisse Gefühle und Neigungen in dem Menschen ursprünglich bestimmen, welche besondere Richtungen sein Inneres dadurch erhält.

Aus dem Vorigen (§. 68.) haben wir gesehen, daß es vier Hauptverschiedenheiten der körperlichen Beschaffenheit giebt, und nach diesen unterscheidet man vier Temperamente,

1) das sanguinische, oder leichtblütige,

2) das

2) das melancholische oder schwerblütige,

3) das cholerische oder warmblütige und

4) das phlegmatische oder kaltblütige.

Jedes dieser Temperamente bestimmt das Gefühls- und Begehrungsvermögen auf eine eigne Weise. Die beiden erstern kann man im Allgemeinen Temperamente des Gefühls, die beiden letztern Temperamente der Thätigkeit nennen. Unter der erstern Art hat das sanguinische Temperament das Eigenthümliche, daß die Empfindung schnell und stark erregt wird, aber nicht tief eindringt, nicht dauerhaft ist; bei dem melancholischen hergegen ist die Empfindung weniger auffallend, wurzelt aber tiefer.

Jetzt wollen wir kürzlich sehen, an welchen Aeußerungen die verschiedenen Temperamente ihre Sinnesart zu erkennen geben.

---

§. 76.

## §. 76.

## Das sanguinische Temperament des Leichtblütigen.

Er ist sorglos und von guter Hofnung; giebt jedem Dinge für den Augenblick eine große Wichtigkeit, und im folgenden mag er nicht weiter daran denken. Er verspricht ehrlicherweise, aber hält nicht Wort: weil er nicht vorher tief genug nachgedacht hat, ob er es auch zu halten vermögend sein werde. Er ist gutmüthig genug, Andern Hilfe zu leisten, ist aber ein schlimmer Schuldner, und verlangt immer Fristen. Er ist ein guter Gesellschafter, scherzhaft, aufgeräumt, und hat alle Menschen zu Freunden. Er ist gewöhnlich kein böser Mensch, aber ein schlimm zu bekehrender Sünder, den etwas zwar sehr reuet, der aber diese Reue bald vergißt. Er ermüdet unter Geschäften, und ist doch rastlos beschäftigt in dem, was bloß Spiel ist, weil dieses Abwechselung bei sich führt, und Beharren seine Sache nicht ist.

Beispiel: Herr Peter Fix in Müllers Siegfried von Lindenberg, dessen Schilderung im ersten Theile unsers Auszugs aus Knigges Umgang mit Menschen steht.

---

## §. 77.

## Das melancholische Temperament des Schwerblütigen.

Der zur Melancholie gestimmte giebt allen Dingen, die ihn selbst angehen, eine große Wichtigkeit; findet allerwärts Ursache zu Besorgnissen und richtet seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Schwierigkeiten: so wie dagegen der Sanguinische von der Hofnung des Gelingens anhebt, daher jener auch tief, so wie dieser nur oberflächlich denkt. Er verspricht schwerlich, weil ihm das Worthalten theuer, aber das Vermögen dazu bedenklich ist. Nicht, daß dieses alles aus moralischen Ursachen geschähe, (denn es ist hier von sinnlichen Triebfedern die Rede) sondern weil ihm das Widerspiel Ungelegenheit, und ihn eben darum besorgt, mißtrauisch und bedenklich, das

durch aber auch für den Frohsinn unempfänglich macht. — Uibrigens ist diese Gemüthsstimmung doch der des Menschenfreundes, welche mehr ein Erbtheil des Sanguinischen ist, wenigstens dem Anreize nach, entgegen; weil der, welcher selbst die Freude entbehren muß, sie schwerlich anderen gönnen wird.

Beispiel: Rousseau, s. dessen Geständnisse.

---

## §. 78.

## Das cholerische Temperament des Warmblütigen.

Man sagt von ihm: er ist hitzig; brennt schnell auf, wie Strohfeuer; läßt sich durch Nachgeben des Andern bald besänftigen, zürnt alsdann ohne zu hassen und liebt wohl gar den noch destomehr, der ihm bald nachgegeben hat. — Seine Thätigkeit ist rasch, aber nicht anhaltend. — Er ist geschäftig, aber unterzieht sich selbst ungern den Geschäften, eben darum, weil er es nicht anhaltend ist, und macht also gern den bloßen Befehlshaber,

der sie leitet, aber selbst nicht ausführen will. Daher ist seine herrschende Leidenschaft Ehrbegierde; er hat gern mit öffentlichen Geschäften zu thun und will laut gepriesen sein. Er liebt daher den Schein und den Pomp der Formalitäten; nimmt gern in Schutz, und ist dem Scheine nach großmüthig, aber nicht aus Liebe, sondern aus Stolz; denn er liebt sich mehr selbst. — Er hält auf Ordnung, und scheint deshalb klüger als er ist. Er ist habsüchtig, um nicht filzig zu sein; er ist höflich, aber mit Ceremonie, steif und geschroben im Umgange, und hat gern irgend einen Schmeichler, der das Stichblatt seines Witzes ist, leidet mehr Kränkungen durch den Widerstand Anderer gegen seine stolzen Anmaßungen, als je der Geizige durch seine Habsüchtigen. — Das cholerische Temperament ist unter allen am wenigsten glücklich, weil es am meisten den Widerstand gegen sich aufruft.

Beispiele: Voltaire, Bonaparte.

---

§. 79.

## §. 79.

## Das phlegmatische Temperament des Kalt-blütigen.

Phlegma bedeutet Affektlosigkeit, nicht Trägheit (Leblosigkeit) und man darf den Mann, der viel Phlegma hat, darum nicht sofort einen Phlegmatiker nennen, und ihn unter diesem Titel in die Klasse der Faul-lenzer setzen.

Phlegma, als Schwäche, ist Hang zur Unthätigkeit, sich durch selbst starke Trieb-federn zu Geschäften nicht bewegen zu lassen. Die Unempfindlichkeit dafür ist willkührliche Unnützlichkeit und die Neigungen gehen nur auf Sättigung und Schlaf.

Phlegma, als Stärke, ist dagegen die Eigenschaft: nicht leicht oder rasch, aber, wenn gleich langsam doch anhaltend be-wegt zu werden. Der, welcher eine gute Dosis von Phlegma in seiner Mischung hat, wird langsam warm, aber er behält die Wär-me länger. Er geräth nicht leicht in Zorn, sondern bedenkt sich erst, ob er nicht zürnen

solle; wenn andererseits der Cholerische rasend werden möchte, daß er den festen Mann nicht aus seiner Kaltblütigkeit bringen kann.

Mit einer ganz gewöhnlichen Dosis der Vernunft, aber zugleich diesem Phlegma, von der Natur ausgestattet, hat der Kaltblütige nichts zu bereuen. Sein glückliches Temperament vertritt bei ihm die Stelle der Weisheit, und man nennt ihn, selbst im gemeinen Leben, oft den Philosophen. Durch dieses ist er Anderen überlegen, ohne ihre Eitelkeit zu kränken. Man nennt ihn auch oft durchtrieben; denn alle auf ihn losgeschnellte Geschütze prallen von ihm als einem Wollsack ab. Er ist ein verträglicher Ehemann, und weiß sich die Herrschaft über Frau und Verwandte zu verschaffen, indeß er allen scheint zu Willen zu sein, weil er durch seinen unbiegsamen, aber überlegten, Willen den ihrigen zu dem seinen umzustimmen versteht.

Beispiele: Orgon bei Gellert, Sir Samuel Smith in Kotzebue's Indianern

nern in England, Herr Lorenz Stark von Engel, der Engländer Johnson.

---

## §. 80.

## Ob man die Temperamente im Aeußeren des Menschen erkennen könne.

Man hat Kennzeichen angegeben, nach denen man die Temperamente des Menschen in seinem Aeußeren erkennen könne, z. B.

Der Sanguiniker habe einen schlanken, zarten Körper, blondes Haar, rothe Farbe.

Der Melancholische einen trocknen mageren Körper, braungelbe Farbe, gespannte Haut.

Der Cholerische sei fett und groß, meist bräunlich, braunes, schwärzliches Haar.

Der Phlegmatische habe ein weißes, aufgedunsenes und schläfriges Ansehn.

Anmerk. Um die Temperamente im Aeußeren zu unterscheiden, dient ein treffliches Blatt des Seelenmahlers Chodowiecki, wo Menschen von den vier verschie-

schiedenen Temperamenten vor der Bühne stehen, und die Begebenheiten des unglücklichen Calas sehen.

---

## §. 81.

## Aenderung der Temperamente.

Die Temperamente ändern sich mit den abwechselnden Stufen des Alters, daher sind Jüngling, Mann und Greis in ihren Temperamenten sehr verschieden.

---

## §. 82.

## Mischung der Temperamente.

Nicht immer findet man ein Temperament bei einem Menschen ganz rein, ohne daß es mehr oder weniger in ein anderes überspielte, daher redet man von gemischten Temperamenten.

---

## Vierter Abschnitt.

# Verschiedenheiten unter den Menschen in Hinsicht auf Geist oder Kopf.

### §. 83.

### Unterschied durch den Verstandesgebrauch und Maas desselben.

Wer in einem vorzüglichen Grade Verstand besitzt und etwas durch ihn hervorbringen kann, den nennt man einen Kopf; den, dem er in sehr kleinem Maas beschcert ist, einen Pinsel (weil er immer von andern geführt zu werden bedarf); den aber, der sogar Originalität im Gebrauch desselben bei sich führt (kraft deren er, was gewöhnlicherweise unter fremder Leitung gelernt werden muß, aus sich selbst hervorbringt), ein Genie.

Wer

Wer nichts gelernt hat, heißt ein Ignorant, wenn er es hätte wissen sollen; sofern er einen Gelehrten vorstellen will. Der, welcher nicht selbst denken, wenn gleich viel lernen kann, wird ein beschränkter Kopf (bornirt) genannt. Man kann eine große Masse von Gelehrsamkeit haben, und in Ansehung des vernünftigen Gebrauchs derselben, doch sehr bornirt sein. — Der, dessen Verfahren mit dem, was er gelernt hat, in der öffentlichen Mittheilung den Zwang der Schule verräth (also Mangel der Freiheit im Selbstdenken), heißt ein Pedant, er mag übrigens Gelehrter oder Soldat, oder gar Hofmann sein.

Demjenigen, welcher eine Fertigkeit hat, vorkommende Fälle nach den angebohrnen Regeln des Verstandes richtig zu beurtheilen, schreiben wir gesunden Menschenverstand zu.

Wer alles, was er sich vornimmt, für leicht hält, ist leichtsinnig. Dem alles, was er thut, leicht läßt, ist gewandt (ein

gewandter Kopf); der, dessen Thun Mühe verräth, ist schwerfällig.

Der gesunde Verstand, sofern er Angemessenheit der Begriffe zum Zwecke ihres Gebrauchs enthält, heißt ein richtiger Verstand.

Unwissenheit ist nicht Dummheit: wie eine gewisse Dame auf die Frage eines Akademikers: „Fressen die Pferde auch des Nachts?“ erwiederte: „Wie kann doch ein gelehrter Mann so dumm sein?“

Wer nicht viel durch seinen Verstand auffassen kann, wem man nichts beibringen kann, wer zum Lernen unfähig ist, heißt einfältig. Einfalt ist ebenfalls nicht Dummheit.

Dumm heißt vornehmlich der, welcher zu Geschäften nicht gebraucht werden kann, weil er keine Urtheilskraft besitzt.

---

## §. 84.

### Unterschiede durch die Urtheilskraft.

Der Urtheilskraft, als dem Vermögen zum Allgemeinen das Besondere, zu der Regel

einen

einen bestimmten Fall auszufinden, gesellen wir noch zwei verwandte Vermögen, Witz und Scharfsinn.

Der Witz paart sehr verschiedenartige Vorstellungen mit einander, weil er leicht Aehnlichkeiten unter den Verschiedenheiten auffindet. So z. B. Kästners:

Wißt ihr, worin sich große Herrn und Thürme ähnlich sind? —

Um beide ist gemeiniglich viel Wind.

Es ist angenehm, beliebt und aufmunternd, Aehnlichkeiten unter ungleichartigen Dingen aufzufinden, und so, was der Witz thut, für den Verstand Stoff zu geben, um seine Begriffe allgemein zu machen. Urtheilskraft dagegen, welche die Begriffe einschränkt und mehr zur Berichtigung als zur Erweiterung derselben beiträgt, wird zwar in allen Ehren genannt und empfohlen, ist aber ernsthaft, strenge und in Ansehung der Freiheit zu denken, einschränkend, eben darum aber unbeliebt. Des vergleichenden Witzes Thätigkeit ist mehr Spiel; das der Urtheilskraft

aber

aber mehr Geschäft. — Jener ist eher eine Blüthe der Jugend, diese mehr eine reife Frucht des Alters. — Wer in höherm Grade beide in einem Geistesprodukte verbindet, ist sinnreich.

Witz hascht nach Einfällen, Urtheilskraft strebt nach Einsichten. Der Witz geht mehr nach der Brühe, die Urtheilskraft nach der Nahrung. Die Jagd auf Witzwörter (bons mots) macht seichte Köpfe, und eckelt den Gründlichen an. Der Witz mit Wortspielen ist schaal. Launiger Witz (Persiflage) heißt ein solcher, wo hinter dem treuherzigen Ton der Einfalt doch der durchtriebene Schalk hervorblickt, jemanden oder auch seine Meinung zum Gelächter aufzustellen, indem das Gegentheil des Beifallswürdigen mit scheinbaren Lobsprüchen erhoben wird.

Man sehe Schwifts Kunst in der Poesie zu kriechen. Eine reiche Ader dieses Witzes besitzt Anton Wall. Claudius in Wandsbeck.

Ein

Ein Sprichwort ist kein Witzwort, bon mot: denn es ist eine gemein gewordene Formel, welche einen Gedanken ausdrückt, der durch Nachahmung fortgepflanzt wird, und im Munde des Ersten wohl witzig gewesen sein kann. Durch Sprichwörter reden ist daher die Sprache des Pöbels, und beweiset den gänzlichen Mangel des Witzes im Umgange mit der feineren Welt.

Wem es am Witze mangelt, heißt ein stumpfer Kopf. Er kann übrigens, wo es auf Verstand und Vernunft ankommt, ein sehr guter Kopf sein; nur muß man ihm nicht zumuthen, den Poeten zu spielen: wie dem Clavius, den sein Schulmeister schon beim Grobschmidt in die Lehre geben wollte, weil er keine Verse machen konnte, der aber, als er ein mathematisches Buch in die Hände bekam, ein großer Mathematiker wurde.

Wer Urtheilskraft in Geschäften zeigt, ist gescheut. Hat er dabei zugleich Witz, so heißt er klug. Der, welcher eine dieser Eigenschaften bloß affektirt, der Witzling

so:

sowohl als der Klügling ist ein eckelhafter Mensch. — Einst sah König Carl II. von England den Grafen Rochester in einer tief nachdenkenden Stellung, und fragte: was er denn so tief sänne? — „Ich mache Ewr. Maj. die Grabschrift.“ — So? Und wie lautet denn die? — „Hier ruht König Karl II., welcher in seinem Leben viel Kluges gesagt, und nie was Kluges gethan hat.“

Durch Schaden wird man gewitzigt; wer es aber in dieser Schule soweit gebracht hat, daß er Andere durch ihren Schaden klug machen kann, ist abgewitzt.

Eine natürlich richtige gesunde Beurtheilung im Leben nennt man den Mutterwitz, im Gegensatz des Schulwitzes, einer schwerfälligen regelgerechten mühsam abgemessenen Beurtheilung, wo sie eigentlich nicht hingehört. Leute, die viel Verkehr mit der Welt, und wenig erlernt haben, z. B. handelnde Juden, verrathen oft viel Mutterwitz.

Uibrigens kann der Witz spielend oder ernsthaft sein,

S. in des alten Kauz Meditationen über Besenstiele u. s. w. Beispiele von dem letzteren; Belspiele des erstern findet man in allen Epigrammatisten, Lessing, Kästner u. s. w.

Leicht und natürlich oder gesucht und erkünstelt.

Muster des erstern findet man in Horazens Satiren, Beispiele des letztern in Menge in den Schriften Jean Pauls.

Der gesuchte und erkünstelte Witz wird schwerfällig, bleiern, und man sagt von ihm, daß ihn sein Besitzer in Säcken nachschleppe. Außerdem hat man feinen, oder groben, plumpen Witz, und in der Wirkung unterscheidet man beißenden und matten.

Auf eine andere Weise als der Witz, zeigt sich der Scharfsinn, worunter man die Fähigkeit versteht, die versteckten Verschiedenheiten in ähnlichen Gegenständen aufzufinden.

Der

Der Scharfsinn muß schärfer sehen, tiefer eindringen, als der Witz, seine Bemerkungen werden feiner, und heißen daher Subtilitäten, welche, unnütz, auf kleinliche Gegenstände, oder ohne Zweck verwendet, Spitzfindigkeiten werden.

Der Philosoph zeigt im Allgemeinen mehr Scharfsinn, der Dichter mehr Witz. Gänzlich getrennt können beide nie sein. Der gesunde Verstand macht auf beide keine Ansprüche, denn er schränkt sich auf das wahre Bedürfniß ein, diese beiden geben aber mehr eine Art von Luxus der Köpfe ab. Man schreibt einem Menschen, an dem man Luxus der Art nicht, wohl aber sonst gesunde Beurtheilung gewahr wird, einen guten Hausverstand zu.

Dem Scharfsinne steht der Blödsinn entgegen, der nicht gut zu unterscheiden weiß, und sich daher schwer zurecht findet.

Die Urtheilskraft kann nur durch Uibung zur Reife gebracht werden, und insofern heißt

sie der Verstand, welcher nicht vor den Jahren kommt.

---

## §. 85.

## Unterschiede durch Vernunft.

Ein richtiger Verstand, geübte Urtheilskraft, und gründliche Vernunft, vornehmlich sofern sie als Tüchtigkeit zur Beförderung von Zwecken (des Praktischen) beurtheilt werden, machen den Umfang des Denkens aus.

Wenn Verstand das Vermögen der Regeln, und die Urtheilskraft das Vermögen ist, das Besondere, als einen unter die Regel gehörigen Fall, aufzufinden; so ist die Vernunft das Vermögen, das Besondere von dem Allgemeinen abzuleiten, und dieses Letztere also nach Grundsätzen und als nothwendig vorzustellen. Man kann sie also durch das Vermögen, nach Grundsätzen zu urtheilen und zu handeln, erklären.

Vernunft bestimmt also die Gründlichkeit im Denken und Handeln, sie fragt nach dem ersten Grunde, und dem letzten Zwecke. Ergründen und begründen ist ihr Geschäft. Ein vorzügliches Vermögen, bis in die ersten Gründe einzudringen, heißt Tiefsinn.

Die Vernunft verstopft die Quelle der Irrthümer und Vorurtheile, und sichert hiemit den Verstand durch die Allgemeinheit der Grundsätze. Büchergelehrsamkeit vermehrt zwar die Kenntnisse, aber erweitert nicht den Begriff und die Einsicht, wo nicht Vernunft dazu kommt. Diese ist aber noch vom Vernünfteln unterschieden.

Vernünftelei (ohne gesunde Vernunft) ist ein den Endzweck vorbeigehender Gebrauch der Vernunft, theils aus Unvermögen, theils aus Verfehlung des Gesichtspunktes.

Die Idee eines gesetzmäßig vollkommenen Gebrauchs der Vernunft beim Handeln, ist Weisheit. Sie kann, auch dem mindesten Grade nach, nicht beigebracht werden, sondern jeder muß sie aus sich selbst herausbrin-

gen. Völlig erlangt sie wohl kein Mensch, allein die Vorschrift, wie man sich ihr immer mehr nähert, ist in folgenden drei Punkten enthalten:

1) Selbstdenken,

2) sich (in der Mittheilung mit Menschen) an die Stelle des Andern zu denken, und

3) jederzeit mit sich selbst einstimmig zu denken.

Der erste Punkt enthält den Grundsatz der zwangsfreien Denkungsart (nullius addictus jurare in verba magistri).

Der zweite Punkt enthält den Grundsatz der liberalen Denkungsart, welche sich, soweit es die Pflicht verstattet, den Begriffen Anderer bequemt.

Der dritte Punkt enthält den Grundsatz der konsequenten oder folgerechten Denkungsart.

Die wichtigste Revolution in dem Innern des Menschen ist: „der Ausgang desselben aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit.“ Statt

dessen, daß bis dahin Andere für ihn dachten und er bloß nachahmte, oder am Gängelbande sich leiten ließ, wagt er es jetzt, mit eigenen Füßen auf dem Boden der Erfahrung, wenn gleich noch wankend, fortzuschreiten.

---

## A.

## Ein Wort über Anwendung des Kopfes im Leben.

### Von Kant.

Die Einfalt und Genügsamkeit der Natur fordert und bildet an dem Menschen nur gemeine Begriffe und Redlichkeit, der künstliche Zwang und die Uippigkeit der bürgerlichen Verfassung heckt Witzlinge und Vernünftler, gelegentlich aber auch Narren und Betrüger aus, und gebiert den weisen oder sittsamen Schein, bei dem man sowohl des Verstandes als der Rechtschaffenheit entbehren zu können wähnt, wenn nur der schöne Schleier dicht genug gewebt ist, den die Anständigkeit

über

über die geheimen Gebrechen des Kopfes oder des Herzens ausbreitet. Nach dem Maaße, als diese Kunst hoch steigt, werden Vernunft und Tugend endlich das allgemeine Losungswort, doch so, daß der Eifer, von beiden zu sprechen, wohlunterwiesene und artige Personen schon überheben kann, sich mit ihrem Besitze zu belästigen. *) Die allgemeine Achtung, worin beide gepriesene Eigenschaften stehen, macht gleichwohl diesen Unterschied, daß jedermann weit eifersüchtiger auf die Verstandesvorzüge, als auf die guten Eigenschaften des Willens ist, und daß in der Vergleichung zwischen Dummheit und Schelmerei Niemand einen Augenblick ansteht, sich zum Vortheil der Letz-

*) Herzlich ist mir das Laster zuwider, doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel schwatzen von Tugend gemacht.
"Wie? du hassest die Tugend?" Ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, wills Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

Schiller.

Letzteren zu erklären, weil man, wo alles überhaupt auf Kunst ankommt, die feine Schlauigkeit nicht, wohl aber die Redlichkeit entbehren kann, die in solchem Verhältnisse nur hinderlich ist.

Da wird denn Verschmitztheit die Regel, nach welcher sich die Menschen unter einander behandeln. Der liebenswürdige Mangel dieser so sehr gepriesenen Fähigkeit, heißt Einfalt. Ist die Ursache derselben in der Schwäche der Urtheilskraft überhaupt zu suchen, so heißt ein solcher Mensch ein Tropf, Einfaltspinsel. Da die Ränke und falschen Kunstgriffe in der bürgerlichen Gesellschaft allmählig zu gewöhnlichen Maximen werden; so ist es kein Wunder, wenn ein sonst verständiger und redlicher Mann, dem entweder alle diese Schlauigkeit zu verächtlich ist, als daß er sich damit beschäftige, oder der sein ehrliches und wohlwollendes Herz nicht dazu bewegen kann, sich von der menschlichen Natur einen so verhaßten Begriff zu machen, unter Betrügern allerwärts in Schlingen ge-

rathen, und ihnen viel zu lachen geben müsse, so daß zuletzt der Ausdruck, ein guter Mann, nicht mehr auf eine verblümte Art, sondern geradezu einen Einfaltspinsel bedeutet; denn in der Schelmensprache ist Niemand ein verständiger Mann, als der alle andere für nichts besseres hält, als was er selbst ist, nämlich für Betrüger.

---

## B.

## Kennzeichen,

### wonach man verschiedene Köpfe im Leben würdigen kann.

Wenn man die Menschen im Leben beobachtet, wird man, leider! jene von Kant angedeutete Anwendung des Kopfes nur zu oft zu bemerken Gelegenheit haben. Man muß sie kennen, um sich darnach richten zu können. Mehr davon wird man unter dem Abschnitt über den Charakter finden. Hier soll uns noch ein anderer Unterschied unter den Köpfen beschäf-

schäftigen, der vornehmlich auf den Umgang mit Menschen Beziehung hat, und unser Urtheil in vielen Fällen wird bestimmen können.

Garve unterscheidet einen doppelten Verstand, deren einen er den praktischen, den andern den raisonnirenden nennt. Wir wollen seinen Unterschied dahin bestimmen, daß wir jenen den Verstand des Mannes von Welt, diesen den Verstand des Denkers nennen. Beider Verstand ist natürlich ursprünglich derselbe, nur hat ihn jeder in einer andern Sphäre geübt und gebildet, woraus bei der Anwendung eine Verschiedenheit entspringen mußte. Der Mann von Welt lernte mehr wirkliche Fälle kombiniren, ohne auf Gründe zurückzugehen, denn die Erfahrung ist seine große Göttin; der Denker hergegen lernte mehr, alles auf Gründe zurückführen, und behilft sich daher schwerer mit den Fällen der Erfahrung. Genau genommen, würde man sagen: der Mann von Welt geht nicht über die Grenzen des Verstandes (woher meist die von Kant angegebene Anwendung des Kö-

pfes im Leben ihren Ursprung nimmt), der Denker hergegen knüpft alle Erfahrungen an das Allgemeine der Vernunft an, (weswegen er auch im Leben weniger frivol und leichtsinnig sein wird).

Die Kennzeichen von beiden giebt Garve also an:

## Der Mann von Welt.

Leute von dieser Art können sich sehr wenig über Sachen erklären, die sie doch recht gut verstehen, und die sie recht glücklich ausführen, wenn sie sie unternehmen. (Beispiel: Routinirte Schauspieler, die oft kaum wissen, was Kunst ist, und doch manches recht gut darstellen.)

Sie haben eine genaue Beobachtung des Schicklichen; Uibereinstimmung in ihren Reden und Handlungen mit der Zeit, dem Orte und den Verhältnissen der Personen. Man sieht viele junge Leute, die diese Gabe vollkom-

men

men besitzen, und deren Fortgang in den Wissenschaften sehr gering ist, die deswegen von der Welt, und besonders von Leuten ihres Alters hervorgezogen, und von ihren Lehrern verachtet werden. Im Umgange sind sie meist artig, in Gesellschaft klug und vorsichtig, in Ausrichtung kleiner Geschäfte geschickt und glücklich, aber ohne sonderlichen Geschmack und Talente für die eigentlichen Wissenschaften.

Uiber Begebenheiten, Personen und Handlungen können sie, so weit ihr Kreis reicht, richtige Urtheile fällen, ungeachtet sie verlegen sind, wenn sie die Eigenschaften, die sie den Dingen beilegen, erklären, oder die Gründe anführen sollen, warum ihnen dieselben zukommen. Sie sind genaue Beobachter der Unschicklichkeit in dem Betragen anderer, empfinden das Lächerliche leicht und geschwind, und werden also zur Satyre oder zur Spötterei mehr als andere Köpfe aufgelegt sein.

## Der Denker.

Wenn der Mann von Welt mit Empfindung und Erinnerung ausreicht; so bedarf hingegen der denkende Kopf einer wiederholten Vergleichung und einer langsamen Sammlung der Aehnlichkeiten: deshalb kann er in jüngeren Jahren leicht ein Dummkopf scheinen. Da er bei allem nach Erklärung fragt; so wird er in denen Fällen, wo ihm nur schnelles Gefühl zu statten kommen kann, zurückbleiben, und dahin gehören fast die ganzen Gesetze des Wohlstandes und der Lebensart; die Klugheit in den Geschäften des täglichen Lebens u. s. w. Er wird sich mit dem allgemeinen Gespräche in einer großen Gesellschaft schlecht behelfen, und in einer Unterredung mit einer einzelnen Person vortreflich sein können (wie es der Fall mit Rousseau war).

Hat sich aber dieser Kopf einmal entwickelt; so wird er einen hervorstechenden Werth durch seine Werke erhalten, obgleich er nicht dazu gemacht ist, als Meteor in gesellschaftlichen

Zirkeln zu glänzen, weil er die große Kunst nicht versteht — Worte über Nichts zu machen, oder unbedeutendes Zeug zu schwatzen.

Wenn es anders billig ist, ein allgemeines Urtheil über eine ganze Nation zu fällen; so könnte man sagen, die Franzosen seien die Repräsentanten des Mannes von Welt, die Engländer des Denkers. Die Teutschen dürften sich etwa in der Mitte zwischen beiden befinden. Die Franzosen sind Vielsprecher; Vielsprecher sind aber selten Vieldenker. Gleichwohl dürfte es am Ende auf eins hinauslaufen, wenn die Franzosen durch das, was sie sprechen, und die Engländer durch Schweigen — nichts sagen: dann befände sich der Teutsche in einer glücklichen Mitte. Schade aber, daß er seinen eigenthümlichen Charakter so oft verläugnend, bald an Gallomanie, bald an Anglomanie krankt.

---

Zwischen dem Manne von Welt, den man nicht mit dem Weltmanne, einem feinen Politiker,

tiker, dessen Ideal Wieland im Hippias, und Klinger in dem Weltmann und Dichter gezeichnet haben, verwechseln muß, und dem Denker, möchte wohl

## der Mann von Geist (l'homme d'esprit)

in der Mitte stehen, den man nur wieder nicht mit dem Witzlinge verwechseln muß, der unter einer Gesellschaft leerer Schwätzer so oft das große Wort führt. Der Mann von Geist ist allerdings witzig, aber sein Witz grenzt an Scharfsinn, und er vereinigt mit einer lebhaften Einbildungskraft einen nicht bloß scharfen, sondern auch schnellen Verstand. Ich möchte sagen, bei ihm verschmelze der Philosoph in den Dichter, und als Repräsentanten dieser Klasse würde ich Lessing nennen. Gewandheit, Raschheit und Kürze zeichnen den Mann von Geist aus. Leicht faßt er eine Sache und übersieht Vieles mit Einem Blick. Mit Schnelligkeit weiß er den richtigen Punkt, mühelos

die besten Mittel für seinen Zweck zu finden. Wie scharf sein Urtheil, so fein ist sein Geschmack. Viel Sinn in wenig Worten, geistreicher Scherz, viel Ironie, oft feiner, wohl auch beißender Spott. Ernst bleibt aber immer seine herrschende Stimmung, und dies unterscheidet ihn leicht vom Witzlinge, der faselnd ist, und sich zum Lustigmacher erniedrigt. Weiße erzählt von Rabener: Sein Witz ergoß sich nur für seine Freunde; er bot ihn nicht den Großen und Reichen feil, und er versarg ihn sogar oft, wenn sie ihn bloß deswegen in ihre Gesellschaft zogen. Kein Mensch war weiter von dem Charakter eines Lustigmachers entfernt, als er. Da, wo er wußte, daß man auf seine Lustigkeit Rechnung gemacht und andere darauf vertröstet hatte, war er ernsthaft.

Eine sehr richtige Bemerkung ist folgende von Trublet:

„Der Mann von Geist, der nichts geschrieben hat, schätzt sich gewöhnlich über die Gebühr;

bühr; die am wenigsten anmaßenden Menschen sind die guten Schriftsteller. Der Mann von Geist merkt sehr wohl, daß er im Schreiben bessere Dinge sagt, als in dem Umgange, und daß er, hätte er nicht geschrieben, nicht alles, was er konnte, aus seinem Geiste hervorgezogen hätte. Aber auch wie viel Gedanken, die ihn anfänglich entzückten, und die er nachher erröthend ausstrich! Daraus folgert er, es möge ihm in der Conversation wohl manche Sottise entwischt sein, ohne sie zu bemerken. Der Autor hat am meisten Geist, der die Stärke und Schwäche seines Geistes am besten kennt."

Die Leute, welche eigentlich zu den Leuten von Welt gehören, aber sich bei Halbkennern und Weibern in den Kredit der Männer von Geist gesetzt haben, hüten sich gemeiniglich sehr wohl, etwas zu schreiben, denn man würde sie bald in ihrer Blöße sehen. Höchstens — rezensiren sie.

Ich schließe mit einigen Bemerkungen von Gracian.

Ein halbes Ja eines großen Mannes ist mehr werth, als der Beifall eines ganzen Volkes. Verweilt man bei einer Oefnung von Schleußen, welche den Unrath einer Stadt mit sich führen, so ist die Luft nicht mehr zum Athmen. Die Weisen sprechen mit Einsicht, ihr Beifall ist ein unsterblicher Ruhm.

Man muß zweckmäßig sprechen, und bewunderswürdig ausführen. Jenes verräth Verstand, dieses Thatkraft, beides kündigt an, daß man an Geistesgaben den meisten Menschen überlegen ist. Die Rede eines Menschen ist gleichsam der Schatten seiner Handlungen.

Jener Grieche war gewiß ein großer Mann, welcher sich Vorwürfe darüber machte, daß er des Beifalls vieler Menschen genoß. Der weise Mann hat keinen Gefallen daran; allein es giebt Chamäleons von einer so großen Popularität, daß sie die gröbsten Dünste den

Aetherlüften Apollos vorziehen. Laß dich also nicht verblenden, wenn du auf Gegenstände und Scenen trifft, wo der Pöbel Wunder ruft. Einfältige Menschen sind in beständigem Staunen begriffen, und da, wo die Dummheit bewundert, findet der Weise nur Täuschung und Irrthum zu enthüllen.

---

## §. 86.

## Unterschiede durch das Gedächtniß.

Etwas bald ins Gedächtniß fassen, sich leicht worauf besinnen, und es lange behalten, sind die Vollkommenheiten des Gedächtnisses, welche sich aber selten beisammen finden.

Was das ins Gedächtniß fassen betrifft; so unterscheidet man ein schnelles und ein langsames Gedächtniß. — Man kann in den meisten Fällen sicher annehmen, daß der sehr schnell Fassende, meist auch am ehesten wie-

wieder vergißt, der langsam Fassende aber am längsten behält.

In Ansehung des Besinnens ist das Gedächtniß treu oder untreu.

In Ansehung des Behaltens kann man Wort- und Sach-Gedächtniß unterscheiden. Das Wort-Gedächtniß zeugt von einem mechanischen Auswendiglernen, und bedarf keines sonderlichen Aufwandes von Geist; zu dem Sachgedächtniß aber gehört Urtheilskraft, also Geist.

Einige können Wort für Wort lange Reden, eine Menge Namen, Jahrzahlen u. a. m. merken; andere hergegen können dieses nicht, aber den Gang einer Meditation in philosophischer Folgerichtigkeit mit Gründen und Folgen behalten sie besser. Die letztern sind unstreitig philosophischere Köpfe als die ersten. Garve gehört, nach seinem eignen Geständniß, unter die letzte Klasse.

Ungemeine Gedächtnißgaben machen den gelehrten Mann, Nachdenken den Mann

von Geist, den Philosophen. Selten sind beide vereinigt: die Harduine, Scaliger Mirandola's und andere Wunder von großem Gedächtniß waren keine berühmten Denker. Newton u. a. waren hergegen nicht ihres Gedächtnisses halber berühmt. Der Grund liegt sehr nahe. Das bei jedem am meisten ausgebildete Vermögen bekommt das Uibergewicht. Man muß übrigens — sagt Kant — von jenen Polyhistoren, die eine Ladung Bücher für hundert Kameele als Materialien für die Wissenschaften in ihrem Kopf herumtragen, nicht verächtlich sprechen, weil sie vielleicht die, für das Vermögen der Auswahl aller dieser Kenntnisse zum zweckmäßigen Gebrauch, angemessene Urtheilskraft nicht besaßen; denn es ist doch schon Verdienst genug, die rohe Materie reichlich herbeigeschafft zu haben, wenn gleich andere Köpfe nachher hinzukommen müssen, sie mit Urtheilskraft zu verarbeiten. "Im Uibrigen giebt es doch Beispiele von Vereinigung beider Eigenschaften, z. B. Leibnitz, Friedrich der Zweite u. a.

Ungemein viel hängt beim Fassen und Behalten von der Aufmerksamkeit ab, die auf einen Gegenstand verwendet wurde. Folgende Bemerkungen Platners sind durchaus bewährt.

1. Mit träger Aufmerksamkeit wird wenig oder schwer gefaßt, mit lebhafter Aufmerksamkeit viel und leicht.

2. Mit träger und zugleich zerstreuter Aufmerksamkeit ist das Fassen schwerer; die gefaßten Ideen sind verworren und vergänglich.

3. Mit zerstreuter und zugleich lebhafter Aufmerksamkeit ist das Fassen leicht; aber die gefaßten Ideen sind, bei einer augenblicklichen Lebhaftigkeit, unrichtig und vergänglich.

4. Mit träger und zugleich ordentlicher Aufmerksamkeit ist das Fassen schwer; aber die gefaßten Ideen sind richtig und dauerhaft.

5. Mit lebhafter und zugleich ordentlicher Aufmerksamkeit ist das Fassen leicht; die gefaßten Ideen sind lebhaft, dauerhaft und richtig.

Unter N. 3., glaub' ich, könne man das sanguinische, unter N. 4. das phlegmatische, unter N. 5. das melancholische, zum Theil auch das cholerische Temperament bringen.

Uibrigens lassen sich aus dem Grade der Aufmerksamkeit leicht folgende Erscheinungen erklären:

a) Kinder merken mehr und besser als Alte, denn ihre Aufmerksamkeit ist meist gespannter. Alles rührt sie, alles zieht sie an, und aus eben dem Grunde übersteigt auch die Summe der Belehrungen, die man bis zum zwanzigsten Jahre anhäuft, sehr wahrscheinlich diejenige, die man sich nachher verschafft.

b) Der gemeine Mann kann sich weit leichter auf die mannichfaltigen Angelegenheiten des Lebens besinnen, als der Gelehrte und Geschäftsmann, welchen viele fremdartige Nebengedanken durch den Kopf gehen, Vieles von ihren Aufträgen oder häuslichen Angelegenheiten durch Zerstreuung entwischt.

Eine

Eine eig e Bemerkung ist folgende von Platner:

Manche Menschen behalten solche Dinge lange in dem Gedächtniß, welche mit ihren Meinungen, Neigungen, Hofnungen und Wünschen u. s. w. übereinstimmen. Auf andere machen solche Dinge einen dauerhaftern Eindruck, welche allem dem widersprechen.

Sind meine Beobachtungen richtig; so ist das Erste vornehmlich den Sanguinikern, das Letztere den Melancholikern eigen.

Kinder, Geizhälse, Verliebte, Höflinge, Fürsten haben ein bewundernswürdiges Gedächtniß für Gegenstände; die einen, weil sie lebhafter und neuer Eindrücke sehr fähig, die andern, weil sie von einem großen Interesse beherrscht sind; die letztern vielleicht auch darum, weil alles, was sie umgiebt und sich ihnen nähert, sich ihren Blicken immer gern unter einer solchen Ansicht darstellt, wodurch ihre Aufmerksamkeit rege gemacht und aufgeweckt wird. Als Boisrobert beim Kardinal Richelieu für seinen Neffen eine Bitte einlegen wollte,

te, so benutzte er die Gelegenheit, ihn beim Spaziergange zu empfehlen. Vorsätzlich that ers mit solcher Geschäftigkeit und Eile, daß er den Jüngling da, wo eben der Minister-König mit dem gesamten Gefolge still stand, in ein Wasserbehältniß hinabfallen ließ. Alles, auch der Kardinal, nahm Theil daran. Wohl dachte ichs — sprach Boisrobert; — ohne das kleine Unglück hätten Ew. Exc. meines armen Verwandten vergessen. Dem Streiche, den ich ihm spielte, dankt ers, daß Sie sich desto besser seiner erinnern. — Jeder Gegenstand, der uns mit großer Uiberraschung ergreift, bemächtigt sich auch wider Willen unserer Aufmerksamkeit, und immer verursacht er mehr oder weniger tiefen Eindruck.

Das Gegentheil von Gedächtniß ist die Vergeßlichkeit, wo der Kopf, so oft er auch gefüllet wird, doch, wie ein durchlöchertes Faß, immer leer bleibt. Dieses Uibel ist bisweilen unverschuldet; wie bei alten Leuten, welche sich zwar der Begebenheiten ihrer jüngeren Jahre gar wohl erinnern können, aber

das

das Nächstvorhergehende immer aus den Gedanken verlieren. Aber oft ist es doch auch die Wirkung einer habituellen Zerstreuung, welche vornehmlich die Romanleser und Romanleserinnen anzuwandeln pflegt. Denn, wie bei dieser Leserei die Absicht nur ist, sich für den Augenblick zu unterhalten, indem man weiß, daß es bloße Erdichtungen sind, die Leserin hier also volle Freiheit hat, im Lesen nach dem Laufe ihrer Einbildungskraft zu dichten, welches natürlicher Weise zerstreut, und die Geistesabwesenheit (Mangel der Aufmerksamkeit auf das Gegenwärtige) habituell macht: so muß das Gedächtniß dadurch unvermeidlich geschwächt werden. — Diese Uibung in der Kunst die Zeit zu tödten und sich für die Welt unnütz zu machen; hintennach aber doch über die Kürze des Lebens zu klagen, ist, abgesehen von der phantastischen Gemüthsstimmung, welche sie hervorbringt, einer der feindseligsten Angriffe auf das Gedächtniß. (Kant.)

---

§. 87.

## §. 87.

## Unterschiede durch die Einbildungskraft.

„Die Einbildungskraft — sagt Meister — erblickt anschaulich; bloß mit der Rückerinnerung begnügt sich das Gedächtniß. Dieses hält Rechnung über den Empfang der Eindrücke; jene bringt die Eindrücke wieder hervor, setzt sie in Verbindung, und erzeugt aus ihrer Verbindung neue Gestalten. Die Arbeit des einen gleicht einem Verzeichniß, schlechtweg einem mehr oder weniger ausgedehntem, mehr oder weniger methodischem Register; die Arbeit der andern, einer Gallerie beweglicher Gemälde, einer mehr oder weniger mannichfaltigen und rasch fortlaufenden Reihe von Bildern und Scenen. — Nur sie — heißt es an einem andern Orte — erhebt unsre Ideen zu der Wahrheit einer Rückerinnerung, nur sie giebt ihnen die Farbe und Gestalt eines sinnlichen Gegenstandes, nur sie treibt die Täuschung bis zur Lebhaftigkeit eines sinnlichen Eindrucks oder Gefühls.“

Man sieht hieraus, daß sie unter den menschlichen Vermögen eine der wichtigsten Rollen spielt, und eine genauere Betrachtung deshalb doppelt verdient.

Reden wir zuerst von dem Einflusse des Körpers und der Organisation auf die Einbildungskraft. Beide sind wichtig.

Bei jungen Leuten ist die Einbildungskraft lebhafter, als bei Alten. — Wenn das Geblüt sehr in Wallung geräth, zeigt sie sich in größerer Thätigkeit. — Feinheit der edleren Sinne ist ihr sehr günstig. — Ermattung der Lebensgeister lähmt sie, — Zerrüttung der Organisation stört sie oft gänzlich. Daher haben Verrückungen oft eine physische Ursache. Uiberladung des Magens hemmt sie, auf Genuß blähender Speisen ermattet sie. Es giebt aber auch körperliche Mittel sie zu beleben, der Genuß gewisser Speisen oder Getränke, Opium, Wein, Brantwein, Bier u. a., deren Gebrauch aber widernatürlich, und oft wiederholt schädlich ist. Berauschung in Opium

und Brantwein, hat — wie Kant mit Recht bemerkt — etwas Schädliches an sich, weil sie die Geselligkeit und wechselseitige Gedankenmittheilung nicht belebt. Der, welcher jene Mittel in solchem Uibermaße zu sich nimmt, daß er die Sinnenvorstellungen nach Erfahrungsgesetzen zu ordnen auf eine Zeitlang unvermögend wird, heißt trunken oder berauscht. Rausch und Trunkenheit verwirren die Einbildungskraft.

Ob man beim Trinken wohl das Temperament oder den Charakter des Menschen, der sich betrinkt, erforschen könne? Ich glaube nicht. Es ist ein neues Flüssiges seinen in den Adern umlaufenden Säften beigemischt, und ein anderer Reiz auf die Nerven, der nicht die natürliche Temperatur deutlicher entdeckt, sondern eine andere hineinbringt. Daher wird der Eine, der sich betrinkt, verliebt, der Andere großsprecherisch, der Dritte zänkisch werden, der Vierte (vornehmlich beim Bier) sich weichmüthig oder

gar

gar stumm zeigen; alle aber werden, wenn sie den Rausch ausgeschlafen haben und man sie an ihre Reden des vorigen Abends erinnert, über diese wunderliche Stimmung oder Verstimmung selber lachen. (Kant.)

Nach den verschiedenen Temperamenten äußert sich die Einbildungskraft ebenfalls verschieden. Gleim und Geßner wird man leicht für Sanguiniker, Lessing und Schiller für Choleriker, Hölty und Young für Melancholiker halten. Kästner hielt ich immer für einen Phlegmatiker (im guten Sinne).

Klima und äußere Umstände wirken nicht minder auf sie. Feurig ist die Einbildungskraft der Morgenländer, gemäßigt der Abendländer. Milton mit seiner schöpferischen Einbildungskraft war in den Sommermonaten ganz unfähig zum Denken. Nacht, Einsamkeit, Stille befördern und erheben sie, geben ihr aber auch ein eigenes Kolorit. Young, Klopstock.

Im

Im Uibrigen hat man einige Gesetze bei dem Gange der Einbildungskraft, über die Art, wie sich die Vorstellungen an einander reihen, beobachtet.

1) Aehnliche Vorstellungen erwecken einander leicht wieder. (Gesetz der Aehnlichkeit, Analogie.)

2) Vorstellungen, die wir zu einer und derselben Zeit hatten, erneuern sich gegenseitig. (Gesetz der Gleichzeitigkeit, Coexistenz.)

3) Wenn wir mehrere Vorstellungen einmal oder öfterer in einer gewissen Ordnung nach einander gehabt haben; so kommen leicht auch die übrigen wieder, wenn eine oder einige derselben rege geworden sind. (Gesetz der Ordnung, Combination.)

Leicht bemerken wir aber auch, daß sich Ideen und Empfindungen, die gleichartig sind,

eben

eben so anziehen, wie gewisse Körper. „Wenn ich einmal, — sagt Meister — vielleicht von ungefähr, eine gewisse Anzahl von Ideen erlangt habe, so vereinigen sich sehr leicht mit ihnen andere von gleicher Art, und aus ihrer Verbindung entstehen wieder andere, und zwar ohne einiges Bestreben des Willens, ohne bestimmte Anstrengung der Aufmerksamkeit, über die der Wille gebietet. Hierin liegt die Erklärung von allen jenen Wundererscheinungen der Fertigkeit und der sogenannten natürlichen Leichtigkeit des Geistes.“ Man könnte also noch ein viertes Gesetz der Gleichartigkeit hinzufügen.

Merkwürdiger aber ist noch eine gewisse Vereinigung des Ungleichartigen, oft wohl Entgegengesetzten (Gesetz des Kontrastes), woraus nicht selten eine neue sehr gute Verbindung entsteht. Dieß giebt Originalität. In den Schriften Shakespears, Swifts, Jean Pauls und in den früheren von Göthe und Schiller findet sich diese Vereinigung am häufigsten.

Die

Die Originalität (nicht nachgeahmte Produktion) der Einbildungskraft, die mit dem Witze in Bündniß tritt, heißt Genie, wenn sie sich den Gesetzen des Verstandes und der Vernunft gemäß zeigt; wo nicht, heißt sie Schwärmerei. Die Aehnlichkeit und die Verschiedenheit zwischen dem Genie und dem Schwärmer zeigt sich hier sehr deutlich.

Göthe, Schiller, Klopstock sind Genien, Novalis, Stollberg sind Schwärmer. Kant Herder, Lessing sind Genien, Jakob Böhm, Swedenborg sind Schwärmer. — Die Mittellinie zwischen Genie und Schwärmerei ist schwer zu bestimmen, und nicht selten scheinen die Grenzen in einander zu laufen, welches dann am sichtbarsten ist, wenn ein Schwärmer philosophirt. Seine Philosophie wird meist Dichtung, wie bei Platon, Jamblichus, Lavater, Jacobi, Fichte, Schelling. Ein Schwärmer ist meist ein mißleitetes Genie, ein Genie selten ohne Schwärmerei, daher es leicht erklärlich wird, warum Schwärmerei —

nach Lessings Ausdruck — ansteckt wie der Schnupfen. Platner theilt die Schwärmerei ein in ästhetische, leidenschaftliche und moralische. Die wissenschaftliche Schwärmerei theilt er ein in die physische, historische, philosophische. Was er über jede sagt, ist ein Wort zu seiner Zeit. Was physische Schwärmerei sei, sagt er, siehet man aus den Träumen der Theosophen, Astrologen, Alchymisten, Geisterseher und Geisterbeschwörer der mittlern und gegenwärtigen Zeiten (sie dichten mystische Eigenschaften und Kräfte in die Natur.). Die historische Schwärmerei macht heilige Legenden und allerlei fabelhafte, wunderbare Sagen. Die philosophische Schwärmerei ist die mannichfaltigste unter allen. — Theils von der historischen, theils von der philosophischen Schwärmerei stammt ab die theologische; eine eigne Art derselben ist die apokalyptische. (Typke.) — Wesentliche Eigenschaften aller Arten der Schwärmerei sind: verächtliches Mitleiden mit denen, welche anders denken oder empfinden; Bestreben ihre Ideen und Empfindungen wei-

ter zu verbreiten, und ein unternehmender Haß gegen die, welche sich diesem Bestreben widersetzen; unüberwindliche Entschlossenheit in der Behauptung der Empfindungen, Meinungen oder Sachen, welche den Gegenstand oder Stoff der Schwärmerei ausmachen, — Stolz, Bekehrungsgeist, Verfolgungsgeist, Märtyrer- oder Aufopferungsgeist.

Der vernünftige Mann denkt hierüber stets wie Göthe:

Mache der Schwärmer sich Schüler wie Sand am Meere: der Sand ist Sand; die Perle sei mein, du o verständiger Freund.

Der politisch agirende Religions-Schwärmer heißt Fanatiker (L. Zimmermann über die Einsamkeit, Henke Kirchengeschichte.)

Wessen Einbildungskraft so vorzüglich von Einem Gegenstande beherrscht wird, daß er sich Vorzugsweise feurig für ihn interessirt, der ist Enthusiast. Ein zu weit getriebener Enthusiasmus wird meist zur Narrheit. —

So

So lebhafte Anschauung eines Gegenstandes in der Einbildungskraft, daß das Gefühl der Lust daran überwiegend wird, vergesellschaftet mit Bewußtlosigkeit unsers äußern Zustandes, heißt Begeisterung, von welcher die Entzückung nur ein höherer Grad ist.

Wessen Einbildungskraft so stark ist, und so wenig unter der Vormundschaft der Vernunft steht, daß er seine Einbildungen für Wahrheit hält, der ist verrückt. Man sieht hieraus, wie nahe Schwärmer, Enthusiasten und Entzückte der Verrücktheit sind, und warum die Irrenhäuser am meisten von ihnen bevölkert werden. Niemand hat kürzer und besser gezeigt, daß dieselben Dispositionen des Körpers und Geistes, welche die Verrückung hervorbringen, auch der Schwärmerei zum Grunde liegen, als Garve.

1) Im Körper Nervenschwäche, (§. 68.) oder zu große Bewegbarkeit der Nerven. Die Schwärmer, die wir im Alterthume oder auch in neuern Zeiten bei wilden Völkern an-

treffen, als wie die Schamanen, sind mehrentheils zugleich Epileptische. Solche Menschen sind vorzüglich zur beschaulichen oder melancholischen Schwärmerei, zu Visionen gemacht.

2) Heftige Bewegnng oder zu große Hitze des Blutes.

3) Der Geschlechtstrieb bei einem hitzigen Temperament; wenn ihm entweder ein Mensch aus Religiosität widerstanden hat; (daher so viele Nonnen und Mönche Schwärmer geworden sind;) oder wenn die Umstände sich der Befriedigung desselben widersetzt haben, nach der bekannten Bemerkung, daß alte Buhlschwestern Betschwestern werden.

Im Geiste: 1) diejenigen Dispositionen, welche mit jenen körperlichen zusammenhängen. Also vornämlich Stolz und Liebe. So wie diese oft Narren gemacht haben, so haben sie auch Schwärmer gemacht.

2) Alles, was das Gemüth, die Denk- oder die Willens-Kraft überspannt. a) Anhaltendes Nachforschen über uns

unsichtbare, über unsre Sinnen erhabne Gegenstände. b) Eine zu große Entfernung von den Vergnügungen und Beschäftigungen der Welt, der bürgerlichen Gesellschaft und des Umgangs. c) Halbverstandene Kenntnisse der Natur, besonders des Geheimnißreichen in der Natur, ohne die nöthigen und soliden Kenntnisse der Mathematik und Physik. d) Uibermäßige Enthaltsamkeit und Nahrungslosigkeit des Geistes. Wenn demselben nicht solide Vorstellungen durch die Sinne zugeführt werden, so lebt er bloß von seinen Einbildungen. Wer also denken will, wo nichts zu untersuchen ist; wer innerlich genießen will, ohne alle äußere Gegenstände; wer Kenntnisse erwartet, aber ohne Unterricht, ohne Gelehrsamkeit, Reisen oder Bücher; wer einen hohen Grad von Glückseligkeit genießen will, ohne alle Hülfsmittel des geselligen Umganges; wer zu einem hohem Grade von sittlicher Vortreflichkeit, ohne wohlthätige Ausübung des Guten in einem nützlichen Berufe kommen will; kurz, wer auf ein hohes Ziel seiner Thätigkeit gespannt ist,

und

und doch nicht einen solchen Weg einschlägt, an welchem die Sinne, der Körper und die äußere sichtbare Welt Theil nehmen, der ist in Gefahr, Schwärmer zu werden. (Ein Fehler einer neuesten Philosophie.) So wie der Witz und die kalt überlegende, besonders mathematische Vernunft der Schwärmerei ungünstig sind, so ist hingegen eine dichterische Einbildungskraft, die nicht durch Kenntnisse, Gelehrsamkeit und Lektüre Stoff bekommt, noch durch den raisonnirenden Verstand geleitet wird, zum Ungeheuren, Romantischen und Schwärmerischen geneigt. (Mad. Guion, Dante, Novalis, Eckartshausen, — zum Theil auch Ludw. Tiek, Friedr. Schlegel.)

Aus dem Angeführten kann man sich eine eigne Schwärmerei mehrerer jetzigen Philosophen und Aesthetiker erklären, den Hang zum Katholizismus, welchem der Graf Stollberg bereits nachgegeben hat, und welchen Schelling, Fr. Schlegel, Ludw. Tiek, Novalis u. a. m. predigen. Um hierüber Licht zu erhalten,

ten, kann ich nichts Besseres rathen, als nach Anleitung des Gesagten, sich den von Schiller meisterhaft durchgeführten Charakter des Mortimer in der Maria Stuart zu entwickeln. Der Aufschluß zum Ganzen liegt in folgender Stelle.

Es war die Zeit des großen Kirchenfests,
Von Pilgerschaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich. — Mich selbst
Ergriff der Strom der Glaubenvollen Menge,
Und riß mich in das Weichbild Roms.

Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen,
Entgegenstieg, des Kolosseums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeist

In

In seine heitre Wunderwelt mich schloß!
Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt,
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie,
Allein das Körperlose Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat, und die Musik der Him-
mel
Herunterstieg, und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste und Höchste, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte,
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des
Herrn,
Die heilge Mutter, die herabgestiegne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten, und die Völker seg-
nen.
O was ist Goldes, was Juweelen Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur es ist mit dem Göttlichen umgeben.

Ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.
Haß schwur ich nun dem engen dumpfen Buch,
Mit frischem Kranz die Schläfe mir zu schmücken,
Mich frölich an die Frölichen zu schließen.

Ein besondrer Zustand ist bei der Einbildungskraft sehr zu berücksichtigen, der Zustand nämlich, wo sich ein Mensch von lebhafter Einbildungskraft in einem Mittel zwischen Schlaf und Wachen befindet. Die äußern Sinne sind in einer Art Betäubung, die Seele aber in Thätigkeit, doch so, daß ihre angestrengte Aufmerksamkeit nur auf Einen Gegenstand ausschließlich gerichtet ist (wachender Traum, Reverie.) „Alsdann — sagt Meister — ist die ganze Wirksamkeit des Verstandes nichts, als Anschaun. Vollständige Scenen, zusammenhängende oder abgerißne Gemäl-

mälde gehn bald rasch bald langsam vor unserm innern Auge vorüber. Wir glauben zu sehen, und ganz eigentlich zu sehen, was wir nie sahen. Kurz, wirkliche Phantome sind es, welche rund umher unsere Imagination hervorruft, glücklich oder unglücklich unter dem Zauber ihres eignen Blendwerks. Ich bin überzeugt, daß bei den Andächtlern, den Verliebten, den Propheten, den Begeisterten, den Schwedenborgs einzig und allein die Selbsttäuschung, die unter jenen Umständen so leicht ist, die Wunder ihrer Vorahnungen, Erscheinungen, Weißagungen, ihre Unterhaltungen mit überirdischen Geistern, ihre Verzuckungen in den Himmel und in die Hölle, mit einem Worte, alle Ausschweifungen und abergläubischen Schwärmereien ihrer ansteckenden Grillen hervorbringt. Zugleich aber sag' ichs ohne Bedenken, daß vielleicht gerade unter solchen Umständen der Mann von Genie mit den originellsten Schönheiten seines Werks ans Licht tritt."

Leute, welche sich so weit täuschen, daß sie ihre Seelenbilder wirklich zu sehen glauben, nennt man Visionärs. Nicht selten werden aus solchen anfänglich selbst Getäuschten, am Ende täuschende Betrüger. Göthe sagt hirüber stark, aber wahr:

Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz
im dreißigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der
Betrogne der Schelm.

Sehr wichtig für den Menschenbeobachter wird auch folgende Erscheinung sein. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Vorstellungen der Einbildungskraft von angenehmen oder unangenehmen Gefühlen begleitet sind, und hieraus lassen sich mit ziemlicher Gewißheit Schlüsse auf Denkungsart und Charakter des Menschen ziehen. Aus einer ihm eignen, besonders beliebten, häufig wiederkehrenden Verknüpfung gewisser Vorstellungen seiner Einbildungskraft, schließt man nämlich, daß sie ihm entweder angenehm und natürlich oder be-

sonders interessant und wichtig sein müsse, man schließt, je nach der Art, wie er jene Verknüpfung macht, auf seine Neigung zu, oder seine Abneigung gegen gewisse Dinge und dann sogar auf sein ganzes Wesen. Diese Art zu schließen ist in der That den Menschen so natürlich, daß sie sich auf jene Verknüpfung hin kaum enthalten können, sich nicht sofort das Bild des Menschen zu entwerfen, der sie gemacht hat. Wer wird sich Klinger z. B. nicht als Mann von Kraft mit einem Anstrich finstern Ernstes, Anton Wall hergegen als gutmüthigen Lächler denken? Eine Dame, die neulich Matthissons Bildniß vor der neuesten Ausgabe seiner Gedichte sah, rief sehr kategorisch aus: Das ist Matthisson nicht! — Ein Freund versicherte mir, er könne sich Fichte und Merkel nicht anders denken, denn als kleine Staturen mit Athleter Komplexion. Dies aber kann nicht selten täuschen, wie es einem jungen Mädchen mit Lafontaine ging: allein minder täuschend ist es, den, dessen drittes Wort etwas Obscönes ist, für einen Lüderlichen,

lichen, der, der immer von sich wieder und wieder spricht, für einen Eigenliebigen zu halten u. s. w.

Uibrigens unterscheidet man die Einbildungskraft nach ihren Vorzügen und Mängeln. Sie ist entweder reich oder arm, feurig oder kalt, lebhaft oder träge, schnell oder langsam, reizbar oder stumpf. Menschen von armer, kalter, träger Einbildungskraft sind mittelmäßige Köpfe, die nur zu mechanischen Handarbeiten taugen. Menschen von entgegengesetzten Eigenschaften derselben — doch davon im Folgenden.

---

## §. 88.

## Unterschiede durch Dichtungsvermögen und Phantasie.

Wer die Bilder seiner lebhaften, reichen Einbildungskraft nicht ohne Wahl und Wahrscheinlichkeit vereinigt oder trennt, sondern sie der Aufsicht der Vernunft und Natur unterwirft,

wirft, wer mit Willkühr über sie herrscht und sie nach Absicht lenkt, der hat Dichtungsvermögen; bei wem jenes Geschäft des Trennens und Vereinigens dem Zufall anheim gestellt ist, ohne daß man dabei Regel, Absicht und Zweck einer Denkkraft bemerkte, der hat Phantasie. Der erste wird Künstler, der andere Narr, Phantast; das Werk des ersten wird Composition, das Werk des letzten Fratze (Don Quixote, Don Sylvio von Rosalva.)

Da es Leute giebt, die den Künstler nicht vom Narren unterscheiden können, und da viele junge Leute, die sich für Dichter halten, nur Narren und Phantasten sind, so laßt uns auch hier ein wenig verweilen.

Gemeiniglich glaubt man, mit einer lebhaften, oder feurigen Einbildungskraft sei Alles gethan, und freilich könnte man sich zur Noth auf Platon berufen, um zu beweisen, daß man durch — Raserei zum Künstler werde, denn er spricht ja von einer Musenwuth.

Dazu

Dazu kommen verkehrte Begriffe von Begeisterung, als ob man nur Feder, Tinte und Papier zu einem Gedichte, Meisel und Marmor zu einer Statue, Farbe, Pinsel und Leinwand zu einem Gemählde brauche. So entstanden aber gewiß weder Iliaden, Herrmann und Dorothea, Messias und Oberon, noch Laokoon und die Flucht nach Aegypten. Spreche vor allem ein Geliebter der Musen selbst hierüber. Horaz ist es, der also sagt.

Wofern ein Mahler einen Venuskopf
Auf einen Pferdhals setzte, schmückte drauf
Den Leib mit Gliedern von verschiednen
Thieren
Und bunten Federn aus, und ließe (um
Aus allen Elementen etwas anzubringen)
Das schönste Weib von oben — sich zuletzt
In einen grausenhaften Fisch verlieren,
Sich schmeichelnd, nun ein wundervolles Werk
Euch aufgestellt zu haben: Freunde, würdet ihr,
Bei diesem Anblick wohl das Lachen halten?

Und gleichwohl werden Werke dieser
Art
In einem andern Fach uns oft genug
Zur Schau gebracht. Denn glaubet mir,
Pisonen,
Ein Dichterwerk, von schlecht verbunde-
nen
Ideen, die, wie Fieberträume, durch-
Einander schwärmen, so daß weder Kopf
noch Fuß
Zusammenpaßt — und eine Mahlerei
Von jenem Schlag sind treflich einerlei.

„Wie? Ist den Mahlern und Poeten
nicht
Von jeher freigestanden, alles was sie wol-
len,
Zu wagen?“ — Freilich, auch Wir machen
Anspruch
An diese Freiheit, und verlangen Kei-
nem
Sie abzustreiten — Nur nicht, daß man
paare

Was

Was unverträglich ist, nicht Schlang' und
Vogel,
Nicht Lamm und Tieger in einander mens
ge! *)

(nach Wielands Paraphrase.)

Also

*) Nicht genug bewundre ich, mit wie viel Ordnung, mit wie viel Standhaftigkeit ein Seelenvermögen, das sonst sich großer Verirrung und Flüchtigkeit, so schnellen stürmischen Bewegungen, überhaupt den Sonderbarkeiten jeder Art Preiß giebt, immer noch selbst in den seltsamsten Geistesgeburten eine gewisse Einheit und Harmonie sucht. Da zu Unterhaltung ihrer neugierigen Wünsche eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit von Gegenständen noch nicht hinreicht, so beschäftigt und interessirt sie eine noch so verwickelte Idee, eine noch so sinnreiche Dichtung nur in sofern, in wiefern sie darin eine gewisse Richtigkeit der Verhältnisse, ein Ganzes gewahr wird. Für sie hat das Ganze die Kraft der Wahrheit. Alles, was solcher Kraft beraubt ist, verwirft sie, und mag es nicht einmal denken. Oefters bemerkte ich, daß wir unter unsern Träumen einzig diejenigen zu behalten geneigt sind, einzig diejenigen uns lebhaft, ja noch lebhafter als die Wirklichkeit vorstellen, die das entschiedene Ge-

Also mit einer regellos umherschweifenden Einbildungskraft ist es nicht gethan, sonst wäre Paulmann (Verfasser des Blando von Carranza) unstreitig ein größerer Dichter als Göthe und Schiller, und die Verfasser unserer abentheuerlichen Geister- und Zauberromane hätten mehr Werth, als Voß. Eine zügellose Einbildungskraft — sagt Kant — kann immer noch einbeugen; sie ist Uippigkeit aus ihrem Reichthum (wie in Schillers frühesten Trauerspielen und Gedichten): aber die regellose nähert sich dem Wahnsinn, wo die Phantasie gänzlich mit dem Menschen spielt, und der Unglückliche den Lauf seiner Vorstellungen gar nicht in seiner Gewalt hat.

Eine leicht zu rührende Empfindsamkeit — lebhafte, reiche Einbildungskraft — Intension der Gefühle und Gedanken mit Dauer, und

präg eines Ganzen haben, das Gepräg theatralischer oder poetischer Wahrheit, ohne welches uns auch die glücklichste Lüge nicht verführen und hinreißen wird. (Meister).

und eben dadurch Fähigkeit, in den Zustand der Begeisterung versetzt werden zu können — das sind allerdings wesentliche Erfordernisse zum Künstler, aber ohne die Macht des Geistes seinen Stoff zu beherrschen und ihm nach Willkühr eine Form zu ertheilen, wird doch keiner zum Künstler werden; denn er wird nicht fähig sein, seinen Stoff so zu gestalten und darzustellen, daß er durch seine Einheit, Symmetrie, Naturähnlichkeit und Wahrheit zum Gefallen, zur Rührung oder Bewunderung hinrisse und die Kräfte unserer Seele in Bewegung setze, worin das tiefste Geheimniß der Kunst besteht, das sich niemandem mittheilen läßt. Dadurch allein wird er, bei der Energie seines Geistes, das Empfundene auch außer sich darzustellen, Schöpfer, Poet im eigentlichsten Sinne, der seine Welt aus sich herausschafft, in welcher der Andere freudig mit ihm leben mag. *)



*) Man sehe nach: Herder über Bild, Dichtung und Fabel, im 3ten Bde der zerstreuten Blätter.

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt,
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Also sagt Göthe, der Geweihte der Kunst. Selbst ein Göthe aber zaubert seine Schöpfungen nicht durch ein bloßes: Werde! hervor. Wie aber sonst? — Man soll es nicht mir, aber man wird es Schillern glauben, wie die Schöpfungen jener, und aller großen Geister, entstanden sind.

Der verführerische Reiz des Großen und Schönen; das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anschein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leyer zu ergreifen und auszugießen

in

in Gestalten und Tönen, was in ihm lebendig wurde. In seinem Kopf arbeiten dunkle Ideen wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeistert sei. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche, das Sinnlose für das Uibersinnliche — und wie gefällt er sich nicht in seiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieses Zeugniß der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefälliger Kritik zerstört er das Gaukelwerk der schwärmenden Bildungskraft und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar Anfangs seine Bescheidenheit stutzen, aber der Muth des wahren Talentes wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studirt, wenn die Natur ihn zum plastischen Künstler ausstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomikers, steigt in die unterste Tiefe,

um auf der Oberfläche wahr zu sein, und fragt bei der Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behorcht, wenn er zum Dichter geboren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmacks, und läßt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohl bekannt, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Große erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt. Das ächte Kunstgenie ist immer daran zu erkennen, daß es bei dem glühendsten Gefühl für das Ganze, Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem bloßen Liebhaber verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern bei dem

Her-

Hervorbringen so bequem haben, als bei der Betrachtung.

Doch, damit nicht aus diesem Worte zu seiner Zeit eine Rede werde, genug hievon. Beiläufig bemerke ich nur noch, daß ich glaube, Eigenthümlichkeiten der Organisation mögen für besondere Künste bestimmen. Feinheit des Gehörs für Musik, Feinheit des Gesichts für Mahlerei und Bildnerkunst. Die Dichtkunst erfordert mehr geistige Feinheit, weil sie es mit Begriffen zu thun hat. Uibrigens ist es gewiß, Dichtungsvermögen läßt sich nicht erlangen, sondern ist angeboren, Eigenthümlichkeit des Genies.

„Ob der Welt — sagt Kant — durch große Genies im Ganzen sonderlich gedient sei, weil sie doch oft neue Wege einschlagen und neue Aussichten eröffnen, oder ob mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machten, mit ihrem alltägigen, langsam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstande, nicht das Meiste zum Wachsthum der

Kün-

Künste und Wissenschaften beigetragen haben, mag hier unerörtert bleiben. — Aber ein Schlag von ihnen, Geniemänner (besser Genieaffen) genannt, hat sich unter jenem Aushängeschilde mit eingedrängt, welcher die Sprache außerordentlich von der Natur begünstigter Köpfe führt, das mühsame Lernen und Forschen für stümperhaft erklärt, und den Geist aller Wissenschaft mit Einem Griffe gehascht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben concentrirt und kraftvoll zu reichen, vorgiebt. Dieser Schlag ist, wie der Quacksalber und Marktschreier, den Fortschritten in wissenschaftlicher und sittlicher Bildung sehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältnisse und Moral, gleich dem Eingeweiheten oder Machthaber, vom Weisheitssitze herab im entscheidenden Tone abspricht und so die Armseligkeit des Geistes zu verdecken weiß. Was ist hiewider anders zu thun, als zu lachen und seinen Gang mit Fleiß, Ordnung und Klarheit geduldig fortzusetzen, ohne auf jene Gaukler Rücksicht zu nehmen?“

Durch solche Affen des Genies könnten die Künste leicht in Verachtung gerathen. Der Abt Trublet bemerkt sehr richtig: Die Fehler schlechter Kopien seien gewöhnlich, außer den Fehlern des Originals, die übertriebenen Schönheiten desselben. (Essais. Charactere de deux Sortes d'auteurs.) Da aber auch dieses nicht stets von Affen erwartet werden kann; so ahmen sie das Genie meist nur im Äußerwesentlichen nach. *) Hier sind einige Belege.

Künst-

*) Ich kann mich nicht enthalten, hier nicht die ganze Stelle Trublets vollends beizufügen, da sie auf die gegenwärtige Zeit so anwendbar ist. — O Kant! o Göthe! — „Ce n' est pas la faute d'un Auteur excellent, si on l' imite mal; et on n'en peut rien conclure contre lui. Cependant des critiques malins sçavent faire illusion au Public, lui faire confondre le modéle avec ses faux imitateurs, et jetter sur l' un le ridicule des autres. Rien n' est plus injuste. Si l' on étoit équitable, la multitude des mauvaises copies, au lieu de faire tort à l'original, devroit relever sa gloire, puisqu' elles montrent et le désir qu' on a eu de lui ressembler, et la difficulté qu' il y a d' y réussir." Anm.

Künstlern ist es vermöge der Anlagen ihres Temperaments eigen, die Sorgen durch das gesellige Spiel mit Gedanken zu verjagen, daher sie leichter über die Verhältnisse des alltäglichen Lebens hinwegsehen:

Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als
ein Dichter, verstand,

sagt Göthe von sich, und kann es wohl von allen großen Künstlern sagen. Kaum hört dies der Affe; so wird er liederlich, und glaubt dadurch ein Genie zu werden. Gewöhnlich sind sie in der Gelehrten-Geschichte so bewandert, daß sie euch auf den Fingern herzuzählen wissen, daß Horaz sehr locker war, Melanchthon fleißig versetzte, dieser vor Schulden sich nicht zu retten wußte, und jener oft kein Abendbrod hatte. Oder sie hören, Raphael habe in der Liebe ausgeschweift, der große Lessing habe leidenschaftlich gespielt, Hagedorn sei ein wackerer Trinker gewesen: dann halten sie sich schon für Raphaele, Lessinge und Hagedorne, wenn sie vom — zum Pharaotisch, und von da zum

Wein-

Weinhaus eilen. Der Wein, der Wein überhaupt ist ja eine Hauptsache, Bachus begeistert ja besser, wie Apollo! Sollten sie dieß wohl aus ihren Zechliedern vergessen haben? — Nein, ein Genie muß sich ja betrinken! Die Thoren, sie denken so wenig an das, was Götz von Berlichingen sagt: „Wie ich den Wein trinke, ist es wahr, daß man dann alles doppelt ist, was man sein soll, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend;“ noch daran, daß die Begeisterung zum Messias, Torquato Tasso, der Luise weder vom Weinhändler, noch vom Destillateur geholt sein kann, und daß Platon von dem Dichter eine reine und ungefärbte Seele fordert. Vielleicht hörten sie auch einmal, daß der Künstler die günstigen Augenblicke zu seiner Arbeit abwarten müsse, und die warten sie treulich ab. Es kann ja wohl nicht ihre Schuld sein, wenn die günstigen Augenblicke zur Arbeit gar nicht kommen, und sie sich zum Faullenzen verdammt sehen.

Diese Affen sind denn nun freilich die schlimmsten und verachtungswerthesten. Die, vor denen Trublet spricht, sind immer noch besser. Sie werden doch nur auf einen Wallenstein einen Antonio Kadutti folgen lassen, schlechte Sonette machen, Knittelverse schreiben, u. dgl. weil sie nicht bedacht haben, daß sie dem Apelles nicht bloß den Pinsel, sondern auch die Finger hätten stehlen müssen, um wie Apelles zu mahlen. Sie werden uns überspannte Dinge bringen, mit denen wir nicht sympathisiren können, und die uns entweder ermüden, oder gleichgültig lassen, und mithin langweilig werden. Im Aeußern werden sie Sonderbarkeit affektiren, meist sich abentheuerlich zeigen, durch eine gesuchte Nachlässigkeit den Phantasten verrathen. Immer verräth sie ihre Sprache. Der wahrhaft große Geist ist kein Schwätzer, sie aber überströmen euch mit einer wahren Katarakte von — Worten, und ihr könnt euch darauf verlassen, daß sie alles besser wissen, als andre Leute. Selten auch fehlt ihnen eine gewisse Gabe der

Grobheit, die sie nebst ihrer Suffisance und Arroganz Selbstständigkeit nennen. Der große Mann aber hat stets — nach Schiller — etwas Kindliches an sich, und

Das Wenige verschwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts sieht, wie viel noch übrig bleibt,
Man tadelt den, der seine Thaten wägt.

sagt Göthe, und wenn er gleich hinzusetzt:

Auch den, der wahren Werth zu stolz nicht achtet,
Wie den, der falschen Werth zu eitel hebt;

so bin ich doch, ich möchte sagen, Eidschwur: gewiß, daß Göthe, bei allem gerechten Selbstgefühl und Bewußtsein seiner Vortreflichkeit, gewiß weit entfernt ist von der wegwerfenden Anmaßung der Aftergenies, die samt und sonders unter die Kategorie der Laffen gehören.

Eine Bemerkung Kants mache den Beschluß.

Eine Eigenheit — sagt er — die den Charakter der Poeten betrifft, nämlich die, keinen Charakter zu haben, sondern wetterwendisch, launisch, und (ohne Bosheit) unzuverläßig zu sein, sich muthwillig Feinde zu machen, ohne doch eben jemand zu hassen, und seinen Freund beißend zu bespötteln, ohne ihm wehe thun zu wollen, liegt in einer über die praktische Urtheilskraft herrschenden, zum Theil angebornen, Anlage des verschrobenen Witzes. (Kotzebuc.)

---

## §. 89.

## Humor. Humoristen.

Eine eigne Wendung der Einbildungskraft ist es, welche den Humor hervorbringt. So nennt man jene Stimmung der Seele, bei welcher die Ideen aus der gewöhnlichen Sphäre herausgehen, und unter einem hervorstechenderen, seltsameren, originellen Charakter erscheinen. Nicht ungern erhebt sich bei sol-

cher Stimmung der Geist über die Uiblichkeit und über die eingeführten Regeln des Anstands; ohne sie zu verletzen, treibt er mit ihnen Scherz, er trotzt ihnen, und setzt sie hintan; er freut sich seiner süßen Unabhängigkeit, und mit großem Wohlgefallen, so wie mit großer Leichtigkeit entwischt ihm der ganz aufrichtige, ganz offene Ausdruck einer ihn hinreißenden Empfindung oder Idee, der Ausdruck selbst der individuellsten Tonart, womit sie ihn ergriffen. Hiebei liegt kein geringer Reiz in der Art der Uiberraschung, welche diese Freimüthigkeit, diese Sorglosigkeit und Sonderbarkeit hervorbringt. (Meister.)

Unter die Hamoristen gehören Lucian, Horaz, Sterne, Steele, Jean Paul, Anton Wall, Fr. Laun. Bei dem Weibe wird jener Humor immer an Naivetät, Natürlichkeit gegen die conventionellen Regeln des Anstandes, grenzen. Göthe hat in der Philine einen solchen Charakter herrlich durchgeführt.

Der Name Humor schon zeigt, daß bei dem Humoristen eine eigne Mischung der Säfte vorausgesetzt werde, die auf die Stimmung des Geistes Einfluß hat. Man sehe Garves Abhandlung über den Humor in der Sammlung vermischter Abhandlungen. (Leipz. bei Dyck.)

Im Teutschen hat man für Humor den Ausdruck: Laune, unterscheidet aber launige Menschen von launischen, so daß das erste gute, das andre böse Laune bedeutet. Daß aber in beiden Fällen derselbe Grund vorhanden sei, zeigt folgende Bemerkung von Maaß.

„Der Launische — sagt er — läßt sich von einer Empfindung beherrschen, die keinen objektiven Grund hat, bei der er sich wenigstens eines solchen nicht bewußt ist. Er ist mürrisch, und beträgt sich auch gegen den unschuldigsten Gegenstand gerade so, als wenn seine unangenehme Empfindung durch diesen bewirkt wäre. Ein solcher Gemüthszustand kann

durch die Einbildungen erzeugt werden, die sich mit einem Gegenstande vergesellschaftet haben, wenn die meisten davon, welches oft der Fall ist, dunkel bleiben.“

Die gute und böse Laune zeigt sich am häufigsten bei den Engländern. Ihre böse Laune nennen sie Spleen.

---

## §. 90.

## Seher. Wahrsager. Propheten.

Das Zurückblicken in die Vergangenheit, und das Vorwärtsblicken in die Zukunft mußte Eigenschaft eines Wesens sein, dessen Bestimmung Selbstbildung, Selbstvollendung sein sollte. Die Vergangenheit wird die Lehrerin des Menschen für die Zukunft, welche für ihn nicht gänzlich in Dunkel gehüllt sein darf, weil er sonst ja nicht auf Folgen seiner Handlungen rechnen könnte. Erwartung ähnlicher Fälle nach Maßgabe schon beobachteter Begebenheiten giebt dem Menschen ein

gewisses Vorhersehungsvermögen, welches ihn abhält, nicht ohne Vorsicht und Besorgniß in den Tag hinein zu leben.

Von einem solchen Vorausſehen unterscheidet sich aber gar sehr ein anderes. Man nennt es Vorempfindung, Ahndung, welche sich auf künftige Ereigniſſe beziehen, deren Eintreten nicht in unserer freien Willkühr, sondern auf dem Schicksal beruht.

Wie mit dem Vorausſehen, so mit dem Wahrsagen. Es ist entweder sehr natürlich, nach Erfahrungsgesetzen, oder widernatürlich, gegen die Erfahrungsgesetze. Man nennt dies letztere Divination, wenn der Wahrsager sich dabei des Einwirkens einer Gottheit rühmt. (S. Reverie, Vision, §. 87.)

Wie gar die Poeten dazu kamen, sich auch für begeistert (oder beſeſſen) und für wahrsagend (Vates) zu halten, und in ihren dichterischen Anwandlungen (Furor poeticus) Eingebungen zu haben, sich berühmen konnten, kann nur dadurch erklärt werden: daß der

Dichter, nicht so, wie der Prosenredner, bestellte Arbeit mit Muße verfertigt, sondern den günstigen Augenblick seiner ihn anwandelnden innern Seelenstimmung haschen muß, in welchem ihm lebendige und kräftige Bilder und Gefühle von selbst zuströmen; wie es denn auch schon eine alte Bemerkung ist, daß dem Genie eine gewisse Dosis von Tollheit beigemischt sei. (Kant)

Das Aeußerste der Ungereimtheit oder des Betrugs im Wahrsagen war wohl dies, daß ein Verrückter für einen Seher (unsichtbarer Dinge) gehalten wurde; als ob aus ihm gleichsam ein Geist rede, der die Stelle der Seele, die so lange von der Behausung des Körpers Abschied genommen habe, vertrete; und daß der arme Seelenkranke (oder auch nur epileptische) für einen Energumenen (Besessenen) galt, und er, wenn der ihn besitzende Dämon für einen guten Geist gehalten wurde, bei den Griechen ein Mantis, dessen Ausleger aber Prophet hieß. (Kant.)

Uiber die Propheten in der Biebel s. Eichhorns Einleitung in die Schriften des alten Testaments.

Die ganze Liste von Täuschungen und Betrügereien des Aberglaubens, Träume, Visionen, Somnambulismus, Anzeichen, Astrologie, Chiromantie, Nekromantie, u. s. w. gehört hieher. Sie entstehen nach einer Logik der Einbildungskraft, deren Gesetze nicht den Gesetzen des Verstandes unterworfen sind, zum Theil auch aus einer Verwechselung der Zeichen mit den Sachen, wo in jene eine innere Realität gesetzt wird, als ob diese sich nach jenen richten müßten.

S. Hennings über Ahndungen und Visionen.

Heydenreich Entwickelung des Aberglaubens.

Aberglaube und Schwärmerei sind mit einander verwandt. Dem Schwärmer wird der Abergläubische bald anhängen. Bei beiden Hat die Einbildungskraft das Uibergewicht

über

über den Verstand. Schwärmer machen sich am leichtesten unter jungen Leuten, Nervenschwachen, Entnervten, und Weibern Anhänger.

---

## §. 91.

## Krankheiten des Kopfes.

Außer den Schwächen des Kopfes, die im vorigen bereits angegeben, und entweder Folgen der natürlichen Disposition des Körpers und Geistes, oder des Mangels an Aufmerksamkeit und einer Zerstreuung sind, die an Faselei grenzt, giebt es auch Krankheiten desselben, d. h. mehr oder minder beträchtliche Abweichungen von dem natürlichen Zustande.

Die Hypochondrie oder Grillenkrankheit hat ihre Ursache im Körper. Uible Verdauung oder Unverdaulichkeit, Gurren des Bauches, Aufblähung, Kälte der Haut zeigen sie an. Die Einbildung dieses Kranken ist größer als seine Krankheit, die ihn

fast

fast ausschließlich beschäftigt. Die geistigen Symptome dieser Krankheit sind folgende. Unzeitige Freude und unzeitige Bekümmernisse, mithin Launen, wechseln, wie das Wetter in ihm ab. Dabei Aengstlichkeit, Furchtsamkeit. — Doch ist sich dieser Kranke der Störung seiner Gedanken bewußt, nur daß er sich von Zeit zu Zeit nicht entbrechen kann, seine Einbildungen für etwas wirkliches zu halten, oder aus einem wirklichen körperlichen Uibel sich Einbildungen von allerlei bedenklichen äußeren Begegnissen und Sorgen über sein Geschäfte zu machen, die so bald verschwinden, als, nach vollendeter Verdauung, die Blähung aufgehört hat.

Mit der Hypochondrie ist einigermaßen die Melancholie verwandt; Tiefsinnigkeit; denn der Melancholische haftet an einer Idee, die mit Niedergeschlagenheit und Schwäche verbunden ist. Meist rührt sie her von einem eingebildeten Elend, das sich der trübsinnige (zum Grämen und Grübeln ge-

geneigte) Selbstquäler schafft. Sein Zustand geht durch den Gram erst in Wehmuth und Betrübniß über, und wird dann Trübsinn und Schwermuth. — Nicht selten führt sie zur Verzweiflung, zu jenem Zustande, worin äußerste Furchtsamkeit das Herz so bestrickt, daß man sich völlig überzeugt glaubt, es sei nirgends Hofnung zur Rettung übrig. Endlich macht man sich so schreckliche Begriffe von dem bevorstehenden Uibel, daß man sich unfähig hält, es auszuhalten, und sich nicht anders als durch Tod zu retten weiß; Selbstmord. — Der Anstrich von Tapferkeit und Entschlossenheit, womit sich mancher freiwillig den Tod gab, darf uns nicht täuschen, die Verzweiflung äußert sich nur verschieden nach Verschiedenheit von Temperament und Charakter. (Cato, Brutus, Werther.)

Das Unvermögen, seine Vorstellungen in einen zur Möglichkeit der Erfahrung nöthigen Zusammenhang zu bringen, heißt Unsinnigkeit.

Die:

Diejenige Störung des Geistes, worin alles, was der Verrückte (§. 87.) erzählt, zwar den Gesetzen des Denkens gemäß verbunden ist, aber durch falsch dichtende Einbildungskraft selbstgemachte Vorstellungen für Wahrnehmungen gehalten werden, heißt Wahnsinn. — So sagt Polonius von Hamlet: wenn er verrückt ist, wie er es denn ist; so muß man doch gestehen, es ist Methode darin. Kant sagt deshalb: der Wahnsinn ist eine besondere Anlage mit Vernunft zu rasen. Der Wahnsinnige sieht und erinnert sich der Gegenstände so gut, als ein anderer, nur deutet er gemeiniglich das Betragen anderer Menschen durch einen ungereimten Wahn auf sich aus, und glaubt daraus wer weiß was für bedenkliche Absichten lesen zu können, die jenen niemals in den Sinn kommen. Wenn man ihn hört, so sollte man glauben, die ganze Stadt beschäftige sich mit ihm. Er sieht nichts, als eine allgemeine Verschwörung wider sich. Der Melancholische ist am meisten zum Wahnsinn geneigt. (Rousseaus Bekenntnisse.)

Eine

Eine gestörte Urtheilskraft heißt Wahnwitz. Die Seelenkranken dieser Art sind gemeiniglich sehr vergnügt; dichten abgeschmackt, und gefallen sich in dem Reichthum einer ausgebreiteten Verwandschaft sich, ihrer Meinung nach, zusammenreimender Begriffe.

Aberwitz ist die Krankheit einer gestörten Vernunft. Der Aberwitzige überfliegt die ganze Erfahrungsleiter, und hascht nach Prinzipien, die des Probirsteins der Erfahrung ganz überhoben sein können, und wähnt das Unbegreifliche zu begreifen. — Die Erfindung der Quadratur des Zirkels, des Perpetuum Mobile, die Enthüllung der übersinnlichen Kräfte der Natur, und die Begreifung des Geheimnisses der Dreieinigkeit sind in seiner Gewalt. Er ist der ruhigste unter allen Hospitaliten, und seiner in sich verschlossenen Spekulation wegen am weitesten von der Raserei entfernt; weil er mit voller Selbstgenügsamkeit über alle Schwierigkeiten der Nachforschung wegsieht.

Herrscht bei dem Verrückten der Zorn, so ist er rasend (Ajax Telamonius, der wüthende Herkules). Braußt er mit tobender Heftigkeit auf; so nennt man ihn toll. Der Unsinnige fällt am meisten in Raserei und Tollheit, der Wahnsinnige seltener. Der Aberwitzige geräth immer nur als gelehrter Schreier in Tobsucht.

Das allgemeine Merkmahl der Verrücktheit ist der Verlust des Gemeinsinnes, und der dagegen eintretende logische Eigensinn. Es ist und bleibt immer ein Probierstein der Richtigkeit unserer Urtheile, und der Gesundheit unsers Verstandes, daß wir diesen an den Verstand Anderer halten, nicht aber uns mit dem unsrigen isoliren, und mit unserer Privatvorstellung doch gleichsam öffentlich urtheilen.

Der Verdacht: daß es mit jemandes Kopf nicht richtig sei, fällt schon auf den, der mit sich selbst laut spricht, oder darüber ertappt wird, daß er für sich im Zimmer gesticulirt.

(Es dürfte rathsam sein, hier noch Lichtenbergs Aufsatz über die Anschaffung einer Bibliotheck im Irrenhause zu Celle nachzulesen.)

---

## Anhang.

### Noch einige Kennzeichen zur Unterscheidung der Köpfe.

Bei guten Köpfen hat die Eitelkeit weniger Einfluß, und die Erwartung des Lobes ist bei ihnen ein schwacher oder überflüßiger Bewegungsgrund.

Gute Köpfe haben selten eine gewisse Art von so anhaltendem, sklavischem Fleiße. Sie unterrichten sich noch weit lieber selbst, als sie sich unterrichten lassen. Mittelmäßige Köpfe hängen schlechterdings von ihren Lehrern ab; sie sind niemals begierig, mehr von der Sache zu wissen, als ihnen von derselben ist gesagt worden. (Garve)

Ein Hauptcharakterzug des Genies ist anhaltende Geduld, die jede Schwierigkeit überwin-

windet, denn diese facht nur seinen Fleiß noch mehr an. Doch endlich behauptet auch die Natur ihr Recht; die stärkste Kraft ist für einige Zeit erschöpft. Das Genie vergißt jetzt den Gegenstand, an dem es vorher hartnäckig hieng, und auf um so längere Zeit, da es sich desselben so ganz Meister zu sein glaubt, um immer noch zur rechten Zeit zu ihm zurückzukehren. Dieser Taumel des Genies wird selten eine immerwährende Verirrung. Uiber kurz oder lang kehrt es zu seinem Gegenstande zurück. Ist der mittelmäßige Kopf einmal in gewisse Ausschweifungen verfallen, so wird seine Verirrung um so beharrlicher sein, da er nicht auf dieselbe Art von seinen Verirrungen zurückgezogen, und die Stimme der Vernunft unter den lockenden Vergnügen so leicht überhört wird. Oft aber vergißt auch das Genie auf kurze Zeit seines Gegenstandes aus einem gewissen Unmuth. Wenn es bei aller Anstrengung, mit welcher es arbeitet, den Anforderungen, die es an sich selbst macht, nicht Genüge leistet, verläßt es seinen Gegen-

stand auf einige Zeit, und sucht in Vergnügungen anderer Art Vergessenheit seiner selbst, bis es zu seiner Beschäftigung zurückkehrt, und in einem neuen Anlaufe sein Ziel vielleicht glücklich erreicht. Das Genie ist eben deshalb, weil es viel zu leisten vermag, viel von sich zu fordern gewohnt, und eben deshalb auch, wo es die Aufgabe, die es sich selbst vorgesetzt hat, nicht löset, dem niederdrückendsten Unmuthe ausgesetzt. (Hoffbauer.)

Ist es wahr, daß der größte Kopf immer die größten Fehler begeht? — Trublet hat hierauf, wie mich dünkt, befriedigend geantwortet. — Vieles von dieser Beschuldigung mag wohl von der bösartigen Eifersucht kleiner Geister herrühren, die die großen Geister gern zu sich herabziehen möchten, weil sie nicht zu ihnen hinauf können. Große Geister machen Fehler, weil sie Menschen sind; diese Fehler sind bedeutend und von wichtigen Folgen, weil sie von großen Menschen sind. Derselbe Fehler von einem großen und einem kleinen Gei-

ste begangen, wird doch bei jenem weit grö-
ßer scheinen. Das Erstaunen vergrößert ihn
noch; man hatte ihn hier nicht erwartet.
Endlich bemerkt man ihn an einem großen
Geiste auch weit eher. Der Hauptfehler ei-
nes großen Geistes besteht gewöhnlich im Uiber-
maß der Eigenschaft, welche seinen herrschen-
den Charakter ausmacht. Weil er viel Ver-
trauen auf seine Kraft hat, geht er wohl ein-
mal zu weit.

Als der Verfasser mit Claudius in Wands-
beck über die Xenien sprach, sagte dieser: Ihs
re Verfasser sind leicht zu entschuldigen, denn
ein großer Läufer kommt wohl einmal ein
Paar Schritte über das Ziel.

Eine habituelle Zerstreuung zeigt von
Schwäche der Aufmerksamkeit, und mithin
auch von Schwäche des Verstandes.

Mit der Dummheit ist immer Zerstreuung
verbunden, dem Blödsinn fehlt es an Ver-
breitung der Aufmerksamkeit.

Eine eigne Mischung von Aufmerksamkeit und Zerstreuung, vernachläßigte Anlage zum großen Geiste, weil er bei viel Lebhaftigkeit Flatterhaftigkeit besitzt, macht den Projektmacher. Der Projektmacher ist meist ein Sanguiniker. Er würde vielleicht sich als Genie zeigen, wenn er Geduld und Anhaltsamkeit hätte. Dieser Mangel macht den Projektmacher leichtsinnig und unzuverläßig im Verkehr, und queckſilbern in seinen Unternehmungen. Der Projekt-Macher ist kein Projekt-Ausführer.

---

## Fünfter Abschnitt.

# Verschiedenheiten unter den Menschen in Hinsicht auf das Gefühlsvermögen.

### Wir erkennen die Gefühle bloß aus ihren Wirkungen.

Jetzt kommen wir zu einem der wichtigsten Abschnitte, wo nicht zum wichtigsten selbst, in der ganzen Menschenkunde, denn von der Art, wie Menschen von Gegenständen gerührt werden, hängt — bei den Meisten wenigstens — ihre ganze Handlungsweise ab. Bei weitem Mehrere lassen sich von Gefühlen, als von Regeln des Verstandes oder Gesetzen der Vernunft leiten, der kleinste Theil nur wird vom Kopfe, der größte von dem Herzen bestimmt. —

stimmt. — Wie wichtig also ist eine genauere Untersuchung hievon! Aber auch, wie schwierig! Wohl mit Recht sagt Lavater: „Das menschliche Herz ist ein aus unzähligen Widersprüchen zusammengesetztes, unermeßliches Ganzes. Es bleibt bei dem uralten Ausspruche: Das menschliche Herz ist ein trutzig und verzagtes Ding; wer will es ergründen?“

Ergründen freilich werden wir es nicht, aber sehen wollen wir doch, daß wir es von den hauptsächlichsten Seiten bestmöglich kennen lernen. — Irr' ich nicht gänzlich; so werden wir wohl auf folgende Weise am leichtesten zu unserm Ziele gelangen.

---

## §. 92.

## Verfahrungsart bei dieser Untersuchung.

Jedem Gefühle liegt eine Nährung zum Grunde, eine Empfindung von Lust oder Unlust über irgend etwas. Wenn wir nun untersuchten:

1) Von was wird dieser oder jeder Mensch hauptsächlich gerührt?

2) Wie wird er gerührt? und

3) Wie äußern sich die Rührungen bei ihm? oder: welche Wirkungen bringen sie bei ihm hervor?

so würden wir durch die Beantwortung der ersten Frage Aufschluß über die Art des Gefühls bei einem Menschen, und durch Beantwortung der zweiten über die Beschaffenheit desselben erhalten; die Beantwortung der dritten aber würde uns in den Stand setzen, nicht ohne einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit über die Handlungsweise des Menschen zu urtheilen.

Was unter Arten der Gefühle zu verstehen sei, ist bereits gesagt worden (§. 41.) Die verschiedenen Zustände, worein uns die verschiedenen Arten der Gefühle versetzen, sind folgende:

Die sinnlichen Gefühle, die bloß Empfindung zum Grunde haben, erregen

Ver-

Vergnügen, Lust durch den Sinn, oder Schmerz, Gefühle für das Angenehme und Reizende.

Die geistigen, die Vorstellungen und Erkenntnisse zum Grunde haben (Begriffe); desgleichen auch die moralischen, welche den Willen, das Bewußtsein des Guten zum Grunde haben, (Ideen), erregen Zufriedenheit oder Unzufriedenheit. (Gefühle für das Wahre und Gute. Beide in Vereinigung Weisheitssinn.)

Die ästhetischen, denen Anschauung, Einbildungskraft und Urtheil zugleich zum Grunde liegen, die also zwischen den sinnlichen und geistigen die Mitte halten, erregen Wohlgefallen oder Mißfallen. (Gefühle für das Gefällige und Schöne, Geschmack, Schönheitssinn.)

Laßt uns nun sehen, welche Erscheinungen sich uns auf dem Wege, den wir uns hiemit eröfnet haben, darbieten werden. Jeden Menschen, der uns aufstößt, beurtheilen wir

nach dem, von was er hauptsächlich gerührt wird, und welcher von den dreien Zuständen des Vergnügens, der Zufriedenheit oder des Wohlgefallens ihm der genehmste sei. Wir wollen aber unsre Beobachtungen in der Ordnung anstellen, und alles unter gewisse Klassen bringen. Müßten wir dabei auch bisweilen einige Schritte wieder zurück thun; so werden wir doch am Ende durch das Vergnügen einer leichtern Uibersicht hinlänglich dafür belohnt sein.

---

## §. 93.

### Menschen von sinnlichen Gefühlen für das Angenehme und Reizende.

„Das menschliche Vergnügen — sagt Pörschke — ist eine Mischung von Sinnlichkeit und Vernunft, beide sind unzertrennlich: wäre im Menschen nur reine Sinnenlust, so wäre er rein viehisch; wäre in ihm reine Geisteslust, so wäre er rein göttlich.“

Ob es je ganz viehische Menschen gegeben habe, weiß ich nicht, aber gewiß ist es, daß es Menschen giebt, die nahe an das Vieh, andere hergegen, die näher an die göttliche Natur grenzen.

Zu den Menschen der ersteren Klasse gehören unstreitig die von grobsinnlichen Gefühlen. Nur der Bauch und die Gurgel setzen sie in Bewegung, sie scheinen nichts zu kennen, als ihren gesunden Appetit, ihre Triebe sind thierisch, für alles Feinere, Aedlere scheint ihnen der Sinn zu mangeln. Bedürfniß und derber Genuß, siehe da die ganze Sphäre, worein ihr Dasein eingeschlossen ist! Liebe ist für sie nicht da, nur Geschlechtsgenuß, grober Wollusttrieb. Ohne Zweifel die roheste Menschennatur, die mit dem Affen grenzt. — Die Faunen, Satyren der Menschheit, voll Plumpheit, Derbheit, Ungeschliffenheit, Freßgier und Faulheit. — Gefühllose Klötze!

Die Folgenden entfernen sich nur zum Theil von dieser Klasse, sind aber immer damit verwandt, diejenigen mein' ich, die ihr ganzes Leben nur mit Genuß des Vergnügens auszufüllen suchen. 1) Eßlustige, Fresser, Leckerhafte, 2) Trinklustige, Säufer, Schmecker, 3) Lüstlinge, Wollüstige, ausschweifende Menschen, 4) Tagediebe, Pflastertreter, gemeine und elegante Müssiggänger.

Sie entfernen sich dadurch von jener grobsinnlichen Klasse, daß sie doch eine Auswahl treffen, also eine Art Geschmack verrathen, wodurch sich eine Mitwirkung der Einbildungskraft bei ihnen ankündigt; allein kann der mit Recht ein Mensch genannt werden, der nur von Sinnlichkeit beherrscht, nichts begehrt, als Vergnügen und Genuß? Der nur immer angenehm gereizt sein mag? Nur sinnliches Gefühl verräth? Lange schlafen, Chocolate trinken, sich putzen, zur Schau stellen, vier Gerichte bei zweierlei Wein verzeh-

ren,

ren, spielen, nach Mädchen laufen — wahrhaftig, das ist doch ein herrlicher ädler Lebenslauf! — Reitzt er dich, Jüngling? — Laß uns doch noch ein wenig dabei verweilen, denn es wird gut sein, jene Leutchen etwas näher ins Auge zu fassen.

Wohlleben! — Das ist ihr Feldgeschrei. Man lebt nur einmal, man muß das Leben genießen, so heißt ihr Grundsatz. Gut! Aber laßt hören, wie ihr das anfangt. — Ei nun, wir genießen, und genießen, und genießen! — Aber man kann doch nicht immer genießen? — Ei was! dann giebt es zerstreuende Belustigung, man wechselt den Genuß, und genießt so immer. — Und am Ende? — Ach! wer wird an das Ende denken! — So ungefähr lautet ihre Philosophie. Soll ich ein Wort darüber verlieren? — Utz mag statt meiner reden!

Stets flüchtig, stets zu kurz, doch kostbar zu gewinnen,
Und oft verderblich sind die Freuden unsrer Sinnen.

O Thor!

O Thor! der niedrer Lust ein ganzes Leben
weiht,
Die, schmeichelnd im Genuß, ihm lange
Quaalen dräut.
Den Frühlingsrosen gleich, die seine Stirn
umkränzten,
Sah ich den Jüngling blühn, um den die
Freuden glänzten:
Er floh von Lust zu Lust; und jede Mitter-
nacht
Ward in Lyäens Dienst bei Tanz und Lärm
durchwacht.
Noch taumelnd riß er sich, beim nächsten
Morgenlichte,
Mit unbelebtem Aug' und welkem Angesichte,
Wie aus dem Grab hervor: zu neuer Fröh-
lichkeit
Rief ihn der neue Tag, und fand ihn stets
bereit.
Er schwärmte Jahre fort: nun sieh den
Schatten schleichen,
Alt vor der Zeit, und sieh aus fauler Länge
keichen

Nun

Nun ein Geripp, kein Mensch, von Schmer-
zen abgezehrt,
Gepeiniget von Reu und vor der Welt entehrt.
Das ist nicht wahres Glück, was wir so
theuer büßen,
Was uns erniedriget, indem wir es ge-
nießen!
Wie thierisch ist ein Mensch, der, keiner
Seele werth,
Nur solche Freuden kennt, die auch das
Vieh begehrt!
Wie darf der träge Phax sich einer Seele
rühmen,
Der ohne Neigungen, die einem Geist ge-
ziemen,
Ganz Körper, itzt berauscht am vollen
Tisch verweilt,
Itzt von Lyäen wankt und zu Cytheren eilt?
Den halbverschlafnen Tag erträglich hinzu-
bringen,
Kriecht Metius herum bei hundert schlech-
ten Dingen,

Bei Karten und Geschwätz und Menschen,
die er haßt;
Und er und seine Zeit sind ewig ihm zur
Last.
Umsonst betäubt er sich durch Freuden, die
ermüden:
Die Seele, da er jauchzt, bleibt leer und
unzufrieden.

Der bloße Fresser mag von allen vielleicht der am wenigsten schlimme sein, was freilich kein sonderliches Lob ist, denn er kann seine Thierheit nicht verläugnen, Seele und Gefühl unterliegen der Materie. Man sagt von Leuten der Art, ihre Seele schwimme in Fett, und der Bauch sei ihr Gott. Der Fresser ist verächtlich, der Säufer schändlich, weil sich dieser, der nüchtern nicht selten Geist, oft viel Geist zeigt, durch die Folgen der Völlerei zu dem Thier erniedrigt, während jener, meist etwas stumpfen Geistes von Natur, in einem Menschenähnlichen Zustande bleibt. — Der Leckerhafte und der Schmecker su-

chen

chen immer nur Genußmittel auf, die den Gaumen ergötzen, woraus ein beständiges Gelüsten entsteht, das sie weichlich und dann üppig macht, wodurch sie auf den schlimmsten Weg gerathen. In ihrem ganzen Wesen verrathen Menschen dieser Art etwas Weibisches, das überall Annehmlichkeit verlangt. Da sie wenigstens einen großen Theil ihrer männlichen Energie verlieren; so sind sie in dieser Hinsicht mit den Lüstlingen verwandt, denen Gemächlichkeit und kitzelnder Reiz über alles geht. Die Thoren! Sie wollen kein unangenehmes Gefühl haben, und bedenken nicht, daß die weise Natur dem Schmerz wohlthätig unserm Wesen zum Warner und Wecker beigesellte. Um den heilsamen Schmerz zu unterdrücken, taumeln sie von einer Ergötzung der Sinnlichkeit zu der andern, und sind bald Schwelger in jeder. Sie schweifen aus in der Geschlechtslust, — nicht selten auf die abscheulichste Weise, — und wenn die Erschütterung ihrer Organisation ihre Kraft lähmte, und das Mark ihres Lebens

aus-

ausſog, ſuchen ſie im Genuſſe feuriger berau-
ſchender Getränke Erſatz dafür, wodurch, es
kann nicht fehlen, Körper und Geiſt zugleich
zerſtört werden. Wie wären ſie alſo der
Männlichkeit fähig! Wie einer ädlen nützli-
chen Anwendung ihres Lebens! Sie werden
zugleich die elendeſten Weichlinge, die ihr Le-
ben nur in einem erbärmlichen Müßiggange
verzehren können, der aber, nach dem Sprich-
wort, des Teufels Ruhebank für ſie im eigent-
lichſten Sinne iſt, denn, ſobald ſie allein ſind,
plagt und martert ſie die traurigſte Langewei-
le, und Kurzweil, Kurzweil iſt doch all ihr
Trachten! Was nun, da ſie den Geiſt meiſt
verwahrloſeten, beginnen? — Dies führt
uns zu der letzten Klaſſe dieſer leidigen Sipp-
ſchaft, denn daß alle mit einander verwandt
ſind, ſieht man leicht, und es wird ein ſelt-
ner Fall ſein, daß einer aus einer dieſer Klaſ-
ſen nicht auch zugleich in die andern gehörte.

Müſſiggehen, — das iſt eine große
Kunſt jener Herren, die von dem divino far
nien-

niente (göttlichem Nichtsthun) gemeiniglich viel zu erzählen wissen, und man muß es ihnen lassen, daß sie mit Anstand müßig gehen, wodurch sie sich von dem groben Faullenzer, dem es genug ist, wenn er nur auf dem Sofa oder der Ofenbank schnarchen kann, unterscheiden. Dieser ist geradezu unthätig, sie aber zeigen Thätigkeit, (Müssig-Gänger) und suchen nur die lange Weile kurz zu machen. Nur um des Himmelswillen nicht mit Arbeit. Sie wissen sich zu helfen! Es giebt ein Analogon von Arbeit, das Thätigkeit zwar auch erfordert, aber eine leichte, die zugleich Genuß und Vergnügen bei sich führt, weil dabei die Neigungen erregt werden und ein beständiger Wechsel herrscht. Hieher gehören die körperliche Bewegung. Darum findet man Leute dieser Art auf allen Promenaden, Bällen, Lustparthieen u. s. w., weswegen man sie mit dem Namen der Pflastertreter belegt. Geistige Bewegung. Sie sind zu finden in Concerten, auf Kaffeehäusern, in Assambleen, Schauspielen, Opern

und

und beim Spieltisch, kurz, überall, wo sie Thätigkeit mit Reiz und Vergnügen vereinbaren können. Müßten sie ja einmal zu Hause bleiben; so wissen sie sich doch zu helfen, so lange es dem Bücherverleiher nicht an Romanen fehlt, in denen die Verfasser die Leser nicht bloß rühren, sondern kitzeln und packen. Unsere Lesewelt von verfeinertem Geschmack — sagt Kant — wird durch ephemerische Schriften immer im Appetit, selbst im Heißhunger zur Leserei (eine Art von Nichtsthun) erhalten, nicht um sich zu kultiviren, sondern um zu genießen; so, daß die Köpfe dabei immer leer bleiben und keine Uibersättigung zu besorgen ist; indem sie ihrem geschäftigen Müssiggange den Anstrich einer Arbeit geben, und sich in demselben einen würdigen Zeitaufwand vorspiegeln.

Dies sind die eleganten Müssiggänger, denn die gemeinen kommen nur an die Straßenecken, in Tabagien, Schenken und dergleichen weniger illustre Oerter und besuchen bloß Schmäuse,

se, Kirmsen u. s. w. Außer den Zeitungen aber lesen sie wohl auch Romane, und darin sind sich beide gleich, wie in ihren Verdiensten um die Stadtgeschichte.

Alle angegebenen Punkte, wodurch diese Leute ihre Langeweile verscheuchen, lassen sich in einem einzigen vereinigen, — Zeitvertreib. Fragt man nun noch, warum sie Tagediebe heißen? — Es ist wohl ein anderes, seinen Tag benutzen, und ein anderes ihn — vertreiben, vertreiben den unwiederbringlichen! Im Ganzen ist ihre Art zu vergnügen Abnutzung. „Sie — sagt Kant — macht uns des ferneren Genusses immer weniger fähig. Darum ist es eine Hauptmaxime, sich das Vergnügen so zuzumessen, daß man noch immer damit steigen kann; denn damit gesättigt zu sein, bewirkt denjenigen ekelnden Zustand, der dem verwöhnten Menschen das Leben selbst zur Last macht, und Weiber, unter dem Namen der Vapeurs, verzehrt. — Junger Mensch! gewinne die Art-

heit lieb; versage dir Vergnügen, nicht um ihnen zu entsagen, sondern, so viel als möglich, immer nur im Prospekt zu behalten. Stumpfe die Empfänglichkeit für dieselbe nicht durch Genuß frühzeitig ab. Die Reife des Alters, welche die Entbehrung eines jeden physischen Genusses nie bedauern läßt, wird selbst in dieser Aufopferung dir ein Kapital von Zufriedenheit zusichern, welches vom Zufall oder dem Naturgesetz unabhängig ist."

Leute, wie wir sie jetzt geschildert haben, müssen natürlich dieses Kapitals, wie meist jedes andern, entbehren. Nur zu oft lehrt die Erfahrung, daß sie am Ende ihres Weges nichts fanden, als Bettelstab, Hospital, Verachtung der Menschen und eine schreckliche Leere in sich. — Sie mit ihrer Sucht nach Kurzweil, jetzt der peinvollsten Langeweile und dieser Leere dahingegeben, was werden sie nun beginnen? — Meist kommt hier der Entschluß, dem kläglichen Leben ein Ende zu machen, der sie aber auch oft bei äußerm Uiber-

fluß übermeistert. „Der üppige Mensch — bemerkt Kant — hat den Genuß aller Art versucht, und keiner ist für ihn mehr neu. In Paris sagte man vom Lord Mordaunt: die Engländer erhenken sich, um sich die Zeit zu vertreiben. — Die in sich wahrgenommene Leere erregt ein Grauen und gleichsam das Vorgefühl eines langsamen Todes, der für peinlicher gehalten wird, als wenn das Schicksal den Lebensfaden schnell abreißt.“

---

## §. 94.

## Menschen von geistigen Gefühlen für das Wahre und Gute.

Geistige Gefühle kann natürlich Keiner haben, bei dem nicht Bildung des Geistes statt fände, denn nicht unsere physische Natur, sondern die Betrachtung der ädleren Menschheit in uns bringt sie hervor. Nur der also wird geistiger Gefühle fähig sein, der seine Mensch-

heit zu schätzen fähig ist und immer mehr strebt, dieser Würde würdig zu sein.

Menschheit, — Entledigung von der Herrschaft des Triebes, freies Handeln zu selbstgegebenem Zwecke mit Auswahl der Mittel, Gedankenkraft, Selbstthätigkeit, Selbstbestimmung, und, um dies alles zu befördern, eben dieser Bau des Körpers, eben diese Organisation: — hat je einer darüber nachgedacht, ohne herzliche Freude zu fühlen, ohne von Bewunderung seines Wesens innig durchdrungen zu werden? — Siehe da! Gefühl der Menschheit! — Frage jeden, in dessen Herzen sich dieses Gefühl regte, ob er je sich seliger fühle, als in solchen Augenblicken! Weit erhoben über das Thier, ja über die ganze Erde, und alles was sie trägt, fühlte er sich ein erhabneres Wesen!

Alle übrigen Gefühle, die sein Dasein beseligen, fließen aus dieser Quelle. Wenn er sich bei Betrachtung der Natur in erhabenes Staunen verliert, wenn er in dem Geschöpfe

den Schöpfer sieht, in dem ganzen Erdkreise eine Bildungsanstalt für Wesen seiner Art, wenn er nach Wahrheit forscht und sie findet, wenn er die Wissenschaften untersucht, die Künste betrachtet, einen Blick auf die Sphäre seiner Thätigkeit wirft, deren Grenzen sich in unabsehlicher Ferne dem entzückten Auge verlieren, wenn ihm ein Unternehmen durch kluge Ausführung gelang; so liegt seinem beglückenden Gefühle in allen diesen Fällen das Gefühl seiner Menschheit zum Grunde. „Seht her, das hat der Mensch gethan!“ so ruft er in Begeisterung aus. Oder er denkt mit Klopstock:

— Wer bin ich?

Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Durch sich selbst, durch seine eigenen Bemühungen sein selbst vorgestecktes Ziel erreichen zu können, mithin das einzige Geschöpf der

Erbe zu sein, das sich Verdienst erwerben kann, dieser Gedanke ist es, der ihn leitet, und ihm den Genuß seines Lebens verschafft. Darum schöpft er nicht bloß aus seinem Nachdenken, sondern auch aus seinem Fleiße, aus seiner Arbeit Freude. „Vergnügen, das man selbst erwirbt, — sagt Kant — wird gedoppelt gefühlt; einmal als Gewinn, und dann noch obenein als Verdienst (die innere Zurechnung selbst Urheber desselben zu sein).“ — Dies giebt ein frohes stolzes Bewußtsein, und eine eigne Heiterkeit des Geistes, ruhiges, aber süßes Gefühl seiner Selbst. Hat der sinnliche Mensch am Ende seines Lebens nichts als Leere der Empfindung und den Vorwurf eines verschleuderten Lebens; so erhebt sich dieser hingegen ruhig lächelnd, um mit heiterm Blicke auf ein Leben zurückzublicken, das er durch seine Wirksamkeit verdoppelte. — Welchen nennst du den Glücklichen?

Die Ruhe nach der Arbeit genießt auch nur er. — Das Vergnügen, welches

ihm

ihm dann durch die Sinne zufließt, gewinnt an Süßigkeit. — Ihn erquickt Erholung, indeß der Wüstling der Zerstreuung bedarf.

„Sich erholen — sagt Fried. Delbrück — heißt nichts anders, als seine Denkkraft oder Theilnehmung von dem bestimmten Gegenstande der Aufmerksamkeit, welchen der innere oder äußere Beruf anweiset, durch eine beliebige Thätigkeit ablenken, in der Absicht, daß der Seele neue Kräfte gegeben werden: Erholung, derjenige behagliche Zustand, worein wir durch ein freies Spiel der Gedanken, und durch einen ruhigen Gang der Empfindungen in dem Maaße versetzt werden, daß wir zum innigen Bewußtsein unserer Selbst gelangen. — Zur Zerstreuung nehmen wir unsere Zuflucht, wenn der Geist von seinen Beschäftigungen, und das Herz von beunruhigenden Leidenschaften mit Gewalt losgerissen, oder der Trieb zur Beschäftigung gegen Unthätigkeit und Langeweile geschützt sein will. Sie ist daher eine Art der

Flucht

Flucht vor uns selbst, ein unstätes Umherirren im weiten wüsten Gebiete der Dinge um uns her, wo Alles und Nichts uns beschäftigen soll, und selten Etwas uns festhält, Alles Ruhe verheißt, und selten Ruhe gewährt. Erholung aber ist eine Art der Rückkehr zu uns selbst; ein bedächtiges Umherwandeln in den Gefilden der Unterhaltung mit uns selbst oder andern; im reichen Gebiete der Dinge außer uns, wo Nichts und Alles uns befriedigt, Alles Ruhe verheißt, und immer Ruhe gewährt. Wer Zerstreuung sucht, will sich selbst fremd werden, und aus den Augen verlieren; kurz unter den Eindrücken betäubender Gegenstände seiner selbst vergessen; wer Erholung sucht, will sich selbst wiederum bekannter werden, und genauer ins Auge fassen; kurz seiner selbst ungestörter gedenken und genießen."

Bisher war nur von intellektuellen Gefühlen die Rede: durch die moralischen erhalten die geistigen Gefühle an Werth noch einen bedeutenden Zusatz.

Bewußtsein des guten Willens — ja, das ist die reinste und schönste Quelle der ädeln Menschenfreuden! Aus ihr entspringen die beseligendsten Gefühle.

Zwar der Anzahl nach sind die moralischen Gefühle gering, aber die Wirkungen derselben sind die höchsten. Achtung und Verachtung, darauf lassen sich alle zurückführen.

„Achtung — sagt Kant — ist kein durch Einfluß empfangenes, sondern durch einen Vernunftbegriff selbstgewirktes Gefühl. Was ich unmittelbar als Gesetz für mich erkenne, erkenne ich mit Achtung. Das Bewußtsein der unmittelbaren Bestimmung des Willens durchs Gesetz, die Vorstellung von einem Werthe, der meiner Selbstliebe Abbruch thut, ist Achtung. Dem Gesetze sind wir unterworfen, ohne die Selbstliebe zu befragen; als von uns selbst auferlegt, ist es eine Folge unsers Willens.

Wie Keiner der geistigen Gefühle fähig ist, der nicht sein Denkvermögen geübt und ge-

bildet; so wird also auch keiner moralischer Gefühle fähig sein, der nicht seinen Willen gebildet, geläutert und gereinigt hat. Jenen lohnte das Gefühl der ädleren Menschheit, diesen das erhabenste aller Gefühle, das Gefühl der — Gottähnlichkeit.

Aedel sei der Mensch
Hülfreich und gut;
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den Unbekannten
Höheren Wesen,
Die wir ahnden!
Ihnen gleiche der Mensch;
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,

Thäten im Großen
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der ädle Mensch
Sei hülfreich und gut;
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte.
Sei uns ein Vorbild
Jener geahndeten Wesen.

Göthe.

Kann eine solche Ansicht seiner Selbst, seines Lebens und seiner Bestimmung, kann sie andere, als die erhabensten Gefühle einflößen? — „Zwei Dinge — sagt Kant — erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung, je öfter und anhaltender das Nachdenken sich damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.“ Es ist hier nicht der Ort, die Gründe von der Bewunderung des gestirnten Himmels einzeln zu entwickeln, nur einen kann ich hier nicht

über-

übergehen. Der Gedanke, einst dort zu sein, wo jene Sterne leuchten, er ist gewiß keiner von den letzten jener Gründe, denn ein Vorgefühl der Unsterblichkeit ergreift in der Ruhe der Nacht gewiß jede ädlere Menschenseele, die einen Blick in ihr inneres Heiligthum, und einen andern auf jenes Heiligthum der Gottheit wirft. Ungeneckt von niedern Begierden ergreift sie eine heilige Sehnsucht nach dem Unendlichen.

Sein selbst Gesetzgeber zu sein, seines Schicksals Bestimmer und Vollender, ein Verwandter der Gottheit, unsterblich wie sie, und in diesem Bewußtsein schon hier im Staube ein höheres Leben zu leben: — kann ein Mensch diesen Gesichtspunkt fassen, ohne von Selbstachtung durchdrungen zu werden? Kann er seine Nebenmenschen aus diesem Gesichtspunkte betrachten, ohne von Achtung für die Würde des Menschen durchdrungen zu werden?

Daß er dieses nicht könne, beweisen schon die andern Gefühle, die sich seiner, bei Betrach-

trachtung des Lebens Anderer und seines eigenen, bemeistern. Die Moralität Anderer regt bei ihm andere, dem Grade nach verschiedene, Gefühle auf, alle aber auf Achtung gegründet, denn, wie ich oben sagte, lassen sich alle moralische Gefühle hierauf zurückführen.

Achten in der gemeinen Bedeutung heißt: über den Werth einer Sache urtheilen, und so weit ist ein anderes Wort: Schätzen, mit ihm gleichbedeutend. Beide aber sind wieder verschieden, wie Eberhard selbst aus der Etymologie darthut. „Schätzen — sagt er — kommt her von Schatz, und Achten von Acht, Aufmerksamkeit. Bei dem Schätzer bezieht sich also ursprünglich das Urtheil von dem Werthe einer Sache oder Person auf den Nutzen, den sie für andere hat, bei dem Achten auf ihre innere Vollkommenheit, welche ein Bewegungsgrund ist, warum wir sie unserer Aufmerksamkeit würdigen.“

Diese kleine grammatische Bestimmung wird uns hier sehr brauchbar sein, wo wir se-

hen wollen, was im Innern unsers Mannes vorgeht, wenn er über den Werth Anderer urtheilt.

Alles unter den Maaßstab der Menschenwürde stellend, wie anders kann er, als den Unmoralischen verachten? Ist dieser Unmoralische ein Mann von großen Fähigkeiten, von vieler Brauchbarkeit oder sehr nützlich; so kann er ihn wohl schätzen, aber nicht achten. — Der Mensch von geringer Moralität wird von ihm gering geachtet, der Mensch, dessen Streben nach Moralität ernstlich und anhaltend ist, erregt in ihm das Gefühl der Hochachtung, welches er durch Ehrerbietung in seinem äußern Benehmen zu erkennen giebt, denn nur der hat wahre Ehre, der Achtung verdient. Er zieht wohl den Hut vor einem Purpur, der Schande bedeckt, aber huldigt nur im Geist und Herzen der Tugend, auch wenn sie Bettlerlumpen umhüllen. — Das Gefühl der Ehrfurcht ist dem wahrhaft moralischen Menschen fremd,

es

es beschleicht bloß den, der des moralischen Gefühles nicht gänzlich entblößt, aber sich der parties honteuses seiner Moralität bewußt ist, im Angesicht des wahrhaft Tugendhaften. Er ehrt ihn, weil er ihn achtet, denn er selbst ist nicht unmoralisch, aber er fürchtet zugleich, jener möge seine Blößen entdecken, und diese Furcht macht, daß er nicht verachtet werden kann, weil sich von ihm immer hoffen läßt. Der Tugendhafte behandelt ihn auch mit Schonung.

Bei Betrachtung seines eigenen Lebens wendet unser Mann denselben Maaßstab an. Sein Urtheil über die Güte seiner Handlungen, sein Gewissen, bestimmt in seinen eigenen Augen seinen Werth. Fällt das Urtheil des Gewissens wider ihn aus, — hat er Gewissensbisse; — so fühlt er Schaam und Reue, zwei unangenehme moralische Gefühle, die aber allein schon den Menschen über das Thier erheben würden. Er fühlt, der Hoheit seiner Natur, der Würde seiner

Mensch-

ste begangen, wird doch bei jenem weit grö-
ßer scheinen. Das Erstaunen vergrößert ihn
noch; man hatte ihn hier nicht erwartet.
Endlich bemerkt man ihn an einem großen
Geiste auch weit eher. Der Hauptfehler ei-
nes großen Geistes besteht gewöhnlich im Uiber-
maß der Eigenschaft, welche seinen herrschen-
den Charakter ausmacht. Weil er viel Ver-
trauen auf seine Kraft hat, geht er wohl ein-
mal zu weit.

Als der Verfasser mit Claudius in Wands-
beck über die Xenien sprach, sagte dieser: Ihs
re Verfasser sind leicht zu entschuldigen, denn
ein großer Läufer kommt wohl einmal ein
Paar Schritte über das Ziel.

Eine habituelle Zerstreuung zeigt von
Schwäche der Aufmerksamkeit, und mithin
auch von Schwäche des Verstandes.

Mit der Dummheit ist immer Zerstreuung
verbunden, dem Blödsinn fehlt es an Ver-
breitung der Aufmerksamkeit.

Eine

Eine eigne Mischung von Aufmerksamkeit und Zerstreuung, vernachläßigte Anlage zum großen Geiste, weil er bei viel Lebhaftigkeit Flatterhaftigkeit besitzt, macht den Projektmacher. Der Projektmacher ist meist ein Sanguiniker. Er würde vielleicht sich als Genie zeigen, wenn er Geduld und Anhaltsamkeit hätte. Dieser Mangel macht den Projektmacher leichtsinnig und unzuverläßig im Verkehr, und queckfilbern in seinen Unternehmungen. Der Projekt-Macher ist kein Projekt-Ausführer.

---

## Fünfter Abschnitt.

# Verschiedenheiten unter den Menschen in Hinsicht auf das Gefühlsvermögen.

### Wir erkennen die Gefühle bloß aus ihren Wirkungen.

Jetzt kommen wir zu einem der wichtigsten Abschnitte, wo nicht zum wichtigsten selbst, in der ganzen Menschenkunde, denn von der Art, wie Menschen von Gegenständen gerührt werden, hängt — bei den Meisten wenigstens — ihre ganze Handlungsweise ab. Bei weitem Mehrere lassen sich von Gefühlen, als von Regeln des Verstandes oder Gesetzen der Vernunft leiten, der kleinste Theil nur wird vom Kopfe, der größte von dem Herzen bestimmt. —

stimmt. — Wie wichtig also ist eine genauere Untersuchung hievon! Aber auch, wie schwierig! Wohl mit Recht sagt Lavater: „Das menschliche Herz ist ein aus unzähligen Widersprüchen zusammengesetztes, unermeßliches Ganzes. Es bleibt bei dem uralten Ausspruche: Das menschliche Herz ist ein trutzig und verzagtes Ding; wer will es ergründen?“

Ergründen freilich werden wir es nicht, aber sehen wollen wir doch, daß wir es von den hauptsächlichsten Seiten bestmöglich kennen lernen. — Irr' ich nicht gänzlich; so werden wir wohl auf folgende Weise am leichtesten zu unserm Ziele gelangen.

---

## §. 92.

## Verfahrungsart bei dieser Untersuchung.

Jedem Gefühle liegt eine Rührung zum Grunde, eine Empfindung von Lust oder Unlust über irgend etwas. Wenn wir nun untersuchten:

1) Von was wird dieser oder jeder Mensch hauptsächlich gerührt?

2) Wie wird er gerührt? und

3) Wie äußern sich die Rührungen bei ihm? oder: welche Wirkungen bringen sie bei ihm hervor?

so würden wir durch die Beantwortung der ersten Frage Aufschluß über die Art des Gefühls bei einem Menschen, und durch Beantwortung der zweiten über die Beschaffenheit desselben erhalten; die Beantwortung der dritten aber würde uns in den Stand setzen, nicht ohne einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit über die Handlungsweise des Menschen zu urtheilen.

Was unter Arten der Gefühle zu verstehen sei, ist bereits gesagt worden (§. 41.) Die verschiedenen Zustände, worein uns die verschiedenen Arten der Gefühle versetzen, sind folgende:

Die sinnlichen Gefühle, die bloß Empfindung zum Grunde haben, erregen

Vergnügen, Lust durch den Sinn, oder Schmerz, Gefühle für das Angenehme und Reizende.

Die geistigen, die Vorstellungen und Erkenntnisse zum Grunde haben (Begriffe); desgleichen auch die moralischen, welche den Willen, das Bewußtsein des Guten zum Grunde haben, (Ideen), erregen Zufriedenheit oder Unzufriedenheit. (Gefühle für das Wahre und Gute. Beide in Vereinigung Weisheitssinn.)

Die ästhetischen, denen Anschauung, Einbildungskraft und Urtheil zugleich zum Grunde liegen, die also zwischen den sinnlichen und geistigen die Mitte halten, erregen Wohlgefallen oder Mißfallen. (Gefühle für das Gefällige und Schöne, Geschmack, Schönheitssinn.)

Laßt uns nun sehen, welche Erscheinungen sich uns auf dem Wege, den wir uns hiemit eröfnet haben, darbieten werden. Jeden Menschen, der uns aufstößt, beurtheilen wir

nach dem, von was er hauptsächlich gerührt wird, und welcher von den dreien Zuständen des Vergnügens, der Zufriedenheit oder des Wohlgefallens ihm der genehmste sei. Wir wollen aber unsre Beobachtungen in der Ordnung anstellen, und alles unter gewisse Klassen bringen. Müßten wir dabei auch bisweilen einige Schritte wieder zurück thun; so werden wir doch am Ende durch das Vergnügen einer leichtern Uibersicht hinlänglich dafür belohnt sein.

---

## §. 93.

### Menschen von sinnlichen Gefühlen für das Angenehme und Reizende.

„Das menschliche Vergnügen — sagt Pörschke — ist eine Mischung von Sinnlichkeit und Vernunft, beide sind unzertrennlich: wäre im Menschen nur reine Sinnenlust, so wäre er rein viehisch; wäre in ihm reine Geistesluft, so wäre er rein göttlich.“

Ob es je ganz viehische Menschen gegeben habe, weiß ich nicht, aber gewiß ist es, daß es Menschen giebt, die nahe an das Vieh, andere hergegen, die näher an die göttliche Natur grenzen.

Zu den Menschen der ersteren Klasse gehören unstreitig die von grobsinnlichen Gefühlen. Nur der Bauch und die Gurgel setzen sie in Bewegung, sie scheinen nichts zu kennen, als ihren gesunden Appetit, ihre Triebe sind thierisch, für alles Feinere, Aedlere scheint ihnen der Sinn zu mangeln. Bedürfniß und derber Genuß, siehe da die ganze Sphäre, worein ihr Dasein eingeschlossen ist! Liebe ist für sie nicht da, nur Geschlechtsgenuß, grober Wollusttrieb. Ohne Zweifel die roheste Menschennatur, die mit dem Affen grenzt. — Die Faunen, Satyren der Menschheit, voll Plumpheit, Derbheit, Ungeschliffenheit, Freßgier und Faulheit. — Gefühllose Klötze!

Die

Die Folgenden entfernen sich nur zum Theil von dieser Klasse, sind aber immer damit verwandt, diejenigen mein' ich, die ihr ganzes Leben nur mit Genuß des Vergnügens auszufüllen suchen. 1) Eßlustige, Fresser, Leckerhafte, 2) Trinklustige, Säufer, Schmecker, 3) Lüstlinge, Wollüstige, ausschweifende Menschen, 4) Tagediebe, Pflastertreter, gemeine und elegante Müssiggänger.

Sie entfernen sich dadurch von jener grobsinnlichen Klasse, daß sie doch eine Auswahl treffen, also eine Art Geschmack verrathen, wodurch sich eine Mitwirkung der Einbildungskraft bei ihnen ankündigt; allein kann der mit Recht ein Mensch genannt werden, der nur von Sinnlichkeit beherrscht, nichts begehrt, als Vergnügen und Genuß? Der nur immer angenehm gereitzt sein mag? Nur sinnliches Gefühl verräth? Lange schlafen, Chocolate trinken, sich putzen, zur Schau stellen, vier Gerichte bei zweierlei Wein verzehren,

ren, spielen, nach Mädchen laufen — wahrhaftig, das ist doch ein herrlicher ädler Lebenslauf! — Reitzt er dich, Jüngling? — Laß uns doch noch ein wenig dabei verweilen, denn es wird gut sein, jene Leutchen etwas näher ins Auge zu fassen.

Wohlleben! — Das ist ihr Feldgeschrei. Man lebt nur einmal, man muß das Leben genießen, so heißt ihr Grundsatz. Gut! Aber laßt hören, wie ihr das anfangt. — Ei nun, wir genießen, und genießen, und genießen! — Aber man kann doch nicht immer genießen? — Ei was! dann giebt es zerstreuende Belustigung, man wechselt den Genuß, und genießt so immer. — Und am Ende? — Ach! wer wird an das Ende denken! — So ungefähr lautet ihre Philosophie. Soll ich ein Wort darüber verlieren? — Uß mag statt meiner reden!

Stets flüchtig, stets zu kurz, doch kostbar zu gewinnen,
Und oft verderblich sind die Freuden unsrer Sinnen.

O Thor!

O Thor! der niedrer Lust ein ganzes Leben
weiht,
Die, schmeichelnd im Genuß, ihm lange
Quaalen dräut.
Den Frühlingsrosen gleich, die seine Stirn
umkränzten,
Sah ich den Jüngling blühn, um den die
Freuden glänzten:
Er floh von Lust zu Lust; und jede Mitter-
nacht
Ward in Lyäens Dienst bei Tanz und Lärm
durchwacht.
Noch taumelnd riß er sich, beim nächsten
Morgenlichte,
Mit unbelebtem Aug' und welkem Angesichte,
Wie aus dem Grab hervor: zu neuer Fröh-
lichkeit
Rief ihn der neue Tag, und fand ihn stets
bereit.
Er schwärmte Jahre fort: nun sieh den
Schatten schleichen,
Alt vor der Zeit, und sieh aus fauler Lunge
keichen

Nun

Nun ein Geripp, kein Mensch, von Schmerzen abgezehrt,
Gepeiniget von Neu und vor der Welt entehrt.

Das ist nicht wahres Glück, was wir so theuer büßen,
Was uns erniedriget, indem wir es genießen!
Wie thierisch ist ein Mensch, der, keiner Seele werth,
Nur solche Freuden kennt, die auch das Vieh begehrt!
Wie darf der träge Phax sich einer Seele rühmen,
Der ohne Neigungen, die einem Geist geziemen,
Ganz Körper, itzt berauscht am vollen Tisch verweilt,
Itzt von Lyäen wankt und zu Cytheren eilt?
Den halbverschlafnen Tag erträglich hinzubringen,
Kriecht Metius herum bei hundert schlechten Dingen,

Diejenige Störung des Geistes, worin alles, was der Verrückte (§. 87.) erzählt, zwar den Gesetzen des Denkens gemäß verbunden ist, aber durch falsch dichtende Einbildungskraft selbstgemachte Vorstellungen für Wahrnehmungen gehalten werden, heißt Wahnsinn. — So sagt Polonius von Hamlet: wenn er verrückt ist, wie er es denn ist; so muß man doch gestehen, es ist Methode darin. Kant sagt deshalb: der Wahnsinn ist eine besondere Anlage mit Vernunft zu rasen. Der Wahnsinnige sieht und erinnert sich der Gegenstände so gut, als ein anderer, nur deutet er gemeiniglich das Betragen anderer Menschen durch einen ungereimten Wahn auf sich aus, und glaubt daraus wer weiß was für bedenkliche Absichten lesen zu können, die jenen niemals in den Sinn kommen. Wenn man ihn hört, so sollte man glauben, die ganze Stadt beschäftige sich mit ihm. Er sieht nichts, als eine allgemeine Verschwörung wider sich. Der Melancholische ist am meisten zum Wahnsinn geneigt. (Rousseaus Bekenntnisse.)

Eine gestörte Urtheilskraft heißt Wahnwitz. Die Seelenkranken dieser Art sind gemeiniglich sehr vergnügt; dichten abgeschmackt, und gefallen sich in dem Reichthum einer ausgebreiteten Verwandschaft sich, ihrer Meinung nach, zusammenreimender Begriffe.

Aberwitz ist die Krankheit einer gestörten Vernunft. Der Aberwitzige überfliegt die ganze Erfahrungsleiter, und hascht nach Prinzipien, die des Probirsteins der Erfahrung ganz überhoben sein können, und wähnt das Unbegreifliche zu begreifen. — Die Erfindung der Quadratur des Zirkels, des Perpetuum Mobile, die Enthüllung der übersinnlichen Kräfte der Natur, und die Begreifung des Geheimnisses der Dreieinigkeit sind in seiner Gewalt. Er ist der ruhigste unter allen Hospitaliten, und seiner in sich verschlossenen Spekulation wegen am weitesten von der Raserei entfernt; weil er mit voller Selbstgenügsamkeit über alle Schwierigkeiten der Nachforschung wegsieht.

Herrscht bei dem Verrückten der Zorn, so ist er rasend (Ajax Telamonius, der wüthende Herkules). Braußt er mit tobender Heftigkeit auf; so nennt man ihn toll. Der Unsinnige fällt am meisten in Raserei und Tollheit, der Wahnsinnige seltener. Der Aberwitzige geräth immer nur als gelehrter Schreier in Tobsucht.

Das allgemeine Merkmahl der Verrücktheit ist der Verlust des Gemeinsinnes, und der dagegen eintretende logische Eigensinn. Es ist und bleibt immer ein Probierstein der Richtigkeit unserer Urtheile, und der Gesundheit unsers Verstandes, daß wir diesen an den Verstand Anderer halten, nicht aber uns mit dem unsrigen isoliren, und mit unserer Privatvorstellung doch gleichsam öffentlich urtheilen.

Der Verdacht: daß es mit jemandes Kopf nicht richtig sei, fällt schon auf den, der mit sich selbst laut spricht, oder darüber ertappt wird, daß er für sich im Zimmer gesticulirt.

(Es dürfte rathsam sein, hier noch Lichtenbergs Aufsatz über die Anschaffung einer Bibliotheck im Irrenhause zu Celle nachzulesen.)

---

## Anhang.

### Noch einige Kennzeichen zur Unterscheidung der Köpfe.

Bei guten Köpfen hat die Eitelkeit weniger Einfluß, und die Erwartung des Lobes ist bei ihnen ein schwacher oder überflüßiger Bewegungsgrund.

Gute Köpfe haben selten eine gewisse Art von so anhaltendem, sklavischem Fleiße. Sie unterrichten sich noch weit lieber selbst, als sie sich unterrichten lassen. Mittelmäßige Köpfe hängen schlechterdings von ihren Lehrern ab; sie sind niemals begierig, mehr von der Sache zu wissen, als ihnen von derselben ist gesagt worden. (Garve)

Ein Hauptcharakterzug des Genies ist anhaltende Geduld, die jede Schwierigkeit überwin-

windet, denn diese facht nur seinen Fleiß noch mehr an. Doch endlich behauptet auch die Natur ihr Recht; die stärkste Kraft ist für einige Zeit erschöpft. Das Genie vergißt jetzt den Gegenstand, an dem es vorher hartnäckig hieng, und auf um so längere Zeit, da es sich desselben so ganz Meister zu sein glaubt, um immer noch zur rechten Zeit zu ihm zurückzukehren. Dieser Taumel des Genies wird selten eine immerwährende Verirrung. Uiber kurz oder lang kehrt es zu seinem Gegenstande zurück. Ist der mittelmäßige Kopf einmal in gewisse Ausschweifungen verfallen, so wird seine Verirrung um so beharrlicher sein, da er nicht auf dieselbe Art von seinen Verirrungen zurückgezogen, und die Stimme der Vernunft unter den lockenden Vergnügen so leicht überhört wird. Oft aber vergißt auch das Genie auf kurze Zeit seines Gegenstandes aus einem gewissen Unmuth. Wenn es bei aller Anstrengung, mit welcher es arbeitet, den Anforderungen, die es an sich selbst macht, nicht Genüge leistet, verläßt es seinen Gegen-

stand auf einige Zeit, und sucht in Vergnügungen anderer Art Vergessenheit seiner selbst, bis es zu seiner Beschäftigung zurückkehrt, und in einem neuen Anlaufe sein Ziel vielleicht glücklich erreicht. Das Genie ist eben deshalb, weil es viel zu leisten vermag, viel von sich zu fordern gewohnt, und eben deshalb auch, wo es die Aufgabe, die es sich selbst vorgesetzt hat, nicht löset, dem niederdrückendsten Unmuthe ausgesetzt. (Hoffbauer.)

Ist es wahr, daß der größte Kopf immer die größten Fehler begeht? — Trublet hat hierauf, wie mich dünkt, befriedigend geantwortet. — Vieles von dieser Beschuldigung mag wohl von der bösartigen Eifersucht kleiner Geister herrühren, die die großen Geister gern zu sich herabziehen möchten, weil sie nicht zu ihnen hinauf können. Große Geister machen Fehler, weil sie Menschen sind; diese Fehler sind bedeutend und von wichtigen Folgen, weil sie von großen Menschen sind. Derselbe Fehler von einem großen und einem kleinen Gei-

ste begangen, wird doch bei jenem weit grö-
ßer scheinen. Das Erstaunen vergrößert ihn
noch; man hatte ihn hier nicht erwartet.
Endlich bemerkt man ihn an einem großen
Geiste auch weit eher. Der Hauptfehler ei-
nes großen Geistes besteht gewöhnlich im Uiber-
maß der Eigenschaft, welche seinen herrschen-
den Charakter ausmacht. Weil er viel Ver-
trauen auf seine Kraft hat, geht er wohl ein-
mal zu weit.

Als der Verfasser mit Claudius in Wands-
beck über die Xenien sprach, sagte dieser: Ih-
re Verfasser sind leicht zu entschuldigen, denn
ein großer Läufer kommt wohl einmal ein
Paar Schritte über das Ziel.

Eine habituelle Zerstreuung zeigt von
Schwäche der Aufmerksamkeit, und mithin
auch von Schwäche des Verstandes.

Mit der Dummheit ist immer Zerstreuung
verbunden, dem Blödsinn fehlt es an Ver-
breitung der Aufmerksamkeit.

Eine

Eine eigne Mischung von Aufmerksamkeit und Zerstreuung, vernachläßigte Anlage zum großen Geiste, weil er bei viel Lebhaftigkeit Flatterhaftigkeit besitzt, macht den Projektmacher. Der Projektmacher ist meist ein Sanguiniker. Er würde vielleicht sich als Genie zeigen, wenn er Geduld und Anhaltsamkeit hätte. Dieser Mangel macht den Projektmacher leichtsinnig und unzuverläßig im Verkehr, und queckſilbern in seinen Unternehmungen. Der Projekt-Macher ist kein Projekt-Ausführer.

---

## Fünfter Abschnitt.

# Verschiedenheiten unter den Menschen in Hinsicht auf das Gefühlsvermögen.

### Wir erkennen die Gefühle bloß aus ihren Wirkungen.

Jetzt kommen wir zu einem der wichtigsten Abschnitte, wo nicht zum wichtigsten selbst, in der ganzen Menschenkunde, denn von der Art, wie Menschen von Gegenständen gerührt werden, hängt — bei den Meisten wenigstens — ihre ganze Handlungsweise ab. Bei weitem Mehrere lassen sich von Gefühlen, als von Regeln des Verstandes oder Gesetzen der Vernunft leiten, der kleinste Theil nur wird vom Kopfe, der größte von dem Herzen bestimmt. —

stimmt. — Wie wichtig also ist eine genauere Untersuchung hievon! Aber auch, wie schwierig! Wohl mit Recht sagt Lavater: „Das menschliche Herz ist ein aus unzähligen Widersprüchen zusammengesetztes, unermeßliches Ganzes. Es bleibt bei dem uralten Ausspruche: Das menschliche Herz ist ein trutzig und verzagtes Ding; wer will es ergründen?“

Ergründen freilich werden wir es nicht, aber sehen wollen wir doch, daß wir es von den hauptsächlichsten Seiten bestmöglich kennen lernen. — Irr' ich nicht gänzlich; so werden wir wohl auf folgende Weise am leichtesten zu unserm Ziele gelangen.

---

## §. 92.

## Verfahrungsart bei dieser Untersuchung.

Jedem Gefühle liegt eine Nährung zum Grunde, eine Empfindung von Lust oder Unlust über irgend etwas. Wenn wir nun untersuchten:

1) Von was wird dieser oder jeder Mensch hauptsächlich gerührt?

2) Wie wird er gerührt? und

3) Wie äußern sich die Rührungen bei ihm? oder: welche Wirkungen bringen sie bei ihm hervor?

so würden wir durch die Beantwortung der ersten Frage Aufschluß über die Art des Gefühls bei einem Menschen, und durch Beantwortung der zweiten über die Beschaffenheit desselben erhalten; die Beantwortung der dritten aber würde uns in den Stand setzen, nicht ohne einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit über die Handlungsweise des Menschen zu urtheilen.

Was unter Arten der Gefühle zu verstehen sei, ist bereits gesagt worden (§. 41.) Die verschiedenen Zustände, worein uns die verschiedenen Arten der Gefühle versetzen, sind folgende:

Die sinnlichen Gefühle, die bloß Empfindung zum Grunde haben, erregen

Ver-

Vergnügen, Lust durch den Sinn, oder Schmerz, Gefühle für das Angenehme und Reizende.

Die geistigen, die Vorstellungen und Erkenntnisse zum Grunde haben (Begriffe); desgleichen auch die moralischen, welche den Willen, das Bewußtsein des Guten zum Grunde haben, (Ideen), erregen Zufriedenheit oder Unzufriedenheit. (Gefühle für das Wahre und Gute. Beide in Vereinigung Weisheitssinn.)

Die ästhetischen, denen Anschauung, Einbildungskraft und Urtheil zugleich zum Grunde liegen, die also zwischen den sinnlichen und geistigen die Mitte halten, erregen Wohlgefallen oder Mißfallen. (Gefühle für das Gefällige und Schöne, Geschmack, Schönheitssinn.)

Laßt uns nun sehen, welche Erscheinungen sich uns auf dem Wege, den wir uns hiemit eröfnet haben, darbieten werden. Jeden Menschen, der uns aufstößt, beurtheilen wir

nach dem, von was er hauptsächlich gerührt wird, und welcher von den dreien Zuständen des Vergnügens, der Zufriedenheit oder des Wohlgefallens ihm der genehmste sei. Wir wollen aber unsre Beobachtungen in der Ordnung anstellen, und alles unter gewisse Klassen bringen. Müßten wir dabei auch bisweilen einige Schritte wieder zurück thun; so werden wir doch am Ende durch das Vergnügen einer leichtern Uibersicht hinlänglich dafür belohnt sein.

---

## §. 93.

### Menschen von sinnlichen Gefühlen für das Angenehme und Reizende.

„Das menschliche Vergnügen — sagt Pörschke — ist eine Mischung von Sinnlichkeit und Vernunft, beide sind unzertrennlich: wäre im Menschen nur reine Sinnenlust, so wäre er rein viehisch; wäre in ihm reine Geisteslust, so wäre er rein göttlich.“

Ob es je ganz viehische Menschen gegeben habe, weiß ich nicht, aber gewiß ist es, daß es Menschen giebt, die nahe an das Vieh, andere hergegen, die näher an die göttliche Natur grenzen.

Zu den Menschen der ersteren Klasse gehören unstreitig die von grobsinnlichen Gefühlen. Nur der Bauch und die Gurgel setzen sie in Bewegung, sie scheinen nichts zu kennen, als ihren gesunden Appetit, ihre Triebe sind thierisch, für alles Feinere, Aedlere scheint ihnen der Sinn zu mangeln. Bedürfniß und derber Genuß, siehe da die ganze Sphäre, worein ihr Dasein eingeschlossen ist! Liebe ist für sie nicht da, nur Geschlechtsgenuß, grober Wollusttrieb. Ohne Zweifel die roheste Menschennatur, die mit dem Affen grenzt. — Die Faunen, Satyren der Menschheit, voll Plumpheit, Derbheit, Ungeschliffenheit, Freßgier und Faulheit. — Gefühllose Klötze!

Die Folgenden entfernen sich nur zum Theil von dieser Klasse, sind aber immer damit verwandt, diejenigen mein' ich, die ihr ganzes Leben nur mit Genuß des Vergnügens auszufüllen suchen. 1) Eßlustige, Fresser, Leckerhafte, 2) Trinklustige, Säufer, Schmecker, 3) Lüstlinge, Wollüstige, ausschweifende Menschen, 4) Tagediebe, Pflastertreter, gemeine und elegante Müssiggänger.

Sie entfernen sich dadurch von jener grobsinnlichen Klasse, daß sie doch eine Auswahl treffen, also eine Art Geschmack verrathen, wodurch sich eine Mitwirkung der Einbildungskraft bei ihnen ankündigt; allein kann der mit Recht ein Mensch genannt werden, der nur von Sinnlichkeit beherrscht, nichts begehrt, als Vergnügen und Genuß? Der nur immer angenehm gereitzt sein mag? Nur sinnliches Gefühl verräth? Lange schlafen, Chocolate trinken, sich putzen, zur Schau stellen, vier Gerichte bei zweierlei Wein verzeh-

ren, spielen, nach Mädchen laufen — wahrhaftig, das ist doch ein herrlicher ädler Lebenslauf! — Reitzt er dich, Jüngling? — Laß uns doch noch ein wenig dabei verweilen, denn es wird gut sein, jene Leutchen etwas näher ins Auge zu fassen.

Wohlleben! — Das ist ihr Feldgeschrei. Man lebt nur einmal, man muß das Leben genießen, so heißt ihr Grundsatz. Gut! Aber laßt hören, wie ihr das anfangt. — Ei nun, wir genießen, und genießen, und genießen! — Aber man kann doch nicht immer genießen? — Ei was! dann giebt es zerstreuende Belustigung, man wechselt den Genuß, und genießt so immer. — Und am Ende? — Ach! wer wird an das Ende denken! — So ungefähr lautet ihre Philosophie. Soll ich ein Wort darüber verlieren? — Utz mag statt meiner reden!

Stets flüchtig, stets zu kurz, doch kostbar zu gewinnen,
Und oft verderblich sind die Freuden unsrer Sinnen.

O Thor!

O Thor! der niedrer Lust ein ganzes Leben
weiht,
Die, schmeichelnd im Genuß, ihm lange
Quaalen dräut.
Den Frühlingsrosen gleich, die seine Stirn
umkränzten,
Sah ich den Jüngling blühn, um den die
Freuden glänzten:
Er floh von Lust zu Lust; und jede Nitters
nacht
Ward in Lyäens Dienst bei Tanz und Lärm
durchwacht.
Noch taumelnd riß er sich, beim nächsten
Morgenlichte,
Mit unbelebtem Aug' und welkem Angesichte,
Wie aus dem Grab hervor: zu neuer Fröhs
lichkeit
Rief ihn der neue Tag, und fand ihn stets
bereit.
Er schwärmte Jahre fort: nun sieh den
Schatten schleichen,
Alt vor der Zeit, und sieh aus fauler Lunge
keichen

Nun ein Geripp, kein Mensch, von Schmerzen abgezehrt,
Gepeiniget von Reu und vor der Welt entehrt.

Das ist nicht wahres Glück, was wir so theuer büßen,
Was uns erniedriget, indem wir es genießen!

Wie thierisch ist ein Mensch, der, keiner Seele werth,
Nur solche Freuden kennt, die auch das Vieh begehrt!
Wie darf der träge Phax sich einer Seele rühmen,
Der ohne Neigungen, die einem Geist geziemen,
Ganz Körper, itzt berauscht am vollen Tisch verweilt,
Itzt von Lyäen wankt und zu Cytheren eilt?
Den halbverschlafnen Tag erträglich hinzubringen,
Kriecht Metius herum bei hundert schlechten Dingen,

Bei

Der Name Humor schon zeigt, daß bei dem Humoristen eine eigne Mischung der Säfte vorausgesetzt werde, die auf die Stimmung des Geistes Einfluß hat. Man sehe Garves Abhandlung über den Humor in der Sammlung vermischter Abhandlungen. (Leipz. bei Dyck.)

Im Teutschen hat man für Humor den Ausdruck: Laune, unterscheidet aber launige Menschen von launischen, so daß das erste gute, das andre böse Laune bedeutet. Daß aber in beiden Fällen derselbe Grund vorhanden sei, zeigt folgende Bemerkung von Maaß.

„Der Launische — sagt er — läßt sich von einer Empfindung beherrschen, die keinen objektiven Grund hat, bei der er sich wenigstens eines solchen nicht bewußt ist. Er ist mürrisch, und beträgt sich auch gegen den unschuldigsten Gegenstand gerade so, als wenn seine unangenehme Empfindung durch diesen bewirkt wäre. Ein solcher Gemüthszustand kann

durch die Einbildungen erzeugt werden, die sich mit einem Gegenstande vergesellschaftet haben, wenn die meisten davon, welches oft der Fall ist, dunkel bleiben.“

Die gute und böse Laune zeigt sich am häufigsten bei den Engländern. Ihre böse Laune nennen sie Spleen.

---

## §. 90.

## Seher. Wahrsager. Propheten.

Das Zurückblicken in die Vergangenheit, und das Vorwärtsblicken in die Zukunft mußte Eigenschaft eines Wesens sein, dessen Bestimmung Selbstbildung, Selbstvollendung sein sollte. Die Vergangenheit wird die Lehrerin des Menschen für die Zukunft, welche für ihn nicht gänzlich in Dunkel gehüllt sein darf, weil er sonst ja nicht auf Folgen seiner Handlungen rechnen könnte. Erwartung ähnlicher Fälle nach Maßgabe schon beobachteter Begebenheiten giebt dem Menschen ein

gewisses Vorhersehungsvermögen, welches ihn abhält, nicht ohne Vorsicht und Besorgniß in den Tag hinein zu leben.

Von einem solchen Vorausſehen unterscheidet sich aber gar sehr ein anderes. Man nennt es Vorempfindung, Ahndung, welche sich auf künftige Ereignisse beziehen, deren Eintreten nicht in unserer freien Willkühr, sondern auf dem Schicksal beruht.

Wie mit dem Vorausſehen, so mit dem Wahrsagen. Es ist entweder sehr natürlich, nach Erfahrungsgesetzen, oder widernatürlich, gegen die Erfahrungsgesetze. Man nennt dies letztere Divination, wenn der Wahrsager sich dabei des Einwirkens einer Gottheit rühmt. (S. Reverie, Vision, §. 87.)

Wie gar die Poeten dazu kamen, sich auch für begeistert (oder besessen) und für wahrsagend (Vates) zu halten, und in ihren dichterischen Anwandlungen (Furor poeticus) Eingebungen zu haben, sich berühmen konnten, kann nur dadurch erklärt werden: daß der

Dichter, nicht so, wie der Prosenredner, bestellte Arbeit mit Muße verfertigt, sondern den günstigen Augenblick seiner ihn anwandelnden innern Seelenstimmung haschen muß, in welchem ihm lebendige und kräftige Bilder und Gefühle von selbst zuströmen; wie es denn auch schon eine alte Bemerkung ist, daß dem Genie eine gewisse Dosis von Tollheit beigemischt sei. (Kant)

Das Aeußerste der Ungereimtheit oder des Betrugs im Wahrsagen war wohl dies, daß ein Verrückter für einen Seher (unsichtbarer Dinge) gehalten wurde; als ob aus ihm gleichsam ein Geist rede, der die Stelle der Seele, die so lange von der Behausung des Körpers Abschied genommen habe, vertrete; und daß der arme Seelenkranke (oder auch nur epileptische) für einen Energumenen (Besessenen) galt, und er, wenn der ihn besitzende Dämon für einen guten Geist gehalten wurde, bei den Griechen ein Mantis, dessen Ausleger aber Prophet hieß. (Kant.)

Uiber die Propheten in der Biebel s. Eichhorns Einleitung in die Schriften des alten Testaments.

Die ganze Liste von Täuschungen und Betrügereien des Aberglaubens, Träume, Visionen, Somnambulismus, Anzeichen, Astrologie, Chiromantie, Nekromantie, u. s. w. gehört hieher. Sie entstehen nach einer Logik der Einbildungskraft, deren Gesetze nicht den Gesetzen des Verstandes unterworfen sind, zum Theil auch aus einer Verwechselung der Zeichen mit den Sachen, wo in jene eine innere Realität gesetzt wird, als ob diese sich nach jenen richten müßten.

S. Hennings über Ahndungen und Visionen.

Heydenreich Entwickelung des Aberglaubens.

Aberglaube und Schwärmerei sind mit einander verwandt. Dem Schwärmer wird der Abergläubische bald anhängen. Bei beiden Hat die Einbildungskraft das Uibergewicht

über

über den Verstand. Schwärmer machen sich am leichtesten unter jungen Leuten, Nervenschwachen, Entnervten, und Weibern Anhänger.

---

## §. 91.

## Krankheiten des Kopfes.

Außer den Schwächen des Kopfes, die im vorigen bereits angegeben, und entweder Folgen der natürlichen Disposition des Körpers und Geistes, oder des Mangels an Aufmerksamkeit und einer Zerstreuung sind, die an Faselei grenzt, giebt es auch Krankheiten desselben, d. h. mehr oder minder beträchtliche Abweichungen von dem natürlichen Zustande.

Die Hypochondrie oder Grillenkrankheit hat ihre Ursache im Körper. Uible Verdauung oder Unverdaulichkeit, Gurren des Bauches, Aufblähung, Kälte der Haut zeigen sie an. Die Einbildung dieses Kranken ist größer als seine Krankheit, die ihn

fast

fast ausschließlich beschäftigt. Die geistigen Symptome dieser Krankheit sind folgende. Unzeitige Freude und unzeitige Bekümmernisse, mithin Launen, wechseln, wie das Wetter in ihm ab. Dabei Aengstlichkeit, Furchtsamkeit. — Doch ist sich dieser Kranke der Störung seiner Gedanken bewußt, nur daß er sich von Zeit zu Zeit nicht entbrechen kann, seine Einbildungen für etwas wirkliches zu halten, oder aus einem wirklichen körperlichen Uibel sich Einbildungen von allerlei bedenklichen äußeren Begegnissen und Sorgen über sein Geschäfte zu machen, die so bald verschwinden, als, nach vollendeter Verdauung, die Blähung aufgehört hat.

Mit der Hypochondrie ist einigermaßen die Melancholie verwandt; Tiefsinnigkeit; denn der Melancholische haftet an einer Idee, die mit Niedergeschlagenheit und Schwäche verbunden ist. Meist rührt sie her von einem eingebildeten Elend, das sich der trübsinnige (zum Grämen und Grübeln ge-

geneigte) Selbstquäler schafft. Sein Zustand geht durch den Gram erst in Wehmuth und Betrübniß über, und wird dann Trübsinn und Schwermuth. — Nicht selten führt sie zur Verzweiflung, zu jenem Zustande, worin äußerste Furchtsamkeit das Herz so bestrickt, daß man sich völlig überzeugt glaubt, es sei nirgends Hofnung zur Rettung übrig. Endlich macht man sich so schreckliche Begriffe von dem bevorstehenden Uibel, daß man sich unfähig hält, es auszuhalten, und sich nicht anders als durch Tod zu retten weiß; Selbstmord. — Der Anstrich von Tapferkeit und Entschlossenheit, womit sich mancher freiwillig den Tod gab, darf uns nicht täuschen, die Verzweiflung äußert sich nur verschieden nach Verschiedenheit von Temperament und Charakter. (Cato, Brutus, Werther.)

Das Unvermögen, seine Vorstellungen in einen zur Möglichkeit der Erfahrung nöthigen Zusammenhang zu bringen, heißt Unsinnigkeit.

Die-

Diejenige Störung des Geistes, worin alles, was der Verrückte (§. 87.) erzählt, zwar den Gesetzen des Denkens gemäß verbunden ist, aber durch falsch dichtende Einbildungskraft selbstgemachte Vorstellungen für Wahrnehmungen gehalten werden, heißt Wahnsinn. — So sagt Polonius von Hamlet: wenn er verrückt ist, wie er es denn ist; so muß man doch gestehen, es ist Methode darin. Kant sagt deshalb: der Wahnsinn ist eine besondere Anlage mit Vernunft zu rasen. Der Wahnsinnige sieht und erinnert sich der Gegenstände so gut, als ein anderer, nur deutet er gemeiniglich das Betragen anderer Menschen durch einen ungereimten Wahn auf sich aus, und glaubt daraus wer weiß was für bedenkliche Absichten lesen zu können, die jenen niemals in den Sinn kommen. Wenn man ihn hört, so sollte man glauben, die ganze Stadt beschäftige sich mit ihm. Er sieht nichts, als eine allgemeine Verschwörung wider sich. Der Melancholische ist am meisten zum Wahnsinn geneigt. (Rousseaus Bekenntnisse.)

Eine gestörte Urtheilskraft heißt Wahnwitz. Die Seelenkranken dieser Art sind gemeiniglich sehr vergnügt; dichten abgeschmackt, und gefallen sich in dem Reichthum einer ausgebreiteten Verwandschaft sich, ihrer Meinung nach, zusammenreimender Begriffe.

Aberwitz ist die Krankheit einer gestörten Vernunft. Der Aberwitzige überfliegt die ganze Erfahrungsleiter, und hascht nach Prinzipien, die des Probirsteins der Erfahrung ganz überhoben sein können, und wähnt das Unbegreifliche zu begreifen. — Die Erfindung der Quadratur des Zirkels, des Perpetuum Mobile, die Enthüllung der übersinnlichen Kräfte der Natur, und die Begreifung des Geheimnisses der Dreieinigkeit sind in seiner Gewalt. Er ist der ruhigste unter allen Hospitaliten, und seiner in sich verschlossenen Spekulation wegen am weitesten von der Raserei entfernt; weil er mit voller Selbstgenügsamkeit über alle Schwierigkeiten der Nachforschung wegsieht.

Herrscht bei dem Verrückten der Zorn, so ist er rasend (Ajax Telamonius, der wüthende Herkules). Braußt er mit tobender Heftigkeit auf; so nennt man ihn toll. Der Unsinnige fällt am meisten in Raserei und Tollheit, der Wahnsinnige seltener. Der Aberwitzige geräth immer nur als gelehrter Schreier in Tobsucht.

Das allgemeine Merkmahl der Verrücktheit ist der Verlust des Gemeinsinnes, und der dagegen eintretende logische Eigensinn. Es ist und bleibt immer ein Probierstein der Richtigkeit unserer Urtheile, und der Gesundheit unsers Verstandes, daß wir diesen an den Verstand Anderer halten, nicht aber uns mit dem unsrigen isoliren, und mit unserer Privatvorstellung doch gleichsam öffentlich urtheilen.

Der Verdacht: daß es mit jemandes Kopf nicht richtig sei, fällt schon auf den, der mit sich selbst laut spricht, oder darüber ertappt wird, daß er für sich im Zimmer gesticulirt.

(Es dürfte rathsam sein, hier noch Lichtenbergs Aufsatz über die Anschaffung einer Bibliotheck im Irrenhause zu Celle nachzulesen.)

---

## Anhang.

### Noch einige Kennzeichen zur Unterscheidung der Köpfe.

Bei guten Köpfen hat die Eitelkeit weniger Einfluß, und die Erwartung des Lobes ist bei ihnen ein schwacher oder überflüßiger Bewegungsgrund.

Gute Köpfe haben selten eine gewisse Art von so anhaltendem, sklavischem Fleiße. Sie unterrichten sich noch weit lieber selbst, als sie sich unterrichten lassen. Mittelmäßige Köpfe hängen schlechterdings von ihren Lehrern ab; sie sind niemals begierig, mehr von der Sache zu wissen, als ihnen von derselben ist gesagt worden. (Garve)

Ein Hauptcharakterzug des Genies ist anhaltende Geduld, die jede Schwierigkeit über-

windet, denn diese facht nur seinen Fleiß noch mehr an. Doch endlich behauptet auch die Natur ihr Recht; die stärkste Kraft ist für einige Zeit erschöpft. Das Genie vergißt jetzt den Gegenstand, an dem es vorher hartnäckig hieng, und auf um so längere Zeit, da es sich desselben so ganz Meister zu sein glaubt, um immer noch zur rechten Zeit zu ihm zurückzukehren. Dieser Taumel des Genies wird selten eine immerwährende Verirrung. Uiber kurz oder lang kehrt es zu seinem Gegenstande zurück. Ist der mittelmäßige Kopf einmal in gewisse Ausschweifungen verfallen, so wird seine Verirrung um so beharrlicher sein, da er nicht auf dieselbe Art von seinen Verirrungen zurückgezogen, und die Stimme der Vernunft unter den lockenden Vergnügen so leicht überhört wird. Oft aber vergißt auch das Genie auf kurze Zeit seines Gegenstandes aus einem gewissen Unmuth. Wenn es bei aller Anstrengung, mit welcher es arbeitet, den Anforderungen, die es an sich selbst macht, nicht Genüge leistet, verläßt es seinen Gegen-

stand auf einige Zeit, und sucht in Vergnügungen anderer Art Vergessenheit seiner selbst, bis es zu seiner Beschäftigung zurückkehrt, und in einem neuen Anlaufe sein Ziel vielleicht glücklich erreicht. Das Genie ist eben deshalb, weil es viel zu leisten vermag, viel von sich zu fordern gewohnt, und eben deshalb auch, wo es die Aufgabe, die es sich selbst vorgesetzt hat, nicht löset, dem niederdrückendsten Unmuthe ausgesetzt. (Hoffbauer.)

Ist es wahr, daß der größte Kopf immer die größten Fehler begeht? — Trublet hat hierauf, wie mich dünkt, befriedigend geantwortet. — Vieles von dieser Beschuldigung mag wohl von der bösartigen Eifersucht kleiner Geister herrühren, die die großen Geister gern zu sich herabziehen möchten, weil sie nicht zu ihnen hinauf können. Große Geister machen Fehler, weil sie Menschen sind; diese Fehler sind bedeutend und von wichtigen Folgen, weil sie von großen Menschen sind. Derselbe Fehler von einem großen und einem kleinen Gei-

ste begangen, wird doch bei jenem weit grö-
ßer scheinen. Das Erstaunen vergrößert ihn
noch; man hatte ihn hier nicht erwartet.
Endlich bemerkt man ihn an einem großen
Geiste auch weit eher. Der Hauptfehler ei-
nes großen Geistes besteht gewöhnlich im Uiber-
maß der Eigenschaft, welche seinen herrschen-
den Charakter ausmacht. Weil er viel Ver-
trauen auf seine Kraft hat, geht er wohl ein-
mal zu weit.

Als der Verfasser mit Claudius in Wands-
beck über die Xenien sprach, sagte dieser: Ih-
re Verfasser sind leicht zu entschuldigen, denn
ein großer Läufer kommt wohl einmal ein
Paar Schritte über das Ziel.

Eine habituelle Zerstreuung zeigt von
Schwäche der Aufmerksamkeit, und mithin
auch von Schwäche des Verstandes.

Mit der Dummheit ist immer Zerstreuung
verbunden, dem Blödsinn fehlt es an Ver-
breitung der Aufmerksamkeit.

Eine

Eine eigne Mischung von Aufmerksamkeit und Zerstreuung, vernachläßigte Anlage zum großen Geiste, weil er bei viel Lebhaftigkeit Flatterhaftigkeit besitzt, macht den Projektmacher. Der Projektmacher ist meist ein Sanguiniker. Er würde vielleicht sich als Genie zeigen, wenn er Geduld und Anhaltsamkeit hätte. Dieser Mangel macht den Projektmacher leichtsinnig und unzuverläßig im Verkehr, und queckſilbern in seinen Unternehmungen. Der Projekt-Macher ist kein Projekt-Ausführer.

---

## Fünfter Abschnitt.

# Verschiedenheiten unter den Menschen in Hinsicht auf das Gefühlsvermögen.

### Wir erkennen die Gefühle bloß aus ihren Wirkungen.

Jetzt kommen wir zu einem der wichtigsten Abschnitte, wo nicht zum wichtigsten selbst, in der ganzen Menschenkunde, denn von der Art, wie Menschen von Gegenständen gerührt werden, hängt — bei den Meisten wenigstens — ihre ganze Handlungsweise ab. Bei weitem Mehrere lassen sich von Gefühlen, als von Regeln des Verstandes oder Gesetzen der Vernunft leiten, der kleinste Theil nur wird vom Kopfe, der größte von dem Herzen bestimmt. —

stimmt. — Wie wichtig also ist eine genauere Untersuchung hievon! Aber auch, wie schwierig! Wohl mit Recht sagt Lavater: „Das menschliche Herz ist ein aus unzähligen Widersprüchen zusammengesetztes, unermeßliches Ganzes. Es bleibt bei dem uralten Ausspruche: Das menschliche Herz ist ein trutzig und verzagtes Ding; wer will es ergründen?“

Ergründen freilich werden wir es nicht, aber sehen wollen wir doch, daß wir es von den hauptsächlichsten Seiten bestmöglich kennen lernen. — Irr' ich nicht gänzlich; so werden wir wohl auf folgende Weise am leichtesten zu unserm Ziele gelangen.

---

## §. 92.

## Verfahrungsart bei dieser Untersuchung.

Jedem Gefühle liegt eine Rührung zum Grunde, eine Empfindung von Lust oder Unlust über irgend etwas. Wenn wir nun untersuchten:

1) Von was wird dieser oder jeder Mensch hauptsächlich gerührt?

2) Wie wird er gerührt? und

3) Wie äußern sich die Rührungen bei ihm? oder: welche Wirkungen bringen sie bei ihm hervor?

so würden wir durch die Beantwortung der ersten Frage Aufschluß über die Art des Gefühls bei einem Menschen, und durch Beantwortung der zweiten über die Beschaffenheit desselben erhalten; die Beantwortung der dritten aber würde uns in den Stand setzen, nicht ohne einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit über die Handlungsweise des Menschen zu urtheilen.

Was unter Arten der Gefühle zu verstehen sei, ist bereits gesagt worden (§. 41.) Die verschiedenen Zustände, worein uns die verschiedenen Arten der Gefühle versetzen, sind folgende:

Die sinnlichen Gefühle, die bloß Empfindung zum Grunde haben, erregen

Ver-

Vergnügen, Lust durch den Sinn, oder Schmerz, Gefühle für das Angenehme und Reizende.

Die geistigen, die Vorstellungen und Erkenntnisse zum Grunde haben (Begriffe); desgleichen auch die moralischen, welche den Willen, das Bewußtsein des Guten zum Grunde haben, (Ideen), erregen Zufriedenheit oder Unzufriedenheit. (Gefühle für das Wahre und Gute. Beide in Vereinigung Weisheitssinn.)

Die ästhetischen, denen Anschauung, Einbildungskraft und Urtheil zugleich zum Grunde liegen, die also zwischen den sinnlichen und geistigen die Mitte halten, erregen Wohlgefallen oder Mißfallen. (Gefühle für das Gefällige und Schöne, Geschmack, Schönheitssinn.)

Laßt uns nun sehen, welche Erscheinungen sich uns auf dem Wege, den wir uns hiemit eröfnet haben, darbieten werden. Jeden Menschen, der uns aufstößt, beurtheilen wir

nach dem, von was er hauptsächlich gerührt wird, und welcher von den dreien Zuständen des Vergnügens, der Zufriedenheit oder des Wohlgefallens ihm der genehmste sei. Wir wollen aber unsre Beobachtungen in der Ordnung anstellen, und alles unter gewisse Klassen bringen. Müßten wir dabei auch bisweilen einige Schritte wieder zurück thun; so werden wir doch am Ende durch das Vergnügen einer leichtern Uibersicht hinlänglich dafür belohnt sein.

---

## §. 93.

### Menschen von sinnlichen Gefühlen für das Angenehme und Reizende.

„Das menschliche Vergnügen — sagt Pörschke — ist eine Mischung von Sinnlichkeit und Vernunft, beide sind unzertrennlich: wäre im Menschen nur reine Sinnenlust, so wäre er rein viehisch; wäre in ihm reine Geistesluft, so wäre er rein göttlich.“

Ob es je ganz viehische Menschen gegeben habe, weiß ich nicht, aber gewiß ist es, daß es Menschen giebt, die nahe an das Vieh, andere hergegen, die näher an die göttliche Natur grenzen.

Zu den Menschen der ersteren Klasse gehören unstreitig die von grobsinnlichen Gefühlen. Nur der Bauch und die Gurgel setzen sie in Bewegung, sie scheinen nichts zu kennen, als ihren gesunden Appetit, ihre Triebe sind thierisch, für alles Feinere, Aedlere scheint ihnen der Sinn zu mangeln. Bedürfniß und derber Genuß, siehe da die ganze Sphäre, worein ihr Dasein eingeschlossen ist! Liebe ist für sie nicht da, nur Geschlechtsgenuß, grober Wollusttrieb. Ohne Zweifel die roheste Menschennatur, die mit dem Affen grenzt. — Die Faunen, Satyren der Menschheit, voll Plumpheit, Derbheit, Ungeschliffenheit, Freßgier und Faulheit. — Gefühllose Klötze!

Die Folgenden entfernen sich nur zum Theil von dieser Klasse, sind aber immer damit verwandt, diejenigen mein' ich, die ihr ganzes Leben nur mit Genuß des Vergnügens auszufüllen suchen. 1) Eßlustige, Fresser, Leckerhafte, 2) Trinklustige, Säufer, Schmecker, 3) Lüstlinge, Wollüstige, ausschweifende Menschen, 4) Tagediebe, Pflastertreter, gemeine und elegante Müssiggänger.

Sie entfernen sich dadurch von jener grobsinnlichen Klasse, daß sie doch eine Auswahl treffen, also eine Art Geschmack verrathen, wodurch sich eine Mitwirkung der Einbildungskraft bei ihnen ankündigt; allein kann der mit Recht ein Mensch genannt werden, der nur von Sinnlichkeit beherrscht, nichts begehrt, als Vergnügen und Genuß? Der nur immer angenehm gereitzt sein mag? Nur sinnliches Gefühl verräth? Lange schlafen, Chocolate trinken, sich putzen, zur Schau stellen, vier Gerichte bei zweierlei Wein verzeh-

ren, spielen, nach Mädchen laufen — wahrhaftig, das ist doch ein herrlicher ädler Lebenslauf! — Reitzt er dich, Jüngling? — Laß uns doch noch ein wenig dabei verweilen, denn es wird gut sein, jene Leutchen etwas näher ins Auge zu fassen.

Wohlleben! — Das ist ihr Feldgeschrei. Man lebt nur einmal, man muß das Leben genießen, so heißt ihr Grundsatz. Gut! Aber laßt hören, wie ihr das anfangt. — Ei nun, wir genießen, und genießen, und genießen! — Aber man kann doch nicht immer genießen? — Ei was! dann giebt es zerstreuende Belustigung, man wechselt den Genuß, und genießt so immer. — Und am Ende? — Ach! wer wird an das Ende denken! — So ungefähr lautet ihre Philosophie. Soll ich ein Wort darüber verlieren? — Utz mag statt meiner reden!

Stets flüchtig, stets zu kurz, doch kostbar zu gewinnen,
Und oft verderblich sind die Freuden unsrer Sinnen.

O Thor!

O Thor! der niedrer Lust ein ganzes Leben
weiht,
Die, schmeichelnd im Genuß, ihm lange
Quaalen dräut.
Den Frühlingsrosen gleich, die seine Stirn
umkränzten,
Sah ich den Jüngling blühn, um den die
Freuden glänzten:
Er floh von Lust zu Lust; und jede Mitter-
nacht
Ward in Lyäens Dienst bei Tanz und Lärm
durchwacht.
Noch taumelnd riß er sich, beim nächsten
Morgenlichte,
Mit unbelebtem Aug' und welkem Angesichte,
Wie aus dem Grab hervor: zu neuer Fröh-
lichkeit
Rief ihn der neue Tag, und fand ihn stets
bereit.
Er schwärmte Jahre fort: nun sieh den
Schatten schleichen,
Alt vor der Zeit, und sieh aus fauler Lunge
keichen

Nun

Nun ein Geripp, kein Mensch, von Schmerzen abgezehrt,
Gepeiniget von Reu und vor der Welt entehrt.

Das ist nicht wahres Glück, was wir so theuer büßen,
Was uns erniedriget, indem wir es genießen!

Wie thierisch ist ein Mensch, der, keiner Seele werth,
Nur solche Freuden kennt, die auch das Vieh begehrt!
Wie darf der träge Phax sich einer Seele rühmen,
Der ohne Neigungen, die einem Geist geziemen,
Ganz Körper, itzt berauscht am vollen Tisch verweilt,
Itzt von Lyäen wankt und zu Cytheren eilt?
Den halbverschlafnen Tag erträglich hinzubringen,
Kriecht Metius herum bei hundert schlechten Dingen,

Bei Karten und Geschwätz und Menschen,
die er haßt;
Und er und seine Zeit sind ewig ihm zur
Last.
Umsonst betäubt er sich durch Freuden, die
ermüden:
Die Seele, da er jauchzt, bleibt leer und
unzufrieden.

Der bloße Fresser mag von allen vielleicht der am wenigsten schlimme sein, was freilich kein sonderliches Lob ist, denn er kann seine Thierheit nicht verläugnen, Seele und Gefühl unterliegen der Materie. Man sagt von Leuten der Art, ihre Seele schwimme in Fett, und der Bauch sei ihr Gott. Der Fresser ist verächtlich, der Säufer schändlich, weil sich dieser, der nüchtern nicht selten Geist, oft viel Geist zeigt, durch die Folgen der Völlerei zu dem Thier erniedrigt, während jener, meist etwas stumpfen Geistes von Natur, in einem Menschenähnlichen Zustande bleibt. — Der Leckerhafte und der Schmecker su-

chen

chen immer nur Genußmittel auf, die den Gaumen ergötzen, woraus ein beständiges Gelüsten entsteht, das sie weichlich und dann üppig macht, wodurch sie auf den schlimmsten Weg gerathen. In ihrem ganzen Wesen verrathen Menschen dieser Art etwas Weibisches, das überall Annehmlichkeit verlangt. Da sie wenigstens einen großen Theil ihrer männlichen Energie verlieren; so sind sie in dieser Hinsicht mit den Lüstlingen verwandt, denen Gemächlichkeit und kitzelnder Reiz über alles geht. Die Thoren! Sie wollen kein unangenehmes Gefühl haben, und bedenken nicht, daß die weise Natur den Schmerz wohlthätig unserm Wesen zum Warner und Wecker beigesellte. Um den heilsamen Schmerz zu unterdrücken, taumeln sie von einer Ergötzung der Sinnlichkeit zu der andern, und sind bald Schwelger in jeder. Sie schweifen aus in der Geschlechtslust, — nicht selten auf die abscheulichste Weise, — und wenn die Erschütterung ihrer Organisation ihre Kraft lähmte, und das Mark ihres Lebens

aus-

aussog, suchen sie im Genusse feuriger beraus schender Getränke Ersatz dafür, wodurch, es kann nicht fehlen, Körper und Geist zugleich zerstört werden. Wie wären sie also der Männlichkeit fähig! Wie einer ädlen nützlichen Anwendung ihres Lebens! Sie werden zugleich die elendesten Weichlinge, die ihr Leben nur in einem erbärmlichen Müßiggange verzehren können, der aber, nach dem Sprichwort, des Teufels Ruhebank für sie im eigentlichsten Sinne ist, denn, sobald sie allein sind, plagt und martert sie die traurigste Langeweile, und Kurzweil, Kurzweil ist doch all ihr Trachten! Was nun, da sie den Geist meist verwahrloseten, beginnen? — Dies führt uns zu der letzten Klasse dieser leidigen Sippschaft, denn daß alle mit einander verwandt sind, sieht man leicht, und es wird ein seltner Fall sein, daß einer aus einer dieser Klassen nicht auch zugleich in die andern gehörte.

Müssiggehen, — das ist eine große Kunst jener Herren, die von dem divino far

nien-

niente (göttlichem Nichtsthun) gemeiniglich viel zu erzählen wissen, und man muß es ihnen lassen, daß sie mit Anstand müßig gehen, wodurch sie sich von dem groben Faullenzer, dem es genug ist, wenn er nur auf dem Sofa oder der Ofenbank schnarchen kann, unterscheiden. Dieser ist geradezu unthätig, sie aber zeigen Thätigkeit, (Müssig-Gänger) und suchen nur die lange Weile kurz zu machen. Nur um des Himmelswillen nicht mit Arbeit. Sie wissen sich zu helfen! Es giebt ein Analogon von Arbeit, das Thätigkeit zwar auch erfordert, aber eine leichte, die zugleich Genuß und Vergnügen bei sich führt, weil dabei die Neigungen erregt werden und ein beständiger Wechsel herrscht. Hieher gehören die körperliche Bewegung. Darum findet man Leute dieser Art auf allen Promenaden, Bällen, Lustparthieen u. s. w., weswegen man sie mit dem Namen der Pflastertreter belegt. Geistige Bewegung. Sie sind zu finden in Concerten, auf Kaffeehäusern, in Assambleen, Schauspielen, Opern

und

und beim Spieltisch, kurz, überall, wo sie Thätigkeit mit Reiz und Vergnügen vereinbaren können. Müßten sie ja einmal zu Hause bleiben; so wissen sie sich doch zu helfen, so lange es dem Bücherverleiher nicht an Romanen fehlt, in denen die Verfasser die Leser nicht bloß rühren, sondern kitzeln und packen. Unsere Lesewelt von verfeinertem Geschmack — sagt Kant — wird durch ephemerische Schriften immer im Appetit, selbst im Heißhunger zur Leserei (eine Art von Nichtsthun) erhalten, nicht um sich zu kultiviren, sondern um zu genießen; so, daß die Köpfe dabei immer leer bleiben und keine Uibersättigung zu besorgen ist; indem sie ihrem geschäftigen Müssiggange den Anstrich einer Arbeit geben, und sich in demselben einen würdigen Zeitaufwand vorspiegeln.

Dies sind die eleganten Müssiggänger, denn die gemeinen kommen nur an die Straßenecken, in Tabagien, Schenken und dergleichen weniger illustre Oerter und besuchen bloß Schmäuse,

se, Kirmsen u. s. w. Außer den Zeitungen aber lesen sie wohl auch Romane, und darin sind sich beide gleich, wie in ihren Verdiensten um die Stadtgeschichte.

Alle angegebenen Punkte, wodurch diese Leute ihre Langeweile verscheuchen, lassen sich in einem einzigen vereinigen, — Zeitvertreib. Fragt man nun noch, warum sie Tagediebe heißen? — Es ist wohl ein anderes, seinen Tag benutzen, und ein anderes ihn — vertreiben, vertreiben den unwiederbringlichen! Im Ganzen ist ihre Art zu vergnügen Abnutzung. „Sie — sagt Kant — macht uns des ferneren Genusses immer weniger fähig. Darum ist es eine Hauptmaxime, sich das Vergnügen so zuzumessen, daß man noch immer damit steigen kann; denn damit gesättigt zu sein, bewirkt denjenigen ekelnden Zustand, der dem verwöhnten Menschen das Leben selbst zur Last macht, und Weiber, unter dem Namen der Vapeurs, verzehrt. — Junger Mensch! gewinne die Ar-

heit lieb; versage dir Vergnügen, nicht um ihnen zu entsagen, sondern, so viel als möglich, immer nur im Prospekt zu behalten. Stumpfe die Empfänglichkeit für dieselbe nicht durch Genuß frühzeitig ab. Die Reife des Alters, welche die Entbehrung eines jeden physischen Genusses nie bedauern läßt, wird selbst in dieser Aufopferung dir ein Kapital von Zufriedenheit zusichern, welches vom Zufall oder dem Naturgesetz unabhängig ist."

Leute, wie wir sie jetzt geschildert haben, müssen natürlich dieses Kapitals, wie meist jedes andern, entbehren. Nur zu oft lehrt die Erfahrung, daß sie am Ende ihres Weges nichts fanden, als Bettelstab, Hospital, Verachtung der Menschen und eine schreckliche Leere in sich. — Sie mit ihrer Sucht nach Kurzweil, jetzt der peinvollsten Langeweile und dieser Leere dahingegeben, was werden sie nun beginnen? — Meist kommt hier der Entschluß, dem kläglichen Leben ein Ende zu machen, der sie aber auch oft bei äußerm Uiber-

fluß übermeistert. „Der üppige Mensch — bemerkt Kant — hat den Genuß aller Art versucht, und keiner ist für ihn mehr neu. In Paris sagte man vom Lord Mordauns: die Engländer erhenken sich, um sich die Zeit zu vertreiben. — Die in sich wahrgenommene Leere erregt ein Grauen und gleichsam das Vorgefühl eines langsamen Todes, der für peinlicher gehalten wird, als wenn das Schicksal den Lebensfaden schnell abreißt.“

---

## §. 94.

## Menschen von geistigen Gefühlen für das Wahre und Gute.

Geistige Gefühle kann natürlich Keiner haben, bei dem nicht Bildung des Geistes statt fände, denn nicht unsere physische Natur, sondern die Betrachtung der ädleren Menschheit in uns bringt sie hervor. Nur der also wird geistiger Gefühle fähig sein, der seine Mensch-

heit zu schätzen fähig ist und immer mehr strebt, dieser Würde würdig zu sein.

Menschheit, — Entledigung von der Herrschaft des Triebes, freies Handeln zu selbstgegebenem Zwecke mit Auswahl der Mittel, Gedankenkraft, Selbstthätigkeit, Selbstbestimmung, und, um dies alles zu befördern, eben dieser Bau des Körpers, eben diese Organisation: — hat je einer darüber nachgedacht, ohne herzliche Freude zu fühlen, ohne von Bewunderung seines Wesens innig durchdrungen zu werden? — Siehe da! Gefühl der Menschheit! — Frage jeden, in dessen Herzen sich dieses Gefühl regte, ob er je sich seliger fühle, als in solchen Augenblicken! Weit erhoben über das Thier, ja über die ganze Erde, und alles was sie trägt, fühlte er sich ein erhabneres Wesen!

Alle übrigen Gefühle, die sein Dasein beseligen, fließen aus dieser Quelle. Wenn er sich bei Betrachtung der Natur in erhabenes Staunen verliert, wenn er in dem Geschöpfe

den Schöpfer sieht, in dem ganzen Erdkreise eine Bildungsanstalt für Wesen seiner Art, wenn er nach Wahrheit forscht und sie findet, wenn er die Wissenschaften untersucht, die Künste betrachtet, einen Blick auf die Sphäre seiner Thätigkeit wirft, deren Grenzen sich in unabsehlicher Ferne dem entzückten Auge verlieren, wenn ihm ein Unternehmen durch kluge Ausführung gelang; so liegt seinem beglückenden Gefühle in allen diesen Fällen das Gefühl seiner Menschheit zum Grunde. „Seht her, das hat der Mensch gethan!“ so ruft er in Begeisterung aus. Oder er denkt mit Klopstock:

— Wer bin ich?

Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Durch sich selbst, durch seine eigenen Bemühungen sein selbst vorgestecktes Ziel erreichen zu können, mithin das einzige Geschöpf der

Erde zu sein, das sich Verdienst erwerben kann, dieser Gedanke ist es, der ihn leitet, und ihm den Genuß seines Lebens verschafft. Darum schöpft er nicht bloß aus seinem Nachdenken, sondern auch aus seinem Fleiße, aus seiner Arbeit Freude. „Vergnügen, das man selbst erwirbt, — sagt Kant — wird gedoppelt gefühlt; einmal als Gewinn, und dann noch obenein als Verdienst (die innere Zurechnung selbst Urheber desselben zu sein).“ — Dies giebt ein frohes stolzes Bewußtsein, und eine eigne Heiterkeit des Geistes, ruhiges, aber süßes Gefühl seiner Selbst. Hat der sinnliche Mensch am Ende seines Lebens nichts als Leere der Empfindung und den Vorwurf eines verschleuderten Lebens; so erhebt sich dieser hingegen ruhig lächelnd, um mit heiterm Blicke auf ein Leben zurückzublicken, das er durch seine Wirksamkeit verdoppelte. — Welchen nennst du den Glücklichen?

Die Ruhe nach der Arbeit genießt auch nur er. — Das Vergnügen, welches

ihm

ihm dann durch die Sinne zufließt, gewinnt an Süßigkeit. — Ihn erquickt Erholung, indeß der Wüstling der Zerstreuung bedarf.

„Sich erholen — sagt Fried. Delbrück — heißt nichts anders, als seine Denkkraft oder Theilnehmung von dem bestimmten Gegenstande der Aufmerksamkeit, welchen der innere oder äußere Beruf anweiset, durch eine beliebige Thätigkeit ablenken, in der Absicht, daß der Seele neue Kräfte gegeben werden: Erholung, derjenige behagliche Zustand, worein wir durch ein freies Spiel der Gedanken, und durch einen ruhigen Gang der Empfindungen in dem Maaße versetzt werden, daß wir zum innigen Bewußtsein unserer Selbst gelangen. — Zur Zerstreuung nehmen wir unsere Zuflucht, wenn der Geist von seinen Beschäftigungen, und das Herz von beunruhigenden Leidenschaften mit Gewalt losgerissen, oder der Trieb zur Beschäftigung gegen Unthätigkeit und Langeweile geschützt sein will. Sie ist daher eine Art der

Flucht

Flucht vor uns selbst, ein unstätes Umherirren im weiten wüsten Gebiete der Dinge um uns her, wo Alles und Nichts uns beschäftigen soll, und selten Etwas uns festhält, Alles Ruhe verheißt, und selten Ruhe gewährt. Erholung aber ist eine Art der Rückkehr zu uns selbst; ein bedächtiges Umherwandeln in den Gefilden der Unterhaltung mit uns selbst oder andern; im reichen Gebiete der Dinge außer uns, wo Nichts und Alles uns befriedigt, Alles Ruhe verheißt, und immer Ruhe gewährt. Wer Zerstreuung sucht, will sich selbst fremd werden, und aus den Augen verlieren; kurz unter den Eindrücken betäubender Gegenstände seiner selbst vergessen; wer Erholung sucht, will sich selbst wiederum bekannter werden, und genauer ins Auge fassen; kurz seiner selbst ungestörter gedenken und genießen."

Bisher war nur von intellektuellen Gefühlen die Rede: durch die moralischen erhalten die geistigen Gefühle an Werth noch einen bedeutenden Zusatz.

Bewußtsein des guten Willens — ja, das ist die reinste und schönste Quelle der ädeln Menschenfreuden! Aus ihr entspringen die beseligendsten Gefühle.

Zwar der Anzahl nach sind die moralischen Gefühle gering, aber die Wirkungen derselben sind die höchsten. Achtung und Verachtung, darauf lassen sich alle zurückführen.

„Achtung — sagt Kant — ist kein durch Einfluß empfangenes, sondern durch einen Vernunftbegriff selbstgewirktes Gefühl. Was ich unmittelbar als Gesetz für mich erkenne, erkenne ich mit Achtung. Das Bewußtsein der unmittelbaren Bestimmung des Willens durchs Gesetz, die Vorstellung von einem Werthe, der meiner Selbstliebe Abbruch thut, ist Achtung. Dem Gesetze sind wir unterworfen, ohne die Selbstliebe zu befragen; als von uns selbst auferlegt, ist es eine Folge unsers Willens.

Wie Keiner der geistigen Gefühle fähig ist, der nicht sein Denkvermögen geübt und ge-

bil-

bildet; so wird also auch keiner moralischer Gefühle fähig sein, der nicht seinen Willen gebildet, geläutert und gereinigt hat. Jenen lohnte das Gefühl der ädleren Menschheit, diesen das erhabenste aller Gefühle, das Gefühl der — Gottähnlichkeit.

Aedel sei der Mensch
Hülfreich und gut;
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den Unbekannten
Höheren Wesen,
Die wir ahnden!
Ihnen gleiche der Mensch;
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,

Thäten im Großen
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der ädle Mensch
Sei hülfreich und gut;
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte.
Sei uns ein Vorbild
Jener geahndeten Wesen.

Göthe.

Kann eine solche Ansicht seiner Selbst, seines Lebens und seiner Bestimmung, kann sie andere, als die erhabensten Gefühle einflößen? — „Zwei Dinge — sagt Kant — erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung, je öfter und anhaltender das Nachdenken sich damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir." Es ist hier nicht der Ort, die Gründe von der Bewunderung des gestirnten Himmels einzeln zu entwickeln, nur einen kann ich hier nicht über-

übergehen. Der Gedanke, einst dort zu sein, wo jene Sterne leuchten, er ist gewiß keiner von den letzten jener Gründe, denn ein Vorgefühl der Unsterblichkeit ergreift in der Ruhe der Nacht gewiß jede ädlere Menschenseele, die einen Blick in ihr inneres Heiligthum, und einen andern auf jenes Heiligthum der Gottheit wirft. Ungeneckt von niedern Begierden ergreift sie eine heilige Sehnsucht nach dem Unendlichen.

Sein selbst Gesetzgeber zu sein, seines Schicksals Bestimmer und Vollender, ein Verwandter der Gottheit, unsterblich wie sie, und in diesem Bewußtsein schon hier im Staube ein höheres Leben zu leben: — kann ein Mensch diesen Gesichtspunkt fassen, ohne von Selbstachtung durchdrungen zu werden? Kann er seine Nebenmenschen aus diesem Gesichtspunkte betrachten, ohne von Achtung für die Würde des Menschen durchdrungen zu werden?

Daß er dieses nicht könne, beweisen schon die andern Gefühle, die sich seiner, bei Betrach-

trachtung des Lebens Anderer und seines eigenen, bemeistern. Die Moralität Anderer regt bei ihm andere, dem Grade nach verschiedene, Gefühle auf, alle aber auf Achtung gegründet, denn, wie ich oben sagte, lassen sich alle moralische Gefühle hierauf zurückführen.

Achten in der gemeinen Bedeutung heißt: über den Werth einer Sache urtheilen, und so weit ist ein anderes Wort: Schätzen, mit ihm gleichbedeutend. Beide aber sind wieder verschieden, wie Eberhard selbst aus der Etymologie darthut. „Schätzen — sagt er — kommt her von Schatz, und Achten von Acht, Aufmerksamkeit. Bei dem Schätzer bezieht sich also ursprünglich das Urtheil von dem Werthe einer Sache oder Person auf den Nutzen, den sie für andere hat, bei dem Achten auf ihre innere Vollkommenheit, welche ein Bewegungsgrund ist, warum wir sie unserer Aufmerksamkeit würdigen.“

Diese kleine grammatische Bestimmung wird uns hier sehr brauchbar sein, wo wir se-

hen

hen wollen, was im Innern unsers Mannes vorgeht, wenn er über den Werth Anderer urtheilt.

Alles unter den Maaßstab der Menschenwürde stellend, wie anders kann er, als den Unmoralischen *verachten*? Ist dieser Unmoralische ein Mann von großen Fähigkeiten, von vieler Brauchbarkeit oder sehr nützlich; so kann er ihn wohl *schätzen*, aber nicht achten. — Der Mensch von geringer Moralität wird von ihm *gering geachtet*, der Mensch, dessen Streben nach Moralität ernstlich und anhaltend ist, erregt in ihm das Gefühl der *Hochachtung*, welches er durch *Ehrerbietung* in seinem äußern Benehmen zu erkennen giebt, denn nur der hat wahre Ehre, der Achtung verdient. Er zieht wohl den Hut vor einem *Purpur*, der Schande bedeckt, aber huldigt nur im Geist und Herzen der Tugend, auch wenn sie Bettlerlumpen umhüllen. — Das Gefühl der *Ehrfurcht* ist dem wahrhaft moralischen Menschen fremd,

es beschleicht bloß den, der des moralischen Gefühles nicht gänzlich entblößt, aber sich der parties honteuses seiner Moralität bewußt ist, im Angesicht des wahrhaft Tugendhaften. Er ehrt ihn, weil er ihn achtet, denn er selbst ist nicht unmoralisch, aber er fürchtet zugleich, jener möge seine Blößen entdecken, und diese Furcht macht, daß er nicht verachtet werden kann, weil sich von ihm immer hoffen läßt. Der Tugendhafte behandelt ihn auch mit Schonung.

Bei Betrachtung seines eigenen Lebens wendet unser Mann denselben Maaßstab an. Sein Urtheil über die Güte seiner Handlungen, sein Gewissen, bestimmt in seinen eigenen Augen seinen Werth. Fällt das Urtheil des Gewissens wider ihn aus, — hat er Gewissensbisse; — so fühlt er Schaam und Reue, zwei unangenehme moralische Gefühle, die aber allein schon den Menschen über das Thier erheben würden. Er fühlt, der Hoheit seiner Natur, der Würde seiner

Mensch-

Menschheit unwürdig geworden zu sein, mißbilligt seine That, und wünscht, sie ungeschehen machen zu können. — Dies Gefühl seiner Erniedrigung ist peinlich, schwache Seelen unterliegen nicht selten einer unfruchtbaren Reue, für starke ist sie ein neuer Sporn, sich kräftiger wieder zu erheben. Man könnte auf sie anwenden, was Seneca sagt: Cedunt, ut illustrius resurgant.

Der Lohn eines untadelhaft verbrachten Lebens ist Seelenruhe, Selbstgefühl und Selbstgenuß.

„Wer es sich bewußt ist, daß er durch Ausbildung seiner Anlagen und Talente sich Kenntnisse, Einsichten und Geschicklichkeit mit Fleiß erworben hat, dabei zu jeder Anstrengung dergestalt sich aufgelegt fühlt, daß er auf sich selbst rechnen kann: der ist von Selbstgefühl durchdrungen. — Wer sich dabei das Zeugniß geben darf, daß seine Berufstreue, sei es im spekulativen oder praktischen Leben, nicht bloß pflichtmäßig bewiesen ward, sondern

auch

auch aus Pflicht; und wer in dieser Ueberzeugung und dem daraus natürlich entstehenden Wohlgefallen an sich selbst, so wie in den Empfindungen, welche durch einen thätigen Geist in einem wohlwollenden Herzen erweckt werden, den hauptsächlichsten Lohn für seine Anstrengung und den Gehorsam gegen das moralische Gesetz findet: der erfährt an sich, was Selbstgenuß sei.“ (Delbrück.)

Nach allem bisher Gesagtem leuchtet ein, daß die geistigen Gefühle minder stark sind, als die sinnlichen, aber auch, daß sie anhaltender, dauerhafter sind. Sie sind unabhängig von Zeit, Ort und Umständen, stumpfen sich nicht durch sich selbst ab, sondern erhöhen und beleben sich immer mehr, beseligen unser Alter noch, und sind unsre Trösterinnen auf Krankenlager und Sterbebett. — Wer möchte den sinnlichen Rausch dieser bleibenden Zufriedenheit vorziehen?

Nur verstehe man hier nicht unrecht. „Zufriedenheit — sagt Kant — ist dem Menschen

unerreichbar, in moralischer (mit sich selbst, im Wohlverhalten zufrieden zu sein) und in pragmatischer Hinsicht (mit seinem Wohlbefinden, was er sich durch Geschicklichkeit und Klugheit zu verschaffen denkt). Die Natur hat den Schmerz zum Stachel der Thätigkeit in ihn gelegt, dem er nicht entgehen kann: um immer zum Bessern fortzuschreiten."

Das Gewahrnehmen des Fortschrittes aber zum immer Bessern, das Zeugniß, das man sich geben muß, dabei nicht lässig und träge gewesen zu sein, das Streben, immer weiter vorwärts zu kommen, giebt doch gewiß Ruhe der Seele, und die edle Unzufriedenheit, sich noch nicht genug gethan zu haben — die von der Unzufriedenheit des Thoren, der nicht weiß, was er will, der nur aus Langeweile von einem Zustand in den andern übergeht, gar sehr verschieden ist — verträgt sich sehr wohl mit einer ruhigen Ansicht des Lebens und der Welt, weil sie nicht ohne Beimischung von Hoffnung ist. — Zwar wird es den Mann von geisti-

gen

gen Gefühlen foltern, wenn es ihm nicht so schnell tagt, als er wünscht, wenn ihm Zweifel und Hindernisse aufstoßen, wenn er Irrthümer nicht ausrotten kann: den Mann von moralischen Gefühlen wird es foltern, wenn er zu sich sagen muß: „es fällt auf mich, wie ein Berg, wenn ich das zu allem Guten Richtungslose, zu allem Aedeln und Großen Bild, Zug und sinnlichen Anlaß Versagende in unsern Tagen, und das Reizende den Zug darin zu allem Niedrigen und Schlechten ansehe;“ allein kann er dann doch nicht mit Trost zu sich sagen: Wohl mir, ich thue das Meine? — Und wenn er das that, stets und redlich that; so kann und wird ihm auch die dem Menschen mögliche Zufriedenheit nicht entstehen. — Die Zufriedenheit des Weisen! — Seine nützliche Unzufriedenheit ist nicht mürrische Laune, nicht Unwille, nicht gekränkte Eigenliebe, er ist sich des Grundes derselben bewußt, wird darum bescheiden und Anspruchlos, und hält sich an die frohe Hofnung der Unsterblichkeit. Sein Trost und seine Ruhe kommt vom Himmel.

Hier grenzen die moralischen Gefühle mit den religiösen, und da lasse ich dich reden, ehrwürdiger Garve. Mit deinen eigenen Worten schildere ich in dir selbst diese ganze Klasse.

„Wer genießt eines schönen Tages, der glänzenden Sonne, der heitern Luft, des sanftwallenden Abendlichts, einer mit allen Schönheiten des Frühlings geschmückten Flur, wer genießt ihrer mehr, als der, welcher in allem diesem einen großen, über alles erhabenen, ihm zulächelnden, ihm Wohlsein zusagenden, Wohlsein von Zeit zu Zeit (als ein Unterpfand einer bessern Zukunft) verschaffenden Freund erblicket? Und wer fühlt nicht, wenn ihn die Natur in eine Rührung dieser Art versetzt, sich zu allem Guten gestärkter, zur Uibernehmung schwerer Pflichten aufgelegter, wer drückt nicht in denselben seine Mutter, seinen Freund zärtlicher ans Herz? Wer denkt nicht alsdann an die Beschwerden des Lebens, an die Beleidigungen, die ihm von seinen Nebenmenschen widerfahr-

fahren, an den Druck, den er von Höhern leidet, mit mehr Gelassenheit? Und ist dies nicht die Fassung der Seele, die sich der Vollkommenheit nähert, die zur Ausübung der Tugend vorbereitet? Und war diese nicht eine Folge der lebhaft gewordenen Idee von Gott?

„Diese Stimmung der Seele ist, wenn man sie genauer zergliedert, Gemüthsruhe und Liebe, Zufriedenheit mit unsern Schicksalen und den Menschen. Wer gelangt aber wohl je zu einem oder zu dem andern, welcher nie über die Menschen, über die Dinge, die unmittelbar auf ihn wirken, und unausbleiblich oft ihm zuwider wirken, hinausgesehen hat? Unmöglich kann er, wenn er in dem Kreise kleiner Geschäfte und dem Aufsuchen kleiner Vortheile umhergetrieben wird, von Bekümmerniß, Verdruß, und also von Haß und Widerwillen frei sein. Nur wenn er sich über seine gewohnte Lage erhebt, ist es ihm möglich, die Anfälle, gleichsam das beständi-

ge Necken kleiner, fehlgeschlagener Wünsche, versagter Ansprüche, hintertriebener Entwürfe zu ertragen. Und wie will er sich über diesen Kreislauf der Kleinigkeiten hinwegsetzen, wenn er außer demselben nichts, als eine bloße Leere findet? Woran, wenn weder Gott noch Zukunft ist, kann sein Geist sich halten, womit soll er sich beschäftigen?

„Es ist in der Erfahrung gegründet, daß diejenigen Menschen, deren natürliche Anlage am meisten aufs Moralische gehet, die, welche zu Empfindungen oder Betrachtungen dieser Art am meisten aufgelegt sind, auch zugleich Hang zu religiösen Betrachtungen haben. Es ist einerlei Disposition der Seele, welche sie zur Aufmerksamkeit auf sich selbst, und auf die moralische Güte ihrer Handlungen, und die, welche sie zu dem Gedanken an Gott führt. — Liebe zur Tugend und das Verlangen nach Gott wachsen in demselben Boden und aus demselben Saamen hervor. Ihre Trennung ist etwas Unnatürliches und Seltenes.

„Wenn

„Wenn der Gedanke in meiner Seele lebhaft wird, daß es ein Wesen gebe, unendlich besser als ich, unendlich verständiger, und doch meiner Art, dann scheine ich mir auf einmal sowohl glücklicher als größer, mein Schicksal scheint sich aufzuklären, und meine Vollkommenheit sich zu erhöhen. Es ist, als wenn meine Schwachheit eine Stütze, meine Unwissenheit einen Rathgeber bekäme. Wenn ich ihn auch nicht sehe, wenn er sich auch nie von mir hören läßt: aber er ist da; — grosser herzerhebender Gedanke!“

Die Wirkungen des Gefühls der Andacht, einer von aller Zerstreuung freien Richtung des Geistes zu Gott, werden jedem hieraus leicht erklärlich sein. — Friede Gottes.

---

## §. 95.

## Unterschiede durch ästhetische Gefühle.

Es ist zum Sprichwort geworden, daß sich über den Geschmack nicht streiten lasse; denn

das

ste begangen, wird doch bei jenem weit grö-
ßer scheinen. Das Erstaunen vergrößert ihn
noch; man hatte ihn hier nicht erwartet.
Endlich bemerkt man ihn an einem großen
Geiste auch weit eher. Der Hauptfehler ei-
nes großen Geistes besteht gewöhnlich im Uiber-
maß der Eigenschaft, welche seinen herrschen-
den Charakter ausmacht. Weil er viel Ver-
trauen auf seine Kraft hat, geht er wohl ein-
mal zu weit.

Als der Verfasser mit Claudius in Wands-
beck über die Xenien sprach, sagte dieser: Ih-
re Verfasser sind leicht zu entschuldigen, denn
ein großer Läufer kommt wohl einmal ein
Paar Schritte über das Ziel.

Eine habituelle Zerstreuung zeigt von
Schwäche der Aufmerksamkeit, und mithin
auch von Schwäche des Verstandes.

Mit der Dummheit ist immer Zerstreuung
verbunden, dem Blödsinn fehlt es an Ver-
breitung der Aufmerksamkeit.

Eine eigne Mischung von Aufmerksamkeit und Zerstreuung, vernachläßigte Anlage zum großen Geiste, weil er bei viel Lebhaftigkeit Flatterhaftigkeit besitzt, macht den Projektmacher. Der Projektmacher ist meist ein Sanguiniker. Er würde vielleicht sich als Genie zeigen, wenn er Geduld und Anhaltsamkeit hätte. Dieser Mangel macht den Projektmacher leichtsinnig und unzuverläßig im Verkehr, und queckſilbern in seinen Unternehmungen. Der Projekt-Macher ist kein Projekt-Ausführer.

---

Fünf-

ste begangen, wird doch bei jenem weit grö-
ßer scheinen. Das Erstaunen vergrößert ihn
noch; man hatte ihn hier nicht erwartet.
Endlich bemerkt man ihn an einem großen
Geiste auch weit eher. Der Hauptfehler ei-
nes großen Geistes besteht gewöhnlich im Uiber-
maß der Eigenschaft, welche seinen herrschen-
den Charakter ausmacht. Weil er viel Ver-
trauen auf seine Kraft hat, geht er wohl ein-
mal zu weit.

Als der Verfasser mit Claudius in Wands-
beck über die Xenien sprach, sagte dieser: Ih-
re Verfasser sind leicht zu entschuldigen, denn
ein großer Läufer kommt wohl einmal ein
Paar Schritte über das Ziel.

Eine habituelle Zerstreuung zeigt von
Schwäche der Aufmerksamkeit, und mithin
auch von Schwäche des Verstandes.

Mit der Dummheit ist immer Zerstreuung
verbunden, dem Blödsinn fehlt es an Ver-
breitung der Aufmerksamkeit.

Eine eigne Mischung von Aufmerksamkeit und Zerstreuung, vernachläßigte Anlage zum großen Geiste, weil er bei viel Lebhaftigkeit Flatterhaftigkeit besitzt, macht den Projektmacher. Der Projektmacher ist meist ein Sanguiniker. Er würde vielleicht sich als Genie zeigen, wenn er Geduld und Anhaltsamkeit hätte. Dieser Mangel macht den Projektmacher leichtsinnig und unzuverläßig im Verkehr, und queckſilbern in seinen Unternehmungen. Der Projekt-Macher ist kein Projekt-Ausführer.

---

## Fünfter Abschnitt.

# Verschiedenheiten unter den Menschen in Hinsicht auf das Gefühlsvermögen.

### Wir erkennen die Gefühle bloß aus ihren Wirkungen.

Jetzt kommen wir zu einem der wichtigsten Abschnitte, wo nicht zum wichtigsten selbst, in der ganzen Menschenkunde, denn von der Art, wie Menschen von Gegenständen gerührt werden, hängt — bei den Meisten wenigstens — ihre ganze Handlungsweise ab. Bei weitem Mehrere lassen sich von Gefühlen, als von Regeln des Verstandes oder Gesetzen der Vernunft leiten, der kleinste Theil nur wird vom Kopfe, der größte von dem Herzen bestimmt. —

stimmt. — Wie wichtig also ist eine genauere Untersuchung hievon! Aber auch, wie schwierig! Wohl mit Recht sagt Lavater: „Das menschliche Herz ist ein aus unzähligen Widersprüchen zusammengesetztes, unermeßliches Ganzes. Es bleibt bei dem uralten Ausspruche: Das menschliche Herz ist ein trutzig und verzagtes Ding; wer will es ergründen?“

Ergründen freilich werden wir es nicht, aber sehen wollen wir doch, daß wir es von den hauptsächlichsten Seiten bestmöglich kennen lernen. — Irr' ich nicht gänzlich; so werden wir wohl auf folgende Weise am leichtesten zu unserm Ziele gelangen.

---

## §. 92.

### Verfahrungsart bei dieser Untersuchung.

Jedem Gefühle liegt eine Nährung zum Grunde, eine Empfindung von Lust oder Unlust über irgend etwas. Wenn wir nun untersuchten:

1) Von was wird dieser oder jeder Mensch hauptsächlich gerührt?

2) Wie wird er gerührt? und

3) Wie äußern sich die Rührungen bei ihm? oder: welche Wirkungen bringen sie bei ihm hervor?

so würden wir durch die Beantwortung der ersten Frage Aufschluß über die Art des Gefühls bei einem Menschen, und durch Beantwortung der zweiten über die Beschaffenheit desselben erhalten; die Beantwortung der dritten aber würde uns in den Stand setzen, nicht ohne einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit über die Handlungsweise des Menschen zu urtheilen.

Was unter Arten der Gefühle zu verstehen sei, ist bereits gesagt worden (§. 41.) Die verschiedenen Zustände, worein uns die verschiedenen Arten der Gefühle versetzen, sind folgende:

Die sinnlichen Gefühle, die bloß Empfindung zum Grunde haben, erregen

Vergnügen, Lust durch den Sinn, oder Schmerz, Gefühle für das Angenehme und Reizende.

Die geistigen, die Vorstellungen und Erkenntnisse zum Grunde haben (Begriffe); desgleichen auch die moralischen, welche den Willen, das Bewußtsein des Guten zum Grunde haben, (Ideen), erregen Zufriedenheit oder Unzufriedenheit. (Gefühle für das Wahre und Gute. Beide in Vereinigung Weisheitssinn.)

Die ästhetischen, denen Anschauung, Einbildungskraft und Urtheil zugleich zum Grunde liegen, die also zwischen den sinnlichen und geistigen die Mitte halten, erregen Wohlgefallen oder Mißfallen. (Gefühle für das Gefällige und Schöne, Geschmack, Schönheitssinn.)

Laßt uns nun sehen, welche Erscheinungen sich uns auf dem Wege, den wir uns hiemit eröfnet haben, darbieten werden. Jeden Menschen, der uns aufstößt, beurtheilen wir

nach dem, von was er hauptsächlich gerührt wird, und welcher von den dreien Zuständen des Vergnügens, der Zufriedenheit oder des Wohlgefallens ihm der genehmste sei. Wir wollen aber unsre Beobachtungen in der Ordnung anstellen, und alles unter gewisse Klassen bringen. Müßten wir dabei auch bisweilen einige Schritte wieder zurück thun; so werden wir doch am Ende durch das Vergnügen einer leichtern Uibersicht hinlänglich dafür belohnt sein.

---

## §. 93.

### Menschen von sinnlichen Gefühlen für das Angenehme und Reizende.

„Das menschliche Vergnügen — sagt Pörschke — ist eine Mischung von Sinnlichkeit und Vernunft, beide sind unzertrennlich: wäre im Menschen nur reine Sinnenlust, so wäre er rein viehisch; wäre in ihm reine Geistesluft, so wäre er rein göttlich.“

Ob es je ganz viehische Menschen gegeben habe, weiß ich nicht, aber gewiß ist es, daß es Menschen giebt, die nahe an das Vieh, andere hergegen, die näher an die göttliche Natur grenzen.

Zu den Menschen der ersteren Klasse gehören unstreitig die von grobsinnlichen Gefühlen. Nur der Bauch und die Gurgel setzen sie in Bewegung, sie scheinen nichts zu kennen, als ihren gesunden Appetit, ihre Triebe sind thierisch, für alles Feinere, Aedlere scheint ihnen der Sinn zu mangeln. Bedürfniß und derber Genuß, siehe da die ganze Sphäre, worein ihr Dasein eingeschlossen ist! Liebe ist für sie nicht da, nur Geschlechtsgenuß, grober Wollusttrieb. Ohne Zweifel die roheste Menschennatur, die mit dem Affen grenzt. — Die Faunen, Satyren der Menschheit, voll Plumpheit, Derbheit, Ungeschliffenheit, Freßgier und Faulheit. — Gefühllose Klötze!

Die Folgenden entfernen sich nur zum Theil von dieser Klasse, sind aber immer damit verwandt, diejenigen mein' ich, die ihr ganzes Leben nur mit Genuß des Vergnügens auszufüllen suchen. 1) Eßlustige, Fresser, Leckerhafte, 2) Trinklustige, Säufer, Schmecker, 3) Lüstlinge, Wollüstige, ausschweifende Menschen, 4) Tagediebe, Pflastertreter, gemeine und elegante Müssiggänger.

Sie entfernen sich dadurch von jener grobsinnlichen Klasse, daß sie doch eine Auswahl treffen, also eine Art Geschmack verrathen, wodurch sich eine Mitwirkung der Einbildungskraft bei ihnen ankündigt; allein kann der mit Recht ein Mensch genannt werden, der nur von Sinnlichkeit beherrscht, nichts begehrt, als Vergnügen und Genuß? Der nur immer angenehm gereitzt sein mag? Nur sinnliches Gefühl verräth? Lange schlafen, Chocolate trinken, sich putzen, zur Schau stellen, vier Gerichte bei zweierlei Wein verzeh-

ren,

ren, spielen, nach Mädchen laufen — wahrhaftig, das ist doch ein herrlicher ädler Lebenslauf! — Reitzt er dich, Jüngling? — Laß uns doch noch ein wenig dabei verweilen, denn es wird gut sein, jene Leutchen etwas näher ins Auge zu fassen.

Wohlleben! — Das ist ihr Feldgeschrei. Man lebt nur einmal, man muß das Leben genießen, so heißt ihr Grundsatz. Gut! Aber laßt hören, wie ihr das anfangt. — Ei nun, wir genießen, und genießen, und genießen! — Aber man kann doch nicht immer genießen? — Ei was! dann giebt es zerstreuende Belustigung, man wechselt den Genuß, und genießt so immer. — Und am Ende? — Ach! wer wird an das Ende denken! — So ungefähr lautet ihre Philosophie. Soll ich ein Wort darüber verlieren? — Utz mag statt meiner reden!

Stets flüchtig, stets zu kurz, doch kostbar zu gewinnen,
Und oft verderblich sind die Freuden unsrer Sinnen.

O Thor!

O Thor! der niedrer Lust ein ganzes Leben
weiht,
Die, schmeichelnd im Genuß, ihm lange
Quaalen dräut.
Den Frühlingsrosen gleich, die seine Stirn
umkränzten,
Sah ich den Jüngling blühn, um den die
Freuden glänzten:
Er floh von Lust zu Lust; und jede Mitter-
nacht
Ward in Lyäens Dienst bei Tanz und Lärm
durchwacht.
Noch taumelnd riß er sich, beim nächsten
Morgenlichte,
Mit unbelebtem Aug' und welkem Angesichte,
Wie aus dem Grab hervor: zu neuer Fröh-
lichkeit
Rief ihn der neue Tag, und fand ihn stets
bereit.
Er schwärmte Jahre fort: nun sieh den
Schatten schleichen,
Alt vor der Zeit, und sieh aus fauler Lunge
keichen

Nun ein Geripp, kein Mensch, von Schmerzen abgezehrt,
Gepeiniget von Reu und vor der Welt entehrt.

Das ist nicht wahres Glück, was wir so theuer büßen,
Was uns erniedriget, indem wir es genießen!

Wie thierisch ist ein Mensch, der, keiner Seele werth,
Nur solche Freuden kennt, die auch das Vieh begehrt!

Wie darf der träge Phax sich einer Seele rühmen,
Der ohne Neigungen, die einem Geist geziemen,
Ganz Körper, itzt berauscht am vollen Tisch verweilt,
Itzt von Lyäen wankt und zu Cytheren eilt?
Den halbverschlafnen Tag erträglich hinzubringen,
Kriecht Metius herum bei hundert schlechten Dingen,

Bei Karten und Geschwätz und Menschen,
die er haßt;
Und er und seine Zeit sind ewig ihm zur
Last.
Umsonst betäubt er sich durch Freuden, die
ermüden:
Die Seele, da er jauchzt, bleibt leer und
unzufrieden.

Der bloße Fresser mag von allen vielleicht der am wenigsten schlimme sein, was freilich kein sonderliches Lob ist, denn er kann seine Thierheit nicht verläugnen, Seele und Gefühl unterliegen der Materie. Man sagt von Leuten der Art, ihre Seele schwimme in Fett, und der Bauch sei ihr Gott. Der Fresser ist verächtlich, der Säufer schändlich, weil sich dieser, der nüchtern nicht selten Geist, oft viel Geist zeigt, durch die Folgen der Völlerei zu dem Thier erniedrigt, während jener, meist etwas stumpfen Geistes von Natur, in einem Menschenähnlichen Zustande bleibt. — Der Leckerhafte und der Schmecker su-

chen

chen immer nur Genußmittel auf, die den Gaumen ergötzen, woraus ein beständiges Gelüsten entsteht, das sie weichlich und dann üppig macht, wodurch sie auf den schlimmsten Weg gerathen. In ihrem ganzen Wesen verrathen Menschen dieser Art etwas Weibisches, das überall Annehmlichkeit verlangt. Da sie wenigstens einen großen Theil ihrer männlichen Energie verlieren; so sind sie in dieser Hinsicht mit den Lüstlingen verwandt, denen Gemächlichkeit und kitzelnder Reiz über alles geht. Die Thoren! Sie wollen kein unangenehmes Gefühl haben, und bedenken nicht, daß die weise Natur den Schmerz wohlthätig unserm Wesen zum Warner und Wecker beigesellte. Um den heilsamen Schmerz zu unterdrücken, taumeln sie von einer Ergötzung der Sinnlichkeit zu der andern, und sind bald Schwelger in jeder. Sie schweifen aus in der Geschlechtslust, — nicht selten auf die abscheulichste Weise, — und wenn die Erschütterung ihrer Organisation ihre Kraft lähmte, und das Mark ihres Lebens

aus-

aussog, suchen sie im Genusse feuriger berau-
schender Getränke Ersatz dafür, wodurch, es
kann nicht fehlen, Körper und Geist zugleich
zerstört werden. Wie wären sie also der
Männlichkeit fähig! Wie einer ädlen nützli-
chen Anwendung ihres Lebens! Sie werden
zugleich die elendesten Weichlinge, die ihr Le-
ben nur in einem erbärmlichen Müßiggange
verzehren können, der aber, nach dem Sprich-
wort, des Teufels Ruhebank für sie im eigent-
lichsten Sinne ist, denn, sobald sie allein sind,
plagt und martert sie die traurigste Langewei-
le, und Kurzweil, Kurzweil ist doch all ihr
Trachten! Was nun, da sie den Geist meist
verwahrloseten, beginnen? — Dies führt
uns zu der letzten Klasse dieser leidigen Sipp-
schaft, denn daß alle mit einander verwandt
sind, sieht man leicht, und es wird ein selt-
ner Fall sein, daß einer aus einer dieser Klas-
sen nicht auch zugleich in die andern gehörte.

Müssiggehen, — das ist eine große
Kunst jener Herren, die von dem divino far

nien-

niente (göttlichem Nichtsthun) gemeiniglich viel zu erzählen wissen, und man muß es ihnen lassen, daß sie mit Anstand müßig gehen, wodurch sie sich von dem groben Faullenzer, dem es genug ist, wenn er nur auf dem Sofa oder der Ofenbank schnarchen kann, unterscheiden. Dieser ist geradezu unthätig, sie aber zeigen Thätigkeit, (Müssig-Gänger) und suchen nur die lange Weile kurz zu machen. Nur um des Himmelswillen nicht mit Arbeit. Sie wissen sich zu helfen! Es giebt ein Analogon von Arbeit, das Thätigkeit zwar auch erfordert, aber eine leichte, die zugleich Genuß und Vergnügen bei sich führt, weil dabei die Neigungen erregt werden und ein beständiger Wechsel herrscht. Hieher gehören die körperliche Bewegung. Darum findet man Leute dieser Art auf allen Promenaden, Bällen, Lustparthieen u. s. w., weswegen man sie mit dem Namen der Pflastertreter belegt. Geistige Bewegung. Sie sind zu finden in Concerten, auf Kaffeehäusern, in Assambleen, Schauspielen, Opern

und

und beim Spieltisch, kurz, überall, wo sie Thätigkeit mit Reiz und Vergnügen vereinbaren können. Müßten sie ja einmal zu Hause bleiben; so wissen sie sich doch zu helfen, so lange es dem Bücherverleiher nicht an Romanen fehlt, in denen die Verfasser die Leser nicht bloß rühren, sondern kitzeln und packen. Unsere Lesewelt von verfeinertem Geschmack — sagt Kant — wird durch ephemerische Schriften immer im Appetit, selbst im Heißhunger zur Leserei (eine Art von Nichtsthun) erhalten, nicht um sich zu kultiviren, sondern um zu genießen; so, daß die Köpfe dabei immer leer bleiben und keine Uibersättigung zu besorgen ist; indem sie ihrem geschäftigen Müssiggange den Anstrich einer Arbeit geben, und sich in demselben einen würdigen Zeitaufwand vorspiegeln.

Dies sind die eleganten Müssiggänger, denn die gemeinen kommen nur an die Straßenecken, in Tabagien, Schenken und dergleichen weniger illustre Oerter und besuchen bloß Schmäuse,

se, Kirmsen u. s. w. Außer den Zeitungen aber lesen sie wohl auch Romane, und darin sind sich beide gleich, wie in ihren Verdiensten um die Stadtgeschichte.

Alle angegebenen Punkte, wodurch diese Leute ihre Langeweile verscheuchen, lassen sich in einem einzigen vereinigen, — Zeitvertreib. Fragt man nun noch, warum sie Tagediebe heißen? — Es ist wohl ein anderes, seinen Tag benutzen, und ein anderes ihn — vertreiben, vertreiben den unwiederbringlichen! Im Ganzen ist ihre Art zu vergnügen Abnutzung. „Sie — sagt Kant — macht uns des ferneren Genusses immer weniger fähig. Darum ist es eine Hauptmaxime, sich das Vergnügen so zuzumessen, daß man noch immer damit steigen kann; denn damit gesättigt zu sein, bewirkt denjenigen ekelnden Zustand, der dem verwöhnten Menschen das Leben selbst zur Last macht, und Weiber, unter dem Namen der Vapeurs, verzehrt. — Junger Mensch! gewinne die Art

beit lieb; verſage dir Vergnügen, nicht um ihnen zu entſagen, ſondern, ſo viel als möglich, immer nur im Proſpekt zu behalten. Stumpfe die Empfänglichkeit für dieſelbe nicht durch Genuß frühzeitig ab. Die Reife des Alters, welche die Entbehrung eines jeden phyſiſchen Genuſſes nie bedauern läßt, wird ſelbſt in dieſer Aufopferung dir ein Kapital von Zufriedenheit zuſichern, welches vom Zufall oder dem Naturgeſetz unabhängig iſt.“

Leute, wie wir ſie jetzt geſchildert haben, müſſen natürlich dieſes Kapitals, wie meiſt jedes andern, entbehren. Nur zu oft lehrt die Erfahrung, daß ſie am Ende ihres Weges nichts fanden, als Bettelſtab, Hoſpital, Verachtung der Menſchen und eine ſchreckliche Leere in ſich. — Sie mit ihrer Sucht nach Kurzweil, jetzt der peinvollſten Langeweile und dieſer Leere dahingegeben, was werden ſie nun beginnen? — Meiſt kommt hier der Entſchluß, dem kläglichen Leben ein Ende zu machen, der ſie aber auch oft bei äußerm Uiber-

fluß übermeistert. „Der üppige Mensch — bemerkt Kant — hat den Genuß aller Art versucht, und keiner ist für ihn mehr neu. In Paris sagte man vom Lord Mordauns: die Engländer erhenken sich, um sich die Zeit zu vertreiben. — Die in sich wahrgenommene Leere erregt ein Grauen und gleichsam das Vorgefühl eines langsamen Todes, der für peinlicher gehalten wird, als wenn das Schicksal den Lebensfaden schnell abreißt.“

---

## §. 94.

## Menschen von geistigen Gefühlen für das Wahre und Gute.

Geistige Gefühle kann natürlich Keiner haben, bei dem nicht Bildung des Geistes statt fände, denn nicht unsere physische Natur, sondern die Betrachtung der ädleren Menschheit in uns bringt sie hervor. Nur der also wird geistiger Gefühle fähig sein, der seine Mensch-

heit zu schätzen fähig ist und immer mehr strebt, dieser Würde würdig zu sein.

Menschheit, — Entledigung von der Herrschaft des Triebes, freies Handeln zu selbstgegebenem Zwecke mit Auswahl der Mittel, Gedankenkraft, Selbstthätigkeit, Selbstbestimmung, und, um dies alles zu befördern, eben dieser Bau des Körpers, eben diese Organisation: — hat je einer darüber nachgedacht, ohne herzliche Freude zu fühlen, ohne von Bewunderung seines Wesens innig durchdrungen zu werden? — Siehe da! Gefühl der Menschheit! — Frage jeden, in dessen Herzen sich dieses Gefühl regte, ob er je sich seliger fühle, als in solchen Augenblicken! Weit erhoben über das Thier, ja über die ganze Erde, und alles was sie trägt, fühlte er sich ein erhabneres Wesen!

Alle übrigen Gefühle, die sein Dasein beseligen, fließen aus dieser Quelle. Wenn er sich bei Betrachtung der Natur in erhabenes Staunen verliert, wenn er in dem Geschöpfe

den Schöpfer sieht, in dem ganzen Erdkreise eine Bildungsanstalt für Wesen seiner Art, wenn er nach Wahrheit forscht und sie findet, wenn er die Wissenschaften untersucht, die Künste betrachtet, einen Blick auf die Sphäre seiner Thätigkeit wirft, deren Grenzen sich in unabsehlicher Ferne dem entzückten Auge verlieren, wenn ihm ein Unternehmen durch kluge Ausführung gelang; so liegt seinem beglückenden Gefühle in allen diesen Fällen das Gefühl seiner Menschheit zum Grunde. „Seht her, das hat der Mensch gethan!“ so ruft er in Begeisterung aus. Oder er denkt mit Klopstock:

— Wer bin ich?

Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Durch sich selbst, durch seine eigenen Bemühungen sein selbst vorgestecktes Ziel erreichen zu können, mithin das einzige Geschöpf der

Erbe zu sein, das sich Verdienst erwerben kann, dieser Gedanke ist es, der ihn leitet, und ihm den Genuß seines Lebens verschafft. Darum schöpft er nicht bloß aus seinem Nachdenken, sondern auch aus seinem Fleiße, aus seiner Arbeit Freude. „Vergnügen, das man selbst erwirbt, — sagt Kant — wird gedoppelt gefühlt; einmal als Gewinn, und dann noch obenein als Verdienst (die innere Zurechnung selbst Urheber desselben zu sein).“ — Dies giebt ein frohes stolzes Bewußtsein, und eine eigne Heiterkeit des Geistes, ruhiges, aber süßes Gefühl seiner Selbst. Hat der sinnliche Mensch am Ende seines Lebens nichts als Leere der Empfindung und den Vorwurf eines verschleuderten Lebens; so erhebt sich dieser hingegen ruhig lächelnd, um mit heiterm Blicke auf ein Leben zurückzublicken, das er durch seine Wirksamkeit verdoppelte. — Welchen nennst du den Glücklichen?

Die Ruhe nach der Arbeit genießt auch nur er. — Das Vergnügen, welches

ihm

ihm dann durch die Sinne zufließt, gewinnt an Süßigkeit. — Ihn erquickt Erholung, indeß der Wüstling der Zerstreuung bedarf.

„Sich erholen — sagt Fried. Delbrück — heißt nichts anders, als seine Denkkraft oder Theilnehmung von dem bestimmten Gegenstande der Aufmerksamkeit, welchen der innere oder äußere Beruf anweiset, durch eine beliebige Thätigkeit ablenken, in der Absicht, daß der Seele neue Kräfte gegeben werden: Erholung, derjenige behagliche Zustand, worein wir durch ein freies Spiel der Gedanken, und durch einen ruhigen Gang der Empfindungen in dem Maaße versetzt werden, daß wir zum innigen Bewußtsein unserer Selbst gelangen. — Zur Zerstreuung nehmen wir unsere Zuflucht, wenn der Geist von seinen Beschäftigungen, und das Herz von beunruhigenden Leidenschaften mit Gewalt losgerissen, oder der Trieb zur Beschäftigung gegen Unthätigkeit und Langeweile geschützt sein will. Sie ist daher eine Art der

Flucht

Flucht vor uns selbst, ein unstätes Umherirren im weiten wüsten Gebiete der Dinge um uns her, wo Alles und Nichts uns beschäftigen soll, und selten Etwas uns festhält, Alles Ruhe verheißt, und selten Ruhe gewährt. Erholung aber ist eine Art der Rückkehr zu uns selbst; ein bedächtiges Umherwandeln in den Gefilden der Unterhaltung mit uns selbst oder andern; im reichen Gebiete der Dinge außer uns, wo Nichts und Alles uns befriedigt, Alles Ruhe verheißt, und immer Ruhe gewährt. Wer Zerstreuung sucht, will sich selbst fremd werden, und aus den Augen verlieren; kurz unter den Eindrücken betäubender Gegenstände seiner selbst vergessen; wer Erholung sucht, will sich selbst wiederum bekannter werden, und genauer ins Auge fassen; kurz seiner selbst ungestörter gedenken und genießen."

Bisher war nur von intellektuellen Gefühlen die Rede: durch die moralischen erhalten die geistigen Gefühle an Werth noch einen bedeutenden Zusatz.

Bewußtsein des guten Willens — ja, das ist die reinste und schönste Quelle der ädeln Menschenfreuden! Aus ihr entspringen die beseligendsten Gefühle.

Zwar der Anzahl nach sind die moralischen Gefühle gering, aber die Wirkungen derselben sind die höchsten. Achtung und Verachtung, darauf lassen sich alle zurückführen.

„Achtung — sagt Kant — ist kein durch Einfluß empfangenes, sondern durch einen Vernunftbegriff selbstgewirktes Gefühl. Was ich unmittelbar als Gesetz für mich erkenne, erkenne ich mit Achtung. Das Bewußtsein der unmittelbaren Bestimmung des Willens durchs Gesetz, die Vorstellung von einem Werthe, der meiner Selbstliebe Abbruch thut, ist Achtung. Dem Gesetze sind wir unterworfen, ohne die Selbstliebe zu befragen; als von uns selbst auferlegt, ist es eine Folge unsers Willens.

Wie Keiner der geistigen Gefühle fähig ist, der nicht sein Denkvermögen geübt und ge-

bil-

bildet; so wird also auch keiner moralischer Gefühle fähig sein, der nicht seinen Willen gebildet, geläutert und gereinigt hat. Jenen lohnte das Gefühl der ädleren Menschheit, diesen das erhabenste aller Gefühle, das Gefühl der — Gottähnlichkeit.

Aedel sei der Mensch
Hülfreich und gut;
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den Unbekannten
Höheren Wesen,
Die wir ahnden!
Ihnen gleiche der Mensch;
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,

Thäten im Großen
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der ädle Mensch
Sei hülfreich und gut;
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte.
Sei uns ein Vorbild
Jener geahndeten Wesen.

Göthe.

Kann eine solche Ansicht seiner Selbst, seines Lebens und seiner Bestimmung, kann sie andere, als die erhabensten Gefühle einflößen? — „Zwei Dinge — sagt Kant — erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung, je öfter und anhaltender das Nachdenken sich damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.“ Es ist hier nicht der Ort, die Gründe von der Bewunderung des gestirnten Himmels einzeln zu entwickeln, nur einen kann ich hier nicht

über-

übergehen. Der Gedanke, einst dort zu sein, wo jene Sterne leuchten, er ist gewiß keiner von den letzten jener Gründe, denn ein Vorgefühl der Unsterblichkeit ergreift in der Ruhe der Nacht gewiß jede ädlere Menschenseele, die einen Blick in ihr inneres Heiligthum, und einen andern auf jenes Heiligthum der Gottheit wirft. Ungeneckt von niedern Begierden ergreift sie eine heilige Sehnsucht nach dem Unendlichen.

Sein selbst Gesetzgeber zu sein, seines Schicksals Bestimmer und Vollender, ein Verwandter der Gottheit, unsterblich wie sie, und in diesem Bewußtsein schon hier im Staube ein höheres Leben zu leben: — kann ein Mensch diesen Gesichtspunkt fassen, ohne von Selbstachtung durchdrungen zu werden? Kann er seine Nebenmenschen aus diesem Gesichtspunkte betrachten, ohne von Achtung für die Würde des Menschen durchdrungen zu werden?

Daß er dieses nicht könne, beweisen schon die andern Gefühle, die sich seiner, bei Betrach:

trachtung des Lebens Anderer und seines eigenen, bemeistern. Die Moralität Anderer regt bei ihm andere, dem Grade nach verschiedene, Gefühle auf, alle aber auf Achtung gegründet, denn, wie ich oben sagte, lassen sich alle moralische Gefühle hierauf zurückführen.

Achten in der gemeinen Bedeutung heißt: über den Werth einer Sache urtheilen, und so weit ist ein anderes Wort: Schätzen, mit ihm gleichbedeutend. Beide aber sind wieder verschieden, wie Eberhard selbst aus der Etymologie darthut. „Schätzen — sagt er — kommt her von Schatz, und Achten von Acht, Aufmerksamkeit. Bei dem Schätzer bezieht sich also ursprünglich das Urtheil von dem Werthe einer Sache oder Person auf den Nutzen, den sie für andere hat, bei dem Achten auf ihre innere Vollkommenheit, welche ein Bewegungsgrund ist, warum wir sie unserer Aufmerksamkeit würdigen.“

Diese kleine grammatische Bestimmung wird uns hier sehr brauchbar sein, wo wir se-

hen wollen, was im Innern unsers Mannes vorgeht, wenn er über den Werth Anderer urtheilt.

Alles unter den Maaßstab der Menschenwürde stellend, wie anders kann er, als den Unmoralischen verachten? Ist dieser Unmoralische ein Mann von großen Fähigkeiten, von vieler Brauchbarkeit oder sehr nützlich; so kann er ihn wohl schätzen, aber nicht achten. — Der Mensch von geringer Moralität wird von ihm gering geachtet, der Mensch, dessen Streben nach Moralität ernstlich und anhaltend ist, erregt in ihm das Gefühl der Hochachtung, welches er durch Ehrerbietung in seinem äußern Benehmen zu erkennen giebt, denn nur der hat wahre Ehre, der Achtung verdient. Er zieht wohl den Hut vor einem Purpur, der Schande bedeckt, aber huldigt nur im Geist und Herzen der Tugend, auch wenn sie Bettlerlumpen umhüllen. — Das Gefühl der Ehrfurcht ist dem wahrhaft moralischen Menschen fremd,

es beschleicht bloß den, der des moralischen Gefühles nicht gänzlich entblößt, aber sich der parties honteuses seiner Moralität bewußt ist, im Angesicht des wahrhaft Tugendhaften. Er ehrt ihn, weil er ihn achtet, denn er selbst ist nicht unmoralisch, aber er fürchtet zugleich, jener möge seine Blößen entdecken, und diese Furcht macht, daß er nicht verachtet werden kann, weil sich von ihm immer hoffen läßt. Der Tugendhafte behandelt ihn auch mit Schonung.

Bei Betrachtung seines eigenen Lebens wendet unser Mann denselben Maaßstab an. Sein Urtheil über die Güte seiner Handlungen, sein Gewissen, bestimmt in seinen eigenen Augen seinen Werth. Fällt das Urtheil des Gewissens wider ihn aus, — hat er Gewissensbisse; — so fühlt er Schaam und Reue, zwei unangenehme moralische Gefühle, die aber allein schon den Menschen über das Thier erheben würden. Er fühlt, der Hoheit seiner Natur, der Würde seiner

Mensch-

Menschheit unwürdig geworden zu sein, mißbilligt seine That, und wünscht, sie ungeschehen machen zu können. — Dies Gefühl seiner Erniedrigung ist peinlich, schwache Seelen unterliegen nicht selten einer unfruchtbaren Reue, für starke ist sie ein neuer Sporn, sich kräftiger wieder zu erheben. Man könnte auf sie anwenden, was Seneca sagt: Cedunt, ut illustrius resurgant.

Der Lohn eines untadelhaft verbrachten Lebens ist Seelenruhe, Selbstgefühl und Selbstgenuß.

„Wer es sich bewußt ist, daß er durch Ausbildung seiner Anlagen und Talente sich Kenntnisse, Einsichten und Geschicklichkeit mit Fleiß erworben hat, dabei zu jeder Anstrengung dergestalt sich aufgelegt fühlt, daß er auf sich selbst rechnen kann: der ist von Selbstgefühl durchdrungen. — Wer sich dabei das Zeugniß geben darf, daß seine Berufstreue, sei es im spekulativen oder praktischen Leben, nicht bloß pflichtmäßig bewiesen ward, sondern

auch

auch aus Pflicht; und wer in dieser Ueberzeugung und dem daraus natürlich entstehenden Wohlgefallen an sich selbst, so wie in den Empfindungen, welche durch einen thätigen Geist in einem wohlwollenden Herzen erweckt werden, den hauptsächlichsten Lohn für seine Anstrengung und den Gehorsam gegen das moralische Gesetz findet: der erfährt an sich, was Selbstgenuß sei." (Delbrück.)

Nach allem bisher Gesagtem leuchtet ein, daß die geistigen Gefühle minder stark sind, als die sinnlichen, aber auch, daß sie anhaltender, dauerhafter sind. Sie sind unabhängig von Zeit, Ort und Umständen, stumpfen sich nicht durch sich selbst ab, sondern erhöhen und beleben sich immer mehr, beseligen unser Alter noch, und sind unsre Trösterinnen auf Krankenlager und Sterbebett. — Wer möchte den sinnlichen Rausch dieser bleibenden Zufriedenheit vorziehen?

Nur verstehe man hier nicht unrecht. „Zufriedenheit — sagt Kant — ist dem Menschen

unerreichbar, in moralischer (mit sich selbst, im Wohlverhalten zufrieden zu sein) und in pragmatischer Hinsicht (mit seinem Wohlbefinden, was er sich durch Geschicklichkeit und Klugheit zu verschaffen denkt). Die Natur hat den Schmerz zum Stachel der Thätigkeit in ihn gelegt, dem er nicht entgehen kann: um immer zum Bessern fortzuschreiten."

Das Gewahrnehmen des Fortschrittes aber zum immer Bessern, das Zeugniß, das man sich geben muß, dabei nicht lässig und träge gewesen zu sein, das Streben, immer weiter vorwärts zu kommen, giebt doch gewiß Ruhe der Seele, und die edle Unzufriedenheit, sich noch nicht genug gethan zu haben — die von der Unzufriedenheit des Thoren, der nicht weiß, was er will, der nur aus Langeweile von einem Zustand in den andern übergeht, gar sehr verschieden ist — verträgt sich sehr wohl mit einer ruhigen Ansicht des Lebens und der Welt, weil sie nicht ohne Beimischung von Hoffnung ist. — Zwar wird es den Mann von geisti-

gen

gen Gefühlen foltern, wenn es ihm nicht so schnell tagt, als er wünscht, wenn ihm Zweifel und Hindernisse aufstoßen, wenn er Irrthümer nicht ausrotten kann: den Mann von moralischen Gefühlen wird es foltern, wenn er zu sich sagen muß: „es fällt auf mich, wie ein Berg, wenn ich das zu allem Guten Richtungslose, zu allem Aedeln und Großen Bild, Zug und sinnlichen Anlaß Versagende in unsern Tagen, und das Reizende den Zug darin zu allem Niedrigen und Schlechten ansehe;“ allein kann er dann doch nicht mit Trost zu sich sagen: Wohl mir, ich thue das Meine? — Und wenn er das that, stets und redlich that; so kann und wird ihm auch die dem Menschen mögliche Zufriedenheit nicht entstehen. — Die Zufriedenheit des Weisen! — Seine nützliche Unzufriedenheit ist nicht mürrische Laune, nicht Unwille, nicht gekränkte Eigenliebe, er ist sich des Grundes derselben bewußt, wird darum bescheiden und Anspruchlos, und hält sich an die frohe Hofnung der Unsterblichkeit. Sein Trost und seine Ruhe kommt vom Himmel.

Hier grenzen die moralischen Gefühle mit den religiösen, und da lasse ich dich reden, ehrwürdiger Garve. Mit deinen eigenen Worten schildere ich in dir selbst diese ganze Klasse.

„Wer genießt eines schönen Tages, der glänzenden Sonne, der heitern Luft, des sanftwallenden Abendlichts, einer mit allen Schönheiten des Frühlings geschmückten Flur, wer genießt ihrer mehr, als der, welcher in allem diesem einen großen, über alles erhabenen, ihm zulächelnden, ihm Wohlsein zusagenden, Wohlsein von Zeit zu Zeit (als ein Unterpfand einer bessern Zukunft) verschaffenden Freund erblicket? Und wer fühlt nicht, wenn ihn die Natur in eine Rührung dieser Art versetzt, sich zu allem Guten gestärkter, zur Uibernehmung schwerer Pflichten aufgelegter, wer drückt nicht in denselben seine Mutter, seinen Freund zärtlicher ans Herz? Wer denkt nicht alsdann an die Beschwerden des Lebens, an die Beleidigungen, die ihm von seinen Nebenmenschen widerfah-

fahren, an den Druck, den er von Höhern leidet, mit mehr Gelassenheit? Und ist dies nicht die Fassung der Seele, die sich der Vollkommenheit nähert, die zur Ausübung der Tugend vorbereitet? Und war diese nicht eine Folge der lebhaft gewordenen Idee von Gott?

„Diese Stimmung der Seele ist, wenn man sie genauer zergliedert, Gemüthsruhe und Liebe, Zufriedenheit mit unsern Schicksalen und den Menschen. Wer gelangt aber wohl je zu einem oder zu dem andern, welcher nie über die Menschen, über die Dinge, die unmittelbar auf ihn wirken, und unausbleiblich oft ihm zuwider wirken, hinausgesehen hat? Unmöglich kann er, wenn er in dem Kreise kleiner Geschäfte und dem Aufsuchen kleiner Vortheile umhergetrieben wird, von Bekümmerniß, Verdruß, und also von Haß und Widerwillen frei sein. Nur wenn er sich über seine gewohnte Lage erhebt, ist es ihm möglich, die Anfälle, gleichsam das beständi-

ge Necken kleiner, fehlgeschlagener Wünsche, versagter Ansprüche, hintertriebener Entwürfe zu ertragen. Und wie will er sich über diesen Kreislauf der Kleinigkeiten hinwegsetzen, wenn er außer demselben nichts, als eine bloße Leere findet? Woran, wenn weder Gott noch Zukunft ist, kann sein Geist sich halten, womit soll er sich beschäftigen?

„Es ist in der Erfahrung gegründet, daß diejenigen Menschen, deren natürliche Anlage am meisten aufs Moralische gehet, die, welche zu Empfindungen oder Betrachtungen dieser Art am meisten aufgelegt sind, auch zugleich Hang zu religiösen Betrachtungen haben. Es ist einerlei Disposition der Seele, welche sie zur Aufmerksamkeit auf sich selbst, und auf die moralische Güte ihrer Handlungen, und die, welche sie zu dem Gedanken an Gott führt. — Liebe zur Tugend und das Verlangen nach Gott wachsen in demselben Boden und aus demselben Saamen hervor. Ihre Trennung ist etwas Unnatürliches und Seltenes.

„Wenn

„Wenn der Gedanke in meiner Seele lebhaft wird, daß es ein Wesen gebe, unendlich besser als ich, unendlich verständiger, und doch meiner Art, dann scheine ich mir auf einmal sowohl glücklicher als größer, mein Schicksal scheint sich aufzuklären, und meine Vollkommenheit sich zu erhöhen. Es ist, als wenn meine Schwachheit eine Stütze, meine Unwissenheit einen Rathgeber bekäme. Wenn ich ihn auch nicht sehe, wenn er sich auch nie von mir hören läßt: aber er ist da; — grosser herzerhebender Gedanke!“

Die Wirkungen des Gefühls der Andacht, einer von aller Zerstreuung freien Richtung des Geistes zu Gott, werden jedem hieraus leicht erklärlich sein. — Friede Gottes.

---

## §. 95.

## Unterschiede durch ästhetische Gefühle.

Es ist zum Sprichwort geworden, daß sich über den Geschmack nicht streiten lasse; denn

das

das Gefühl des Schönen und Nichtschönen hänge lediglich von der Beschaffenheit des fühlenden Subjektes ab. An diesem Sprichwort aber ist wenig Wahres, denn es ist aus Verwirrung der Begriffe entstanden. Man hat die ästhetischen Gefühle, welche nicht von einem Vermögen des Menschen ausschließlich, sondern von allen insgesamt verursacht werden, bald mit diesem, bald mit jenem verwechselt und vermischt, weil sie einigermaßen damit zusammenhiengen. Man gieng also nach dem Scheine, woraus natürlich ein falsches Urtheil entstehen mußte, wie wir an einigen Beispielen sehen werden.

Dem großen ungebildeten Haufen behagen Spektakelstücke, Stücke, welche Kitzelähnlich bloß das Zwerchfell erschüttern, oder wollüstige Ausleerungen des Thränensackes bewirken, dem Manne von Geschmack hergegen mißfallen sie. So ausgemacht dieses ist, so wenig beweist es, weil man sehr füglich jenem Haufen das, was allein Geschmack heißt, geradezu

abſprechen kann, denn wem alles gut ge-
nug iſt, trifft keine Auswahl, und Heiß-
hunger iſt nicht Geſchmack. Will man aber
ja dieſen Namen mißbrauchen; ſo wird man
doch nicht läugnen können, daß hier ein ſehr
materieller, ſinnlicher Geſchmack herr-
ſche, der, iſt er gröber, auf Kitzel und Reitz,
iſt er feiner, auf das Weiche, Schmelzende
und Rührende, immer aber auf das Ange-
nehme geht. Die daraus entſpringenden
Gefühle gehören daher ſämtlich zu den ſinn-
lichen, von welchen hier keine Rede ſein
kann. Da bei Menſchen dieſes Geſchmacks
und dieſer Gefühle keine ſonderliche Verſtan-
desbildung geſucht werden kann; ſo iſt ihr
Geiſt auf die gemeinſte Beſchäftigung des
Verſtandes, das Neue, eingeſchränkt, wobei
ſie ohne Anſtrengung aus einem Zuſtande in
den andern übergehen, und mit dem Gewohn-
ten, zur Verhütung der Langenweile, wech-
ſeln. Deshalb ſind ſie Neugierige (nicht Wiß-
begierige), und um doch von dem Geſehenen
und Gehörten auch zu reden, Zwiſchenträger,

Klätscher u. s. w. — Mit Dichtern, die sich auf den Beifall des großen Haufens berufen, steht es daher mißlich, sie stellen sich mit Seiltänzern, Bereitern, Taschenspielern in eine Klasse als — Zeitvertreiber. Nicht selten erniedrigen sie sich schändlicher Weise, um diesem Geschmacke zu huldigen, zum Schlüpfrigen, zu Possen und Zoten.

Eben so wenig als Leuten dieser Art kann man jenen Geschmack und ästhetische Gefühle zuschreiben, bei denen das Schöne nur den Verstand beschäftigt, (die also nur kontemplative Gefühle haben) z. B. einem Naturforscher, der in der schönsten Gegend nur an Linne's System denkt, einem Kritiker, der bei den Ergüssen des poetischen Genius sich immer nur nach der Grammatik umsieht, oder jenem Bauer, der bei Aufführung des Messias von Händel die Striche des ersten Violinisten zählte. Nicht minder jenen, die in Werken der schönen Kunst nur die moralische Tendenz wissen wollen und schätzen können.

(Mor.

(Mor. Gef.) Wenn die ersteren mehr Befriedigung finden bei Vidas Poetik, als bei Wallenstein, und die letztern mehr von Ifflands Vaterhaus angezogen werden, als von dem Torquato Tasso; so beweißt dieses nicht, daß sich über den Geschmack nicht reden, noch weniger daß sich keine Regeln für ihn geben lassen, sondern bloß, daß jene Leute, die übrigens sehr brave Leute sein können, eigentlich ästhetischer Gefühle unfähig sind, und Geschmack gar nicht haben.

Nach dieser Sonderung alles dessen, was nicht zu den ästhetischen Gefühlen und dem Geschmacke gehört, wird sich nun besser über das wahre Wesen derselben sprechen lassen.

Nur der nicht von der Natur und nicht von sich selbst verwahrlosete Mensch, nur der Mensch, dessen sämtliche Vermögen gleichmäßig und harmonisch ausgebildet sind, der also allseitige Bildung hat, ist ästhetischer Gefühle fähig, er nur hat Geschmack.

„Je weiter — sagt Ferd. Delbrück — der Mensch in der Ausbildung seines Kopfes und Herzens, seines Verstandes und Charakters fortschreitet; je zahlreicher und mannigfaltiger die Empfindungen und Begriffe sind, die er durch Erfahrung und Unterricht einsammelt; je inniger seine Theilnahme wird, an dem Schicksale und der Bestimmung des Menschen überhaupt, und derer insonderheit, mit denen er lebt; je mehr er selbst gethan und gelitten; mit Einem Worte, je mehr er von der ihn umgebenden Welt in sich aufgenommen hat, und je stärker er das Bedürfniß fühlt, es wieder auszuprägen in Worten und Thaten: desto werther, ja desto heiliger möcht' ich sagen, muß er Dichter halten, welche ihn in den Stand setzen, des Besten, was er gedacht und empfunden, dadurch froh zu werden, daß sie die Einbildungskraft bei ihm herrschend machen."

Man sieht hieraus, von welcher Art und Wirksamkeit die ästhetischen Gefühle sein müssen.

sen. Verwandt mit den sinnlichen, weil ihnen Anschauung und Empfindung zum Grunde liegt (s. S. 154), haben sie einen Theil von der Stärke derselben, ohne sich in schwelgerischem Genusse selbst zu verzehren, denn sie werden feiner, geläuterter, reiner durch ihre Verwandschaft mit dem geistigen, wodurch sich der Mensch höher, größer und ädler fühlt. Bei dieser geistigen Verwandschaft aber mangelt ihnen die Anstrengung, durch welche jene erst in uns entstehen, die aber hier als längst überwunden vorausgesetzt wird, und die Einbildungskraft setzt ihr erfreuliches Spiel in liebliche Thätigkeit. So wirken bei dieser Art von Gefühlen alle Kräfte des Menschen gefällig in einander, der Mensch in diesem Zustande genießt mit Einem sein ganzes Wesen. Daher die Eigennutzlosigkeit dieser Gefühle (§. 45); der Mensch zieht sich in sich zurück, trägt seine Welt in sich, und bildet sie aus sich heraus.

„Der Zustand einer Seele — sagt Delbrück — welche ohne Anstrengung wirkt und

ohne

ohne Trägheit ruht, welche zu eben der Zeit, wo sie arbeitet, eine Welt voll lebendiger mannichfaltiger Erscheinungen zu schaffen, bis auf den Grad erleuchtet ist, daß sie den innerlichen Zusammenhang aller dieser Erscheinungen klar durchschaut, der Zustand einer Seele, deren ädelste Kräfte zu einer harmonischen Thätigkeit gespannet sind und sich vereinigen, ihr ein helles Anschauen ihrer selbst zu geben, und sie des Besten, was sie gedacht und gewollt, der würdigsten Wahrheiten, die sie erkannt, der ädelsten Gesinnungen, die sie bei sich genährt, bewußt zu machen, ist gewiß der Zustand einer glücklichen Seele."

Erhaben über das Gemeine sinken Menschen dieser Art nicht in das Rohe und Niedrige, fallen sie nicht in das Platte und Ekelhafte. Ihr Aeußeres zeigt Anstand und oft Würde, ihre Sitten sind fein, ihr Betragen voll Anmuth (Grazie). In ihrem Innern herrscht ein stiller Friede, darum leben sie gern in ihrem Innern: und daraus läßt sich leicht

erklä-

erklären, warum sie in Ansehung äußerer Umstände und äußerer Umgebungen sorgloser sind, als Erwerbsmenschen, die immer nur außer sich suchen, weil sie nichts in sich finden. Diese verlassen nie die Sphäre des Wirklichen, jene befinden sich in einer idealischen Welt, ihrer Schöpfung. Der gemeine Mensch verkennt sie, und schmäht sie als Träumer, weil er den außer sich wähnt, der sich nur in seine geschlossene heilige Welt gern und freudig zurückzieht. — Doch, warum laß' ich einen solchen nicht selbst seinen seligen Zustand schildern? Ich irre mich ganz, oder Göthe nahm die Züge zu folgender Schilderung Tasso's aus seiner eignen Brust.

Ich halte diesen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Busen
wechselt.
Wenn ich nicht denken und nicht dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du den Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.

Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten, und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
O, geb' ein guter Gott uns auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerthen
Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten.

Wahre Künstler aller Art sind Menschen von solchen Gefühlen. Der Mann von Geschmack und das ächt weibliche Weib theilen sie mit ihnen. Oft läßt sich der Mann von Geschmack von diesen Gefühlen täuschen, als ob er selbst Künstler sei; allein hiezu ist bloße Empfänglichkeit nicht genug, sondern es wird Genie erfordert, „schöpferische Ruhe, und der große geduldige Sinn, es in den verschwiegenen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugießen, was in der Seele glühte," wie Schiller sich ausdrückt. Junge Leute von ästhetischen Gefühlen, die sich zu Künstlern geboren wähnten, ermatten daher bald,

bald, während das Genie alle Schwierigkeiten standhaft besiegt, und dies ist daher die Probe, woran man den bloßen Mann von Geschmack und ästhetischen Gefühlen vom Genie unterscheiden kann. (Vergl. Einbildungskraft.)

So viel von den ästhetischen Gefühlen überhaupt, und dem, was in ihnen gemeinschaftlich ist. Nun noch einiges von den Verschiedenheiten derselben.

„Zwei Genien — sagt Schiller — sind es, die uns die Natur zu Begleitern durch das Leben gab. Der Eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln, und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet, über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen.

Aber

Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindlichte Tiefe. In dem ersten dieser Genien erkennet man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen."

In diese beiden Arten, für das Schöne und für das Erhabene theilt man gewöhnlich die ästhetischen Gefühle ein. Irr' ich nicht; so muß man zwischen beide noch ein Gefühl für das Große setzen, und ich würde nun sagen: Menschen von ästhetischen Gefühlen bei sehr reger Empfindsamkeit haben besonders Gefühl für das Schöne, bei denen aber der Verstand einen Vorsprung hat, für das Große, und wo die Vernunft vorherrscht (Ideen, Moralität) für das Erhabene.

Gefühl des Schönen erregt reines Wohlgefallen, (Göthe), Gefühl des Großen stimmt zum Ernste (Lucrez, Haller), Gefühl des Erhabenen zum Feierlichen (Schiller, Klopstock).

Jetzt

Jetzt wollen wir vor allen Dingen diese drei Arten der ästhetischen Gefühle näher in Augenschein nehmen.

Reines Wohlgefallen, bei welchem man sein menschliches Dasein (Humanität) wahrhaft froh fühlt, erregt alles Schöne, nur ist dieses Gefühl, je nach der Beschaffenheit des Schönen selbst, verschieden modificirt. Wir können ein Schönes höherer Art, das Idealschöne, von dem Schönen niederer Art unterscheiden, welches letztere dem Reizenden näher verwandt ist. Nach der Analogie der griechischen Kunstwerke möchte ich jenes Schönheit in Ruhe, dieses Schönheit in Bewegung nennen.

Von jener zuerst. — Das Idealschöne liegt jenseits der Wirklichkeit in einer heiligen Welt voll stillen Friedens und ruhigen Lebens. Es erschüttert das Herz nicht, sondern bewegt es sanft, wie ein stiller Abendwind den klaren See; es reißt uns nicht zu Begierden nach verschiedenen Richtungen hin, sondern giebt

uns in uns selbst stillen Genuß und gewährt ein frohes Daheimsein bei sich selber; alles Stechende, was die Neugier hat, alles, was nur durch Reiz und Rührung auf die Sinnen wirkt, ist dieser Welt fremd, worin nur Gesetze der geistigen Stetigkeit herrschen und alles in gleichmäßigem Fortschritt seine Bahn vollendet. Eine solche Welt ist es, worein uns Homer versetzt, und die wir in den griechischen Tragikern wieder erkennen. „Die Wahrheit und Weisheit — sagt Herder — mit der Homer alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feste Umriß jedes seiner Züge in jeder Person seiner unsterblichen Gemälde, die unangestrengte sanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, alle Charaktere sieht, und ihre Laster und Tugenden, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählt: sie sinds, die in der Geschichte der Menschen den Homer zum Einzigen seiner Art machen.“

Unter den Neuern gesteh' ich, nur Einen zu kennen, auf dem der Geist Homers und der

Tra-

Tragiker völlig ruht, — Göthe *). Eben deshalb aber wird er nicht der Dichter des grossen Haufens werden, denn nur Seelen von hoher Bildung finden sich in solcher Welt heimisch und froh, während andere lieber in den Dünsten des Thales, als im reinen Aether athmen mögen. Auch Homer kann seiner Natur nach nur der Liebling weniger Auserwählten sein.

Die Stimmung der Seele bei der Hervorbringung und dem Genusse dieses Schönen nennt Schlegel Gemüthlichkeit. Hierunter denk' ich mir Freisein von erschütternden Bewegungen des Gemüths, inniges Begierdeloses Wohlgefühl, Klarheit des Bewußtseins seines Zustandes bei dem reinen Genusse. Man sieht hieraus, wie eine Seele



*) Hiemit ist aber nicht gesagt, daß sich in den Werken unsers Klopstock, Wieland, Schiller, Voß kein griechischer Genius rege, sondern bloß, daß bei ihnen das Moderne mit dem Antiken gemischter ist. Anm.

beschaffen sein müsse, die dieses Gefühls fähig sein soll. Geschmack dieser Art ist unstreitig der reinste. Er nur kann bei dem Apoll von Bellvedere, der Venus von Medizis, Raphaels ädlen Gestalten, er überhaupt nur die Hoheit in der Einfachheit der Griechen fühlen.

Von der Schönheit in der Bewegung, die mit der Wirklichkeit näher zusammenhängt, und eben deshalb von weit mehreren erreicht und gefühlt wird, möchte ich zwei Unterarten bestimmen, eine, die näher mit dem Reiz, eine andere, die näher mit der Rührung verwandt ist. Unter Reiz verstehe ich Erregung unmittelbar angenehmer Empfindungen, und unter Rührung Erregung mittelbar angenehmer Empfindungen. Was unmittelbar angenehme Empfindungen erregt, bewirkt jene Art des Frohseins, die sich durch den Ausdruck des Lächelns im Gesicht ankündigt; bei mittelbar erregten angenehmen Empfindungen hergegen herrscht auf dem Gesicht ein Gemisch von Froh- und Traurigsein, denn die Seele preßt gleichsam Wonne

ne aus dem Schmerze. Wenden wir dieses Körperliche auf das Geistige an; so erhalten wir hier eine doppelte Schönheit, eine reizende, die sich durch Lachen und Freude ankündigt, und eine rührende (nicht klagende) mit dem Ausdruck sanften Schmerzes. Das Gefühl für jene wird auf Geschmack an dem Lachenden, Fröhlichen, das Gefühl für diese auf Geschmack an dem Elegischen oder Sentimentalen deuten, und dieser jedesmalige Geschmack jene Gefühle verrathen.

Man sollte wohl kaum glauben, daß es eine Kunst zu lachen gebe, und doch ist nichts wahrer. Freilich von physischen Ursachen gereitzt zu lachen, das ist keine Kunst, allein das Lachen, welches hier gemeint ist, hängt von Vorstellungen und Urtheilen ab, und wenn diese nicht mitwirkten; so könnten diese Lachen erregenden Gefühle nicht zu den ästhetischen gehören. Wiefern sie zu diesen gehören, setzen sie nächst der Einbildungskraft geistige und sittliche Bildung voraus. Wem

diese völlig mangelte, der würde auch nicht lachen können, weil er bei allem in träger Gleichgültigkeit verharrte. Bei den andern wird das, worüber sie lachen, und die Art, wie sie lachen, den Grad jener Bildung verrathen.

Die feinste Art, mit welcher sich das erfreuliche Gefühl im Gesicht mahlt, ist unstreitig das Lächeln. Dieses wird nur von einem solchen ästhetischen Gefühle bewirkt, das mit dem Gefühl für das Idealschöne äußerst nahe verwandt ist. Seelenvolles Leben und alles, was ein solches ausdrückt, ist die Ursache des Lächelns. Die Natürlichkeit (Befreiung von allen Rücksichten der Konvenienz) an den Personen in Geßners Unschuldswelt; die Naivetät (unbesorgte Offenbarung der unschuldigen Gedanken und Gefühle, welche die Konvenienz verbirgt) von Kindern und jungen Leuten, die sich zu fühlen anfangen; die Schalkhaftigkeit, Munterkeit, süße Neckerei, der unschädliche Muthwille, welche die Personen

mehrer Vossischen Idyllen verrathen; die frohe Laune (Stimmung, alles von einer guten Seite zu nehmen) bei Anton Wall, in Engels Lorenz Stark; Gewandheit, Schlauigkeit, artiger Scherz, munterer nicht beleidigender Witz, feiner unschädlicher Spott, Ironie, leichte Horazische Satyre: alle diese Eigenschaften, über die eine Art Liebreiz ausgegossen ist, d. h. die uns sie liebzugewinnen fast nöthigen, bewirken ein Lächeln, da sie alle unsre Vermögen in das lieblichste Spiel setzen. Aber freilich bewirken sie es nicht bei allen, sondern nur wo Empfänglichkeit für sie ist. Nur gebildete, zartere Seelen sind dieses Genusses fähig. Der nur weiß zu lächeln, der die Grazien kennt, die Göttinnen der fittlichen Anmuth. Was sie sind und wirken, kann hier nicht ausführlich dargethan werden, ich verweise deshalb auf den Liebling und Sänger der Grazien, Wieland.

Je unschuldiger, reiner und zarter eine Seele ist, um so mehr wird dieser Geschmack bei ihr herrschen. Die Stimmung der Seele bei solchen Gefühlen ist Heiterkeit, welche nur aus einem Wohlgefallen an unschuldigen Vorstellungen, die die Einbildungskraft verschönerte, entspringt, und jenes anmuthige Lächeln ist in so fern ein Verdienst, als es auf ein gebildetes Herz schließen läßt, worin sich Reinheit und Wohlwollen vereinigen. Personen dieser Art bemächtigen sich daher leicht unsers Zutrauens und unserer Freundschaft, denn sie sind liebenswürdig. Frauen mit diesem Ausdruck der Seele im Gesicht, nennt man Holdselige, Huldinnen:

Auf ihre Wiege streuten die Grazien
Die Blüthenknospen süßer, verschämter
Huld.

Anmuthig, holdselig, liebenswürdig ist nur die Unschuld, reizend und anziehend kann auch die Buhlerin sein.

Von dem Lächeln der Grazie kommen wir zu dem Lachen der Fröhlichkeit, und dem Gelächter, welches auf Geschmack an dem Lächerlichen schließen läßt. Fröhliche Menschen suchen gern alles auf, was Lachen erregen kann. — Was aber ist das?

„Der Gegenstand der angenehmen Empfindung — sagt Heydenreich — die das Lächerliche bewirkt, ist allezeit etwas Widersinniges, Zweck- und Verhältnißwidriges, welches wir an einer Person bemerken, und als eine mittelbare oder unmittelbare Wirkung ihrer Freiheit betrachten. Ursprünglich findet sich also das Lächerliche nur am Menschen, aber auch bei diesem lacht man nicht über Eigenthümlichkeiten, welche er durch die Natur bekam, wenn man sie nicht durch eine Täuschung als frei erworben denkt. Bleibende Charakterzüge, Angewohnheiten, erworbene Gesichtsmienen, Arten des Tragens des Körpers und des Ganges erscheinen uns nur lächerlich, wiefern sie mittelbar durch die

Frei-

Freiheit da sind. Das Lächerliche wird demnach, als Produkt der Freiheit, demjenigen, an dem es sich findet, zugerechnet."

Schon hieraus ergiebt sich unter Menschen von dieser Art ästhetischer Gefühle, und denen der vorigen Arten, ein bedeutender Unterschied. Wenn jenen Stille und Ruhe zusagt, wenn sie die Einsamkeit lieben und suchen, weil sie theils nur sich zum Gesellschafter brauchen, theils auch Befriedigung bei der Natur finden; so ist Gesellschaft hergegen das ausschließliche Element von diesen, denn nur hier können sie Lachen erregen und selbst lachen, weil hier nur die Sphäre des Lächerlichen ist.

Wir unterscheiden aber ein Lächerliches in der Gesinnung und in der Handlung. Wiefern sich das Lächerliche in Handlungen zeigt, oder sich das Lächerliche in den Gesinnungen sinnlich ausdrückt, also in Handlung übergeht, heißt es Komisch. Da man nun diesen Ausdruck zur Bezeichnung einer besondern Art von Kunstwerken, der Komödie

oder des Lustspiels, gebraucht hat; so können wir, um die Unterschiede der ästhetischen Gefühle für die zweite Art des reizenden Schönen aufzufinden, uns hier einer Eintheilung der Aesthetiker bedienen, die das Komische in das Edel- und Niedrig-Komische eingetheilt haben.

Wie das Anmuthige mit dem eigentlich Schönen, so ist das Edelkomische sehr nahe mit dem Anmuthigen verwandt. Das Wahrnehmen von Ungereimtheiten an Personen, wodurch sie Andern nicht schaden, und wobei sie sich selbst glücklich fühlen, ist die Quelle des Edelkomischen. Wenn wir uns dabei nicht enthalten können, unwillkührlich zu lachen; so mag sich wohl etwas Eigenliebe mit in das Spiel mischen. Man macht sich selbst, während man über die Ungereimtheit des Andern urtheilt, ein Kompliment über die eigne größere Vernünftigkeit, und gefällt durch den andern sich selbst desto besser. Wer sich aber auf keine Weise ein solches Kompliment machen

kann

kann und darf, für den ist auch diese Art des Komischen nicht vorhanden, denn es setzt Bildung des Verstandes und feineres sittliches Gefühl voraus. „Mir scheint — sagt Heydenreich — das angenehme Selbstgefühl desjenigen, der das Komische empfindet, beruhe darauf, daß er sich im Gegensatze gegen den Thoren, den er belacht, Selbstständigkeit, feine Beurtheilung und die Gabe, seinen Mitmenschen zu durchdringen, zueignet. Der Thor erscheint ihm schwach, indem er sich von einem sehr unwichtigen Interesse zu einem ungereimten Plane verleiten läßt; er erscheint ihm stumpf von Seiten seiner Beurtheilung, weil sein Plan so ungereimt ist; er erscheint ihm endlich begrenzt und kurzsichtig, weil er entweder sein Lächerliches selbst gar nicht bemerkt, oder sich einbildet, Andre bemerken es nicht. — Dieses Selbstgefühl stimmt ihn zu einem gewissen unschuldigen Uibermuthe, welcher das Hauptingredienz der angenehmen Empfindung des Lächerlichen

lichen ist. Nur zu leicht geht dieser Uibermuth in Muthwillen über; und dann trifft den lächerlichen Thoren das Schicksal, welches wir mit der Benennung, einen zum Narren haben, bezeichnen, wo man durch gröbere oder feinere Kunstgriffe und Wendungen die Thorheit eines Menschen hervorlockt, bestärkt und unterstützt, daß er sich ganz in ihr verliert und uns dadurch eine immer steigende Lust bereitet."

Menschen — sagt derselbe feinsinnige Forscher — sind des Genusses des wahren Komischen um so mehr fähig, je weniger sie sich die Schwäche ihrer Natur und das Verführerische so vieler unschuldigen Menschlichkeiten verläugnen.

Menschen werden in dem Maaße für den Genuß des Komischen unempfänglicher, als sie sich, durch übermüthiges Selbstvertrauen geblendet, für unfähig zu aller Thorheit halten.

Menschen, welche alle Lust am Komischen durch einen sich immer gleich bleibenden Ernst ver-

verläugnen, werden gemeiniglich selbst lächerlich.

Bei gewissen Arten des Komischen wirkt der Kontrast ungemein viel zum Vergnügen. — Bei andern interessirt uns der Witz, welcher sich in den Handlungen der Thoren zeigt. — Bei noch andern wird unsere Erwartung im höchsten Grade gespannt, und löst sich zu unserer Beruhigung in Nichts auf. — Noch andere haben einen gewissen Anstrich von Naivetät. — Der Geschmack an allen diesen Arten setzt Bildung voraus. — Es giebt aber auch Menschen, deren Beschränkung und Einfalt so weit geht, daß sie alles Vernünftige, was über ihrem engen Horizont liegt, für höchst komisch halten. — . Leichtsinnige Personen, muthwillige Kinder, schäkerhafte Weiber finden alles lächerlich, und alles macht sie lachen.

Das niedere Komische ist dasjenige, welches zwar zum Lachen reizt durch den allgemei-

gemeinen Charakter alles Komischen, aber deshalb dem Menschen von Bildung zugleich Mißvergnügen verursacht, weil es mit groben, sinnlichen Lüsten und Begierden zusammenhängt, sich mit plumper Roheit bloß giebt, statt Ausdruck von Geist Beschränktheit und Stumpfheit des Verstandes verräth, und durch die Art, wie es sich sinnlich darstellt, das ästhetische Gefühl beleidigt. Nur das sogenannte höhere Komische ist ein würdiger Gegenstand der Lust des Menschen; der Sinn für selbiges wird mit der fortschreitenden Bildung mehr und mehr geschärft. Das niedere Komische ist unter den Menschen; sittliches Gefühl und Geschmack fordern von ihm, daß er alles Wohlgefallen daran unterdrücke, und sich endlich ganz unfähig mache, Vergnügen daran zu finden.

Jetzt wollen wir noch einige Arten des Komischen durchgehen.

Ich nenne das Possirliche, das Drollige, das Schnackische, Schnurrige, den Schwank und das Burleske.

Das

Das Possirliche — sagt Eberhard — ist zunächst das Lächerliche in dem Gebärdenspiele und in den Bewegungen. Da aber die Gebärden nur lächerlich sind, wenn das, welches sie macht, klein ist, da sie hingegen in dem Großen Widerwillen und Unlust erregen, so hat das Possirliche zugleich den Nebenbegriff des Kleinen. Die Kinder sind possirlich, wenn sie in ihren Spielen die ernsthaften und gravitätischen Gebärden, den Gang und die Bewegungen reichsstädtischer Magistratspersonen in ihrer Amtskleidung nachahmen.

Das Drollige ist, was den Schein einer leichten behenden Bewegung hat, und ist dem Witze verwandt, da es mit vieler Leichtigkeit verschiedenartige Dinge und Vorstellungen paart. — Ist diese Paarung unnatürlich, so entsteht das Barocke.

Das Schnackische ist alles in einem hohen Grade Lächerliche in menschlichen Handlungen. Schnurren und Schwänke sind Ganze von menschlichen Handlungen, die eine Art von

Kno-

Knoten und Entwickelung haben, und zwar sind die Schwänke darin von den Schnurren unterschieden, daß man dabei auf Kosten eines Dritten lacht. Wer den Kopf voll Schnurren hat, der weiß eine Menge lächerlicher Begebenheiten zu erzählen, wer ihn voll Schwänke hat, der kann viel listige Streiche ersinnen, wodurch er einen Dritten anführt, um ihn den Lachern Preiß zu geben.

Das Burleske besteht in der lächerlichen Darstellung des Großen und Wichtigen: durch Travestiren und Parodie. Geschmack am Travestiren verräth immer einen hohen Grad von Frivolität, die leichtsinnig auch das Heilige herabwürdigt, um Lachen zu erregen.

Der Sanguiniker wird am meisten Geschmack an dieser Art des Schönen finden, die wir die reitzende nannten: wer zur Melancholie neigt, wird mehr das rührende Schöne lieb gewinnen. Wir können Menschen von Gefühlen für dasselbe Sentimentale oder Empfindsame nennen.

„Die Empfindsamkeit — sagt Pockels — kann in eine feinere und eine gröbere eingetheilt werden, obgleich beide so in einander fließen, daß es dem Psychologen schwer werden würde, sie in Absicht ihrer Quellen und Ausbrüche genau von einander zu unterscheiden. Die feinere Empfindsamkeit wird vornehmlich bei zärtlichen und gebildeten Menschen angetroffen, die mit einer lebhaften Einbildungskraft begabt sind. Sie äußert sich am meisten in einem überspannten und enthusiastischen Gefühle für Freundschaft und Liebe, in einem sehr reizbaren Mitleiden mit den Schmerzen anderer, und selbst der Thiere, in starken und schwärmerischen Religionsempfindungen, und überhaupt in einer sehr empfindlichen Phantasie, die das Herz leicht zum Guten emporhebt, gemeiniglich ein Verlangen nach Stille und Einsamkeit unterhält, und uns für jedes kleine Uibel erfreulich fühlbar macht. Menschen dieser Art haben immer eine Menge Seelenleiden, oder glauben sie doch zu haben, welches meistens der Fall ist.“

Die

Die gröbere Empfindsamkeit neigt stark zur Sinnlichkeit, und daher kann hier keine Rede von ihr sein.

Das rührende Schöne oder das Elegische grenzt mit dem Tragischen, welches man gewöhnlich dem Komischen entgegensetzt. Wie dieses uns zu Scherz und Lachen, so stimmt jenes uns zu Ernst und Feierlichkeit. Das weichere Elegische mit seinen wohlthätigen Thränen würde ich zwischen beide in die Mitte setzen. Das sanfte Gefühl der Schwermuth in der Elegie eignet mehr dem Weibe, deren Lieblingsdichter darum auch Hölty, Matthisson und Salis sind, die Gefühle für das Große und Erhabene sind männlicher, denn sie fordern eine zwar für Mitgefühl empfängliche, aber dabei doch starke Seele. Eine nähere Ansicht der Beschaffenheit dieser Gefühle wird uns dies deutlich an den Tag legen.

Das Große und Erhabne ist dem Kleinen und Niedlichen entgegengesetzt. Mit dem letztern kann man spielen, jene gebieten Ernst

und Ehrfurcht. Auch ist schon die Miene des Menschen, beim Gefühle des Erhabenen, ernsthaft, bisweilen starr und erstaunt, da sich hergegen das Gefühl des Schönen durch glänzende Herrlichkeit in den Augen, durch Züge des Lächelns, und oft durch laute Lustigkeit ankündigt. Wie das Schöne Anmuth und Liebreiz, so zeichnet das Erhabne die Würde aus. Es muß daher selbst schon eine große und erhabne Seele sein, die an dem Großen und Erhabenen vorzüglichen Geschmack zeigt, denn sonst würde sie demselben unterliegen. Besonders der erhabene Gegenstand flößt Furcht ein, wer also dennoch Vergnügen an ihm finden soll, muß seiner mächtig bleiben, sich fassen, und über jene Furcht erheben können. — Wodurch? das werden wir gleich sehen. Die Gefühle des Großen und Erhabenen gehen alle auf das Uibersinnliche: Unendlichkeit, Natur, Kraft, Welt, Schicksal, Nothwendigkeit, Ewigkeit, Gottheit; das sind ihre Gegenstände.

„Das

„Das Gefühl des Erhabenen — sagt Schiller — ist eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohsein, das bis zum Entzücken steigen kann, und ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweißt unsere moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. — Wir ergötzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt; aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen.

chen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlsein und unser Dasein, denn das erinnert uns eben, daß sie über alle unsere Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Wille ist in der seinigen."

Die Wirkungen, welche solche Gefühle auf den Menschen haben, kann ich nicht besser schildern, als mit den Worten eines Mannes, der zum Repräsentanten dieser Klasse dienen kann — Schillers.

„Hinweg — sagt er — mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft, und um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlsein und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirne gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängniß. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muß

doch

doch endlich aufhören — nur in der Bekannt-
schaft mit denselben ist Heil für uns. Zu dies-
ser Bekanntschaft nun verhilft uns das furcht-
bar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden
und wieder erschaffenden, und wieder zerstö-
renden Veränderung — des bald langsam un-
tergrabenden, bald schnell überfallenden Ver-
derbens, verhelfen uns die pathetischen Ge-
mählde der mit dem Schicksal eingehenden
Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des
Glücks, der betrognen Sicherheit, der trium-
phirenden Ungerechtigkeit, welche die Geschich-
te in reichem Maas aufstellt, und die tragi-
sche Kunst nachahmend vor unsere Augen
bringt. Denn wo wäre derjenige, der bei
einer nicht ganz verwahrloseten moralischen,
Anlage, vor dem hartnäckigen und doch ver-
geblichen Kampf des Mithridat verweilen kann,
ohne dem ernsten Gesetz der Nothwendigkeit
mit einem Schauer zu huldigen, seinen Be-
gierden augenblicklich den Zügel anzuhalten,
und ergriffen von dieser ewigen Untreue alles
Sinnlichen nach dem Beharrlichen in seinem

Busen zu greifen? Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist also eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur, die sowohl wegen ihres Ursprungs aus dem selbstständigen Denk- und Willens-Vermögen unsere Achtung, als wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen die vollkommenste Entwickelung verdient. Das Schöne macht sich bloß verdient um den Menschen, das Erhabne um den reinen Dämon in ihm."

Nach dem jetzt Gesagten dürfte es nicht erst nöthig sein, über den Grund des Vergnügens solcher Seelen an tragischen Gegenständen noch etwas beizufügen, denn niemand wird jetzt wohl glauben, daß er in der Schadenfreude liege, wie bei Makbeths Hexen:

Lust an Unlust, das ist Lust,
Ha! das kitzelt uns die Brust;

oder in einer engen Selbstsucht, die bei Anderer Leiden sich der eigenen Sicherheit freut, und von welcher wohl schwerlich jemand den

Lucrez frei sprechen möchte, wenn er in der bekannten Stelle: (B. 2, 1.)

Suave, mari magno turbantibus aequora
ventis,
E terra magnum alterius spectare laborem:
Non quia vexari quemquam 'st jucunda
voluptas,

hinzufügt:

Sed, quibus ipse malis careas, quia cernere suave est.

Aber auch von dem Vergnügen, das aus bloßer Rührung entsteht, und wobei die Sinnlichkeit im Hintergrunde lauscht, ist das reine Wohlgefallen am Tragischen gar sehr zu unterscheiden, welches, wie wir gesehen haben, von höherer und ädlerer Natur ist. Mit Recht sagt Schiller: „Die schmelzenden Affekte, die bloß zärtlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des Angenehmen. Sie ergötzen bloß den Sinn durch Auflösung oder Erschlaffung, und beziehen sich bloß auf den äußern, nicht auf den innern Zustand des

Men-

Menschen. Viele unserer Romane und Trauerspiele, besonders der sogenannten Dramen und der beliebten Familiengemählde gehören in diese Klasse. Sie bewirken bloß wollüstige Erleichterung der Gefäße; aber der Geist geht leer aus, und die ädlere Kraft im Menschen wird ganz und gar nicht dadurch gestärkt.“ Dies ist darum gesagt, damit man sich nicht verleiten lasse, dem eine erhabene Seele zuzutrauen, der an solchen nicht rein ästhetischen Kunstwerken besondern Geschmack zeigt. Man wird sich wenig irren, wenn man auf Empfindsame dieser Art Göthe's Epigramm anwendet:

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie viel gehalten, es werden,
Kömmt die Gelegenheit, leicht lockre Gesellen daraus.

Dieses aber führt uns unmittelbar darauf, nun auch ein Wort

§. 96

## §. 96.

## Uiber Mischungen, besondre Stimmungen und Verstimmungen der Gefühle

zu sprechen.

Selten wird sich bei einem Menschen nur Eine Art des Gefühls ganz rein zeigen, ohne daß er mehr oder weniger auch für andere empfänglich wäre. Diese Mischungen des Gefühls aber lassen sich, wenn sie von Eigenthümlichkeiten der Individuen abhängen, (Idiosynkrasie) schwer bestimmen, können aber in der Beobachtung doch ohne allzugroße Mühe aufgefaßt werden. Am aufmerksamsten muß man auf die Mischungen der sinnlichen und geistigen Gefühle sein.

Gewöhnlich macht man den schönen Künsten den Vorwurf, daß sie der Sinnlichkeit Vorschub thäten, und ist nur zu geneigt, dem Künstler und Kunstliebhaber einen Hang zur Sinnlichkeit zuzuschreiben. Unerinnert sieht man gleich, dieser Vorwurf treffe nur das

Ge-

Gefühl für das Schöne, nicht für das Erhabene, aber dann läßt sich freilich nicht läugnen, daß etwas wahres an diesem Vorwurfe sei. Da bei dem Gefühl für das Schöne eine reizbare Empfindsamkeit, empfängliche Organisation, lebhaftes Temperament und rege Imagination vorausgesetzt werden muß; so ist freilich zu vermuthen, daß bei dem Menschen von lebhaftem Gefühl für das Schöne, auch die Sinnlichkeit lebhaft sein könne: allein dieser Vorwurf trifft kaum die schönen Künste, sondern mehr die angenehmen, und dann hat es ja mit den heiligsten aller Gefühle dieselbe Beschaffenheit. „Berauscht von den Empfindungen einer feurigen Religiosität — sagt Pockels — werfen sich mehrere indianische Andächtler, wenn sie ihre Tempel verlassen, in die Arme feiler Buhlerinnen, und glauben ihren Gottheiten kein herzlicheres Opfer bringen zu können, als wenn sie sich auf diese unanständige Art über ihr Dasein freuen. Die wollüstigen Ausschweifungen so mancher christlichen Schwärmer bei ihren religiösen Zusam-

sammenkünften sind eben so bekannt.“ Auch ist ja bekannt genug, daß viele schwärmerische Gefühle keinen andern Grund als die Sinnlichkeit (Geschlechtstrieb) haben, daß alle Wollüstlinge Andächtler, und aus — nicht selten Betschwestern werden. — Unter geistigen Gefühlen spielen die für das Rührende, Sentimentale und damit zusammenhängende Religiöse mit den sinnlichen oft unter der Decke. In katholischen Ländern findet sich dies häufiger, als in protestantischen.

Menschen, deren Gefühle und davon abhängige Stimmung häufig wechselt, wie das Wetter, nennt man wetterwendische, und wenn sie dadurch zu Mürrsinn verstimmt werden, launische. Sie sind gemeiniglich Quäler für sich und andere, eben weil sie keine Herrschaft über sich selbst haben, und nur vom Zufall abhängen. Freilich muß man zugeben, daß Stimmung und Verstimmung unserer Gefühle nicht immer in unserer Gewalt sei, da sie von äußern Gegenständen abhängen: als-

lein

lein ob im Ganzen mehr heiter oder trübe Stimmung herrsche, darnach wird der Mensch beurtheilt. Menschen der vorbesagten Art pflegen häufig zu sagen, sie wüßten nicht wie ihnen zu Muthe sei, wie ihnen geschehe. Der Grund ihrer Gefühle ist unbestimmt. — Man kann hier im Allgemeinen anwenden, was Fiesko sagt: Außendinge sind nur die Farbe des Geistes; wir selbst sind unser Himmel und unsere Hölle.

Andere besondere Stimmungen s. Affekten.

---

## §. 97.

## Verirrungen durch Gefühle, und besondere Modifikationen derselben.

„In der menschlichen Natur — sagt Kant — finden sich niemals rühmliche Eigenschaften, ohne daß zugleich Abartungen derselben durch unendliche Schattirungen bis zu äußersten Unvollkommenheiten übergehen sollten.“

Wir

Wir wollen die merkwürdigsten in Ansehung der Gefühle zu verzeichnen suchen.

### a) Kontemplative Gefühle.

Wer sich zu sehr in Meditationen verliert, daß er sie zu seinem Endzweck macht, und darüber Welt und Handeln vergißt, vergißt, daß Anwendung des Wissens mehr ist als leeres todtes Wissen an sich, den zieht dies Gefühl auf einen schlimmen Abweg. „Solche müßige Denker — sagt Reinhard — sind entweder feine Wollüstlinge, die zu ihrem Vergnügen bloß eine Vermehrung ihrer Vorstellungen, oder wohl gar nur eine angenehme Bewegung ihrer Phantasie suchen, wie die, welche sich unaufhörlich mit einer leichten unterhaltenden Lektüre beschäftigen, — oder sie sind Menschen, die zwar nach Deutlichkeit, (?) Zusammenhang und Gründlichkeit in ihrer Erkenntniß streben, aber gleichfalls bloß ihres Vergnügens wegen, und ohne Hinsicht auf das praktische Leben; dies ist der

Fall

Fall bei denen, welche Hypothesen auf Hypothesen häufen, neue Systeme errichten, und sich in spitzfindige Abstraktionen verwickeln, ohne sich an die Erfahrung dabei zu halten, und um Erfahrung sich zu bekümmern — oder sie sind eine Art von Schwärmern, die sich ganz in eine selbstgeschaffene Welt von Ideen und Träumen zurückziehen, und in derselben gleichsam leben.“ Die Beispiele hiezu braucht man in der That jetzt nicht weit zu suchen.

Hang nach Paradoxieen, Philosophiren aus dunkeln unbestimmten Gefühlen kann man ebenfalls hieher rechnen. Beide grenzen an Aberwitz.

### b) Moralische Gefühle.

Das moralische Gefühl kann auf dreierlei Art irren. α) Durch moralische Mengerei, wo man ächte Tugend und Sittlichkeit mit Anstand und eigennütziger Klugheit verwechselt, wodurch das Urtheil über Schuld

und

und Verdienst verfälscht wird, welches man über sich und andere zu fällen hat. Man hält pflichtmäßiges Handeln für Handeln aus Pflicht. β) Moralische Spitzfindigkeit, wo das sittliche Gefühl aus Gefälligkeit gegen die Neigungen des Herzens Verdrehungen des Gesetzes billigt. Man künstelt an dem Moralgesetz, dessen Verbindlichkeit man sich eingestehen muß, durch Sophistereien. Beispiele liefern die Pharisäer und Jesuiten. Menschen dieser Art sind äußerst gefährlich. γ) Moralische Aengstlichkeit, wo die sittlichen Gefühle wegen der Furcht, man möchte etwas Unrechtes billigen, immer etwas Schwankendes an sich haben. Diese Aengstlichkeit wird um so leichter entstehen, wenn ein kränklicher Zustand vorhanden ist, welcher die Heiterkeit des Geistes unterbricht und ihn mißtrauisch macht. Zum Beispiel kann Gellert dienen. Ein Zustand dieser Art kann leicht zu strengen Bußübungen, Disciplinen, Kasteiungen führen, ja wohl zu schonungslosem Wüthen gegen Leib und Leben. S. Zimmermann über die Einsamkeit.

### c) Religiöse Gefühle.

Diese Gefühle können sich verirren durch Vermischung mit Sinnlichkeit. Sein Verlangen nach Vereinigung mit dem höhern Wesen wird Inbrunst, d. h. brennendes Begehren. Durch falschverstandene Religionsbegriffe, die zu Andächtelei, Frömmelei u. a. verführen, wo die Uibungen des äußern Gottesdienstes auf Kosten anderer Pflichten und Tugenden übertrieben werden, weil man glaubt, daß sie alle übrigen Tugenden ersetzen und ihnen alle andere Pflichten nachstehen müßten. Solche Andächtler nennt man auch Kopfhänger, weil ihnen diese Gestikulation, als Zeichen der Demuth, fast zur Natur geworden ist. — Durch Aberglauben, Leichtgläubigkeit, Schwärmerei und Gleichgültigkeit.

### d) Aesthetische Gefühle.

Unter allen sind diese Gefühle den meisten Verirrungen unterworfen, in denen sie zu den

son;

sonderbarsten Abartungen führen. Jedoch werden wir sie unter zwei Klassen bringen können, 1) in Verirrungen durch Mangel, und 2) durch Uibertreibung.

1) α) In dem Schönen. Hier ist die erste Verirrung der derbe Geschmack, welcher zu dem Gemeinen herabsinkt. Leute dieser Art sind gemeinhin plumpe, täppische Gesellen, denen nur das Handgreifliche gefällt. Man erkennt sie gleich an einem rohen, bäurischen Betragen und Ungezogenheit. — Nächst ihm könnte man den verkehrten Geschmack nennen. Leute von solchem finden zweckwidrige Verunstaltungen schön, weil es ihnen an Beurtheilung mangelt. — Der kleinliche Geschmack. Ein Geschmack für etwas, weil es sehr künstlich und mühsam ist, Verse, die sich vor- und rückwärts lesen lassen, Räthsel, Uhren in Ringen, Flohketten und dergl.; ein Geschmack für alles, was abgezirkelt und auf peinliche Weise ordentlich, obgleich ohne Nutzen, ist; ein Geschmack

an allem, was selten ist, so wenig es auch sonst innern Werth haben mag. Solche Personen stehen sehr im Verdachte, daß sie in den Wissenschaften Grübler und Grillenfänger, in den Sitten aber für alles das, was auf freie Art schön oder ädel ist, ohne Gefühl sein werden. — Meist haben sie etwas Kindisches, Tändelndes an sich. — Leute, denen bei einigem Geschmack für das Schöne das Aedle fehlt, sind Laffen und Gecken.

Zu den Verirrungen der ästhetischen Gefühle für das Schöne durch Uibertreibung gehört der verzärtelte Geschmack, bei welchem alles recht glatt, polirt und fein sein soll, wenn auch das Kühne, Große und Originelle darüber verloren gehen sollte. Dieser Geschmack wird sehr oft von Weibern affektirt, und ist häufig an Höfen zu Hause. Er verräth einen eng und mattherzigen Menschen. Ein französisches Madrigal steht ihm über Klopstocks Oden.

β) In dem Komischen. Der Mangel an Feinheit und Delikatesse bringt bei dem Hange zum Komischen alberne Spaßmacher, Zotenreißer und ähnliches Gesindel hervor. Daher sagt Labruyere wohl mit Recht: Es ist nicht gewöhnlich, daß der, welcher Lachen erregt, auch Achtung gegen sich errege. Es giebt viel pöbelhafte, noch mehr spöttische, wenig zartempfindende Menschen. Um mit Grazie zu scherzen, muß man viel Welt, abgeschliffene Sitten und sogar Fruchtbarkeit des Geistes haben. Da dies aber jenen Menschen gewöhnlich fehlt; so setzen sie lieber Anstand, Diskretion und alles aus den Augen, und fallen, um ihren Zweck sicherer zu erreichen, in Uibertreibung, um durch Bouffonerie, Hanswurstspäße und dergl. zu gefallen, was ihnen denn auch beim hohen und niedern — Pöbel treflich genug gelingt. Dem Gebildeten freilich kommen sie ekelhaft und abgeschmackt vor.

Es giebt aber auch Menschen, die für das Komische so wenig Geschmack haben, daß ih-

nen Lucian, Aristophanes, Horaz, Sterne, Wieland, Moliere und Falk kein Lächeln abgewinnen würden. Diese pflegt man Sauertöpfe zu nennen, die keinen Scherz verstehn und vertragen. Andere verstehen Scherz und lieben ihn, lustige Leute, werden aber leicht ausgelassen, wo sie denn die Grenzen der Sittlichkeit leicht überschreiten und im Muthwillen und Neckereien den Anstand nicht selten beleidigen. In wessen Munterkeit sich kein Verstand zeigt, der faselt (der Läppische), wer beständig faselt, ist albern.

γ) In dem Sentimentalen. Empfindsamkeit, an sich sehr schätzbar, artet leicht in Empfindelei aus. Solche Leute affektiren überall Gefühl, wo auch keins hingehört, entweder weil sie sehr reizbar sinnlich sind (s. §. 95.), oder weil sie, der gewöhnliche Fall, wahres Gefühl gar nicht haben. Sie leben immer in einer Traumwelt, und wenn man sie aus dieser herausreißt, sind sie meist sehr empfindlich, d. h. sie können durch die geringste

ste Kleinigkeit aufgebracht und verdrüßlich wer-
den. Sie weinen dann über den Tod einer
Mücke und bleiben ungerührt bei aller Aerger-
niß, die sie ihren besten Freunden verursachen.

d) In dem Großen und Erhabe-
nen. Die Ausartung dieses Geschmacks wird
abentheuerlich und romanhaft, wenn
sie ins Übertriebne fällt und also unnatürlich
wird. Das Erhabene wird zu Schwulst,
(bloß scheinbare Größe), Bombast, Gali-
mathias. Leute dieses Geschmacks gleichen
dem Frosch in der Fabel, der sich zum Ochsen
aufblasen wollte. — Wer das Abentheuer-
liche und Romanhafte liebt und glaubt, ist ein
Phantast.

---

Allseitiger Geschmack kann eigentlich allein
auf diesen Namen Anspruch machen. Einsei-
tiger bringt Pedanten hervor, die aus-
schließlich für ihren Beruf, ihre Wissenschaft
eingenommen sind, und diese überall vornäm-
lich gelten machen möchten. Der Hofmann

kann

kann übrigens so gut Pedant sein, als der Gelehrte und Künstler, ja die Frauenzimmer können — nach Jean Pauls Bemerkung — Pedantinnen der Reinlichkeit sein.

Der Mann von Geschmack ist, wenn auch nicht sittlich, doch gesittet, und kündigt sich, auch in seinem Aeußern schon, durch Verfeinerung an, aber freilich läßt sich nicht läugnen, daß das, was man bisweilen mit den Namen von Kultur und Sittenverfeinerung zu beehren beliebt, nichts als eine feinere Sinnlichkeit ist. Ihre Kinder sind Mode und Uippigkeit (Luxus), über die wir noch einige Bemerkungen machen wollen.

Daß der Modegeschmack selten ein guter Geschmack sei, zeigt schon der Umstand, daß Mode bloße Sache der Nachahmung ist. Sie gehört also — wie Kant bemerkt — unter den Titel der Eitelkeit und der Thorheit. — In der Mode sein, ist eine Sache des Geschmacks; der außer der Mode einem vorigen Gebrauch anhängt, heißt

alt=

altväterisch; der gar keinen Werth darein-
setzt, außer der Mode zu sein, ist ein Son-
derling. Besser ist es aber doch immer, ein
Narr in der Mode, als ein Narr außer der
Mode zu sein. Narrheit aber ist die Mode-
sucht, wenn sie jener Eitelkeit wahren Nutzen
oder gar Pflichten aufopfert. — Die petits
maitres, die sich sonst durch nichts, als ihre
Eitelkeit, vornehm zu thun, auszeichnen, sind
Windbeutel.

Die Uippigkeit oder der Luxus ist das Uibermaas des gesellschaftlichen Wohllebens mit Geschmack, ohne Geschmack ist er Schwelgerei. Beide sind mehr prahlerisch (von außen zu glänzen), als selbstgenießend; die erstere durch Eleganz (wie auf Bällen und in Schauspielen), die zweite durch Uiberfluß für den physischen Geschmack.

---

§. 98.

## §. 98.

## Grade und Dauer der Gefühle.

Jetzt, da wir die Menschen nach den Gegenständen, die vornehmlich auf ihr Gefühl wirken, geordnet haben, kommen wir auf die zweite Frage: Wie sie von denselben gerührt werden?

Ob angenehm oder unangenehm? darüber lassen sich keine Regeln festsetzen, sondern da muß die Beobachtung entscheiden, weil dem einen angenehm sein kann, was dem andern unangenehm ist. Die Gefühle, die jeder am liebsten hegt, werden ihm die angenehmsten sein. Uiber die Grade und Dauer derselben läßt sich eher etwas Allgemeines bestimmen.

Die stärksten Gefühle schwächen sich am ehesten, sind also von kürzerer Dauer, als die schwächeren, welche länger anhalten. Die sinnlichen Gefühle sind daher sehr vergänglich, die geistigen begleiten uns in das greise Alter, und ihr Genuß nimmt täglich zu.

Dasselbe Gesetz bewährt sich noch auf eine andere Weise. Bei Menschen, bei denen irgend etwas ein schnelles lebhaftes Gefühl erweckt, verraucht es meist auch eben so schnell wieder. Der Leichtgerührte ist deswegen nicht der, auf den man sich am sichersten verlassen kann, denn da das Gefühl zu schnell wirkt, ist es selten von Dauer. Bei dem Schwergerührten hält es länger an.

Uibrigens kann man von der Fühllosigkeit an mehrere Grade der Innigkeit und Lebhaftigkeit der Gefühle beobachten. Ein kaltes Gefühl schreiben wir dem zu, dem es an einem beträchtlichen Grade der Stärke desselben mangelt, dem aber, bei dem sich dieser findet, warmes. Ein stumpfes Gefühl dem, der schwer fühlt, ein leises dem, der auch bei kleinen Eindrücken gerührt wird. Ein feines, zartes, tiefes, inniges Gefühl. Aber es findet sich auch verzärtelt. Der Antipode des Gefühllosen ist der Gefühlvolle.

---

§. 99.

## §. 99.

## Unterschiede in Ansehung des Herzens.

Am besten erkennen wir das Gefühl eines Menschen, wenn es sich in seinen Wirkungen äußert. Als bloßes Gefühl bleibt es in dem Menschen verschlossen, und bringt außer ihm keine Veränderung hervor. Wohl aber bestimmt es den Menschen durch Lust zu Neigung und Begierde, durch Unlust zu Abneigung und Verabscheuung, und also zu Thätigkeit, zu dem Bestreben, diese zu entfernen, jene zu erhalten, und hier steht das Gefühlvermögen mit dem Begehrungs- oder Bestrebungsvermögen in einem engen Zusammenhange. Theilnahme, Interesse an Gegenständen ist das Band, welches beide mit einander verknüpft.

Wer Gefühl mit Theilnahme für etwas zeigt, dem schreiben wir Herz zu, wer sich für nichts interessirt, wer für nichts Gefühl mit Theilnahme zeigt, den nennen wir Herzlos. Dieses Herz aber zeigt sich in

man-

mannichfachen Schattirungen, daß es wohl der Mühe werth ist, es näher zu beleuchten.

Von dem Gefühllosen Menschen ist keine Theilnahme für etwas außer ihn zu erwarten, denn Eigenliebe verschlingt ihn in ihre Strudel. Wir nennen den, der nur für sich fühlt, Selbstsüchtig, Egoisten. Die milde Wärme des Wohlwollens muß das starre Eis der Selbstsucht um die Brust gelößt haben, wenn Wohlwollen, Mitempfindung, Mitfreude und Mitleiden, (Sympathie) herrschen soll. Der Egoist zeigt uns höchstens die äußere Gebärde der Höflichkeit, wirkliche Empfindung der Menschenliebe aber finden wir nur — an einem Herzen:

In dieser Hinsicht übertreibt Lavater gewiß nicht, wenn er singt:

Ach ohne dich, Empfindung, dich, o Fürstin,
Wo wäre Vateraug, das holde Kinder
Mit jedem Blick und stiller Zähre segnet?
Wo Mutterblick voll Namenloser Liebe?

Wo Bruderhändedruck und Schwesterforgfalt?
Umarmung, wo, des Grüßens oder Scheidens?
Des Wiedersehns unausgesprochnes Ahnen?
O Herz, je reiner Du vom feinsten Ichsinn
Je menschlicher Du bist, je sanfter, ädler,
Je mehr genießest Du des Daseins Fülle.

Man schreibt einem Menschen aber ein gutes oder schlechtes Herz zu, je nachdem er von gutartigen oder bösartigen Trieben geleitet wird. Hartherzigkeit oder Weichherzigkeit. Unter gutem Herzen versteht man oft nichts als ein weiches Herz, das von fremder Noth leicht erweicht wird. Diese guten Herzen befinden sich meist bei leichtsinnigen und Flatterhaften, sind aber sehr unzuverläßig, da sie dem Wechsel der Umstände sehr unterworfen sind. — Barmherzige.

Ein ädles und großes Herz würde ein solches sein, dessen theilnehmende Gefühle mit Grundsätzen der Vernunft zusammenstimmen.

men. Man spricht auch von Menschen, die lauter Herz sind. Menschen, die für andere warme Theilnahme zeigen, heißen herzliche.

Allein das Nähere über das menschliche Herz wird man unter den Gemüthsarten kennen lernen. In der Natur ist nichts so getrennt, wie es der Philosoph auf dem Papier trennen muß, sondern Eins greift in das Andere ein, und hierin mag wohl der Grund liegen, warum in Ansehung der Eigenschaften des Herzens und Gemüths in der Sprache eine so große Verworrenheit herrscht.

---

Sechs

## Sechster Abschnitt.

# Verschiedenheiten unter den Menschen in Hinsicht auf Begehrungs- oder Bestrebungsvermögen, oder der Gemüthsarten.

### §. 100.

### Art und Weise, die Gemüthsarten zu erforschen.

Wir haben gesehen, daß sich in dem Pragmatischen das Gefühl von Grund und Folge nicht wohl scheiden lasse, und zwar darum, weil es selten bloß passiv ist, sondern aktiv auf das Begehrungsvermögen wirkt, sei es nun auf Gegenstände, die wir begehren, oder auf die Art, wie wir sie begehren. Die Art und Weise, wie ein Mensch durch das Gefühlsvermögen bestimmt wird, solche oder solche

che Gegenstände, auf diese oder auf jene Art zu begehren, heißt: seine Gemüthsart. Wie nothwendig es sei, sie zu erforschen, braucht nicht erst dargethan zu werden, die Frage wird bloß sein: wie man sie wohl am besten und sichersten erforsche?

Im Vorigen ist bereits gesagt worden, das Band, welches das Gefühls- und Begehrungsvermögen mit einander verknüpfe, sei Interesse. Etwas hat Interesse, oder ist interessant für uns, wenn es uns durch den Eindruck des Wohlgefallens, den es auf uns macht, aufmerksam auf sich, und nach der Fortsetzung begierig erhält. Interesse befaßt also unter sich einmal Wohlgefallen an einem Gegenstande und dann Bestreben ihn zu erhalten, oder mit uns in Vereinigung zu setzen, Neigung, Begierde. Um die Gemüthsart eines Menschen zu erkennen, haben wir Rücksicht zu nehmen auf seine Neigungen, und auf die Art, wie er strebt, sie zu befriedigen, also auf seine Handlungen.

Die Wurzel, aus welcher alle Neigungen entspringen, ist die Selbstliebe. Kein Mensch kann sich völlig von aller Selbstheit befreien, denn alles was da ist, die ganze Welt, ist für ihn nur durch sein Selbst da. Das Ziel der Neigungen ist Befriedigung der Selbstliebe, Glück. Wie aber die Wurzel jeder Pflanze hauptsächlich nach dem strebt, was sich am leichtesten in die Natur der Pflanze verwandeln läßt; so auch diese Wurzel in der menschlichen Natur, und daher ein immer anderes und anderes Streben in den mannichfaltigsten Richtungen zu dem Ziele. Alles strebt nach dem Glücke, aber nicht jedes findet es eben da, wo das Andere. Theils Temperament, theils die Art und der Grad der Fähigkeiten und Gefühle bringen hier mannichfaltige Verschiedenheiten hervor. Diese jedoch lassen sich unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte fassen, je nachdem die Menschen in diesem oder in jenem hauptsächlich ihr Glück finden. Es ist entweder physisch oder geistig, und das Streben dernach äußert sich

ents

entweder in Liebe zum Leben, zum Wohlleben, Sinnengenuß, Geschlechtslust, Ruhe, oder in Liebe zum Geistesgenuß, Geselligkeit, Umgang mit Menschen, Eigenthum, Ehre, Ansehen, Herrschaft.

Je nachdem nun ein Mensch für eine von diesen Arten des Glückes interessirt und in Gemäßheit seines Temperaments, seiner Fähigkeiten und Gefühle dasselbe durch Handlungen zu erreichen bestrebt ist, je nachdem schreiben wir ihm eine Gemüthsart zu.

---

## §. 101.

## Allgemeine Unterschiede unter den Gemüthsarten.

Im Allgemeinen lassen sich gleich folgende Unterschiede unter den Gemüthsarten festsetzen.

1) In Hinsicht auf die Art des Glücks, wofür Menschen interessirt sind, rohe, gemeine und feine, ädlere Gemüther. Gemein nennen wir näm-

lich in Hinsicht auf menschliche Handlungsweise alles, worin sich die thierische Natur in dem Menschen vorblicken läßt, ädel, worin wir den Menschen in seiner Würde erkennen.

2) In Hinsicht auf den höhern oder mindern Grad, womit Selbstliebe oder Wohlwollen dabei wirksam ist, in bösartige und gutartige Gemüther. Die bösartigen (nicht bösen) zeigen sich selbstisch und eigennützig, die gutartigen herzlich und wohlwollend.

3) In Hinsicht auf den Grad der Stärke in biegsame, weiche und harte, strenge.

4) In Hinsicht auf ihre Beharrlichkeit in veränderliche, schwankende und unerschütterliche.

5) In Hinsicht auf ihre Stimmung in heitere, aufgeweckte und düstre, schläfrige.

Bei

Bei sanguinischem Temperament herrscht gewöhnlich biegsame, weiche, veränderliche, heitre; bei cholerischem harte und strenge, unerschütterliche; bei melancholischem weiche und düstre Gemüthsart.

Wir wollen sie aber nach dem, worauf sie gerichtet sind, einzeln durchgehen.

---

## §. 102.

## Gemüther, gerichtet auf das Leben.

Der Wunsch und Trieb zu leben ist jedem Menschen sehr natürlich, und er ist es, der jedes Wesen in Bewegung und Thätigkeit setzt. Ohne ihn würden wir uns nicht mit Sorgen nähren, kleiden, gesund zu erhalten suchen, Gefahr vermeiden, oder ihr ausweichen, uns schützen, vertheidigen. — In der Art aber, wie dieses alles geschieht, herrscht eine große Verschiedenheit. Das ganze Leben nämlich ist eine fortdauernde Art von Kampf und Gegen-

kampf, und den beginnen und vollenden die Menschen auf sehr verschiedene Weise.

Der Schwache fürchtet den Kampf, und sucht ihn zu vermeiden, der Starke sieht ihm ruhig entgegen, und erwartet ihn, ja sucht ihn wohl gar auf, wenn er sich sehr stark fühlt. Wer von Natur zur Furcht neigt, hat eine furchtsame Gemüthsart. Hat sie viel Wohlwollen oder viel Eitelkeit zur Gesellschaft; so macht sie den Menschen gefällig, höflich, artig, geneigt, Beleidigungen zu vermeiden: ist sie mit Geistesschwäche verbunden, so macht sie, wenn Mangel an Wohlwollen hinzukommt, leicht tückisch, prahlerhaft, unentschlossen: ein heller Kopf wird durch sie verschlagen, listig, erfinderisch. Sie macht im Betragen meist schüchtern, blöde, scheu vor Menschen, die man sich überlegen denkt. Wer Zutrauen zu sich selbst hat, wird dreist. Unverschämtheit bei Dreistigkeit wird Dummdreistigkeit. Das Gegenstück des Furchtsamen ist der Furchtlose, Unerschrockene. —

ne. — Wer bei Gefahren die Fassung behält, mit Uiberlegung gegen sie anzukämpfen, heißt der Muthige, wen die Gefahr verzagt macht, daß er gar nicht gegen sie anzukämpfen wagt, ist feig. Der Feige ist aber oft ein Poltron, der sich mit Muthe brüstet, so lange keine Gefahr da ist, aber sich versteckt und ausreißt, wenn sie kommt. (Poltron von pollex truncatus, bedeutet einen Menschen, der sich den Daumen abhackt, um nicht in den Krieg ziehen zu dürfen.)

Den Unerschrockenen nennt man auch beherzt, herzhaft, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, bei dem die Gefahr nicht auf die Gedärme wirkt. — Wessen Muth in Gefahren anhaltend ist, heißt tapfer. Wagehalsig ist der Leichtsinnige, der sich in Gefahren wagt, weil er sie nicht kennt. Kühn, der sie wagt, obschon er sie kennt; tollkühn, der bei sichtbarer Unmöglichkeit, seinen Zweck zu erreichen, sich doch in Gefahr begiebt.

Der Phlegmatische vegetirt gern in seinem Leben, der Sanguinische neigt am meisten zur furchtsamen Gemüthsart, der Cholerische zur unerschrockenen, der Melancholische bekommt nicht selten einen Lebensüberdruß, und wird unter gewissen Umständen leicht Selbstmörder. Der Sanguinische mag das Leben gern um jeden Preiß erhalten (s. Sueton im Leben des Mäcenas, und Wielands Briefe des Horaz.), der Cholerische giebt lieber das Leben, als die Ehre dahin.

Jetzt wollen wir gleich nach den verschiedenen Temperamenten und den Graden ihrer Verfeinerung die Gemüthsarten in Hinsicht auf Lebensgenuß kennen lernen, wobei wir vieles werden zusammenfassen müssen, weil der Lebensgenuß in unserm kultivirten Zustande sehr complicirt ist. Wir unterscheiden da gemeine Gemüthsarten und ädle.

---

# A.

## Gemeine Gemüthsarten in Hinsicht auf Lebensgenuß.

### §. 103.

### Rohe Gemüthsart des Phlegmatischen im schlimmen Sinne.

Physisches Wohlleben, nicht wiefern es Lust erweckt, sondern nur die zum Leben nothwendige Thätigkeit der Seele und des Körpers erleichtert und die Unruhe der Begierde beendigt. Gänzliche Abneigung von aller lebhaften und mit inniger Beschwerde verbundenen Thätigkeit des Geistes und des Körpers, sie sei Arbeit oder Lust. Mechanischer Fleiß in leichten, einförmigen, vorschriftmäßigen, angewöhnten Berufsarbeiten. Schlummerndes Vergnügen in Gedanken und Bewegungslosem Zeitvertreibe. Geschlechtslust nur zur Befriedigung der Begierde. Aesthetisches Gefühl und Geschmack in keiner Betrachtung, und ein gänzlicher Mangel aller moralischen, patriotischen

und

und freundschaftlichen Empfindungen. Unentschlossene, widerwillige, unbewegliche Abneigung von allen bedeutenden und unbedeutenden Veränderungen und Neuerungen, sowohl in der eignen Lebensweise, als in Gegenständen des Amtes. Keine Art des Stolzes, außer einem gewissen leidendlichen Rangstolz, der die angewohnten Zeichen der Würde beibehält. Phlegmatische Kargheit, ohne Habsucht und Wuchergeist. Seltener Zorn, befolgt nicht von Haß, sondern von mißtrauischem Schmollen. Weder Feindschaft noch Freundschaft; weder Lob noch Tadel; Zufriedenheit mit allen Menschen und mit allen Dingen, welche das System der Ruhe nicht stören. Furchtsamkeit und pflichtwidrige Friedfertigkeit in Amtsverhältnissen. Stummer Gehorsam gegen die Obern; gemächliche, für Leutseligkeit gehaltene, Nachsichtigkeit gegen Untergeordnete. Weder Freude noch Traurigkeit; weder Fröhlichkeit noch Betrübniß. Albernes Lachen, niemaliges Weinen. Häusliche Stille, und in der Familie eine mehr zu-

lassende, als wohlwollende und wohlthuende Güte. (Platners phlegmatisches Temperament.)

---

## §. 104.

## Rohe Gemüthsart des Cholerischen.

Allesvermögende Gefräßigkeit, ohne Wahl und Feinheit; trunkene, lärmende Schwelgerei. Hang zu starken Uibungen und Bewegungen des Leibes. Grobe Geschlechtslust, nicht geäußert durch Galanterie, sondern durch plumpe Schäkerhaftigkeit. Gefühl für das Schöne nur da, wo es durch grobe Eindrücke die Sinnen belustigt. Gänzlicher Mangel des wahren ästhetischen Geschmacks, oft geäußert durch eine rauhe Verlachung seiner Freunde, bald durch barbarische Hinderung seiner Unternehmungen und Werke. Mangel alles Gefühls für Wahrheit, Vollkommenheit und Tugend. — Stumpfer umnebelter Verstand. Moralische Fühllosigkeit, bisweilen erweckt

durch dummgutherzige Bewegungen der Menschenliebe und des Gewissens. Andächtigkeit ohne Religion; Irreligion ohne Freidenkerei; Unglaube in der Lust, und Aberglaube in der Angst. Geld- und Rangstolz. Grobes Befehlen, knechtisches Gehorchen. Hartherzige Kargheit; selteue Freigebigkeit; geizige Verschwendung; lustige Habsucht. Heftiger Zorn befolgt von bleibendem Haß und Neid; Unfähigkeit zu ernsthaften und traurigen Empfindungen; und bei Angelegenheiten, wo dieselben herrschen, einfältige Stille, und entweder verdrüßliche Langeweile, oder heimliche Schäkerei. (Platners böotisches Temper.)

---

## §. 105.

## Gemeine Gemüthsart des Melancholischen.

Keine herrschende Neigung zum physischen Wohlleben, außer einer durch unnatürliche Nervenreize periodisch vermehrten Eßlust und Leckerhaftigkeit. Keine herrschende Neigung

zu

zu Ergötzlichkeiten; dennoch aber bisweilen eine abgeschmackte, ausgelassene Lustigkeit, bald nachher befolgt von Verdruß und mürrischer Laune. Unfähigkeit zu aller Anstrengung des Geistes und des Körpers. Mürrische, eigensinnige, kleinbedenkliche Genauigkeit und Pedanterei in Geschäften und Anordnungen. Periodische Lebhaftigkeit in den Bewegungen der Geschlechtslust. Kein Gefühl weder für das Schöne noch für das Wahre und Gute; außer da, wo die Sorgfalt dafür ein Stoff des Eigensinnes ist. — Düsternheit und Stumpfheit des Verstandes, gänzlicher Mangel aller mittheilenden Neigungen. Schnelle Reizbarkeit für Empfindungen der Traurigkeit und Furcht. Mißtrauen und Haß gegen Personen von lebhaftem Verstande und äußerlichen Vorzügen. Eheliche Eifersucht. Eigensinniger Despotismus. Argwöhnische Empfindlichkeit und Aergerlichkeit; langsamer und schneller Zorn, bald heimlich verkränkt, bald laut, ohne alle Selbstmacht geäußert. Halb phlegmatische, halb eigensinnige Kargheit. Immerwährens

des

des Schelten. Beständige Unzufriedenheit. Veränderlichkeit in Entwürfen und Liebhabereien. (Platners hektisches Temp.)

---

## §. 106.

## Gemeine Gemüthsart des Sanguinischen.

Weichliche Leckerhaftigkeit. Lustige Schwelgerei; Neigung zum Tanz und überhaupt zu fröhlichen Uibungen und Bewegungen des Leibes. Fähigkeit zu Beschäftigungen, welche, ohne weder Zwang noch Anstrengung, noch Geduld und Aushaltsamkeit zu erfordern, theils die Sinne und Phantasie durch Mannichfaltigkeit und Lebhaftigkeit, und den Verstand durch Neuheit und leichte Ideenverbindung beschäftigen; theils durch gesehenen oder gehofften Beifall die Eigenliebe vergnügen und durch ein munteres Spiel der Nerven das Gefühl der Lebenskraft erwecken. Erduldsame Härte in den Ausschweifungen der Lust; träge Weichlichkeit in pflichtmäßigen Arbeiten. Lächerli-

che Ernsthaftigkeit bei Angelegenheiten des Vergnügens; Leichsinnigkeit bei ernsthaften Geschäften. Aeußerste Reizbarkeit der Geschlechtsneigungen; nicht ohne Einmischung feinerer und ädlerer Gefühle. Leichtes Verlieben. Anwendung aller Künste der Galanterie, des Witzes und der Heuchelei zum Zweck der Verführung. Aesthetische Sinnlichkeit in einem hohen Grade, vornämlich für das Artigschöne in Kleidern, Geräthschaften, Verzierungen, Lustbarkeiten: für das Wahre der Kunst, so wie überhaupt für Vollkommenheit, Wahrheit, Verdienst und — Tugend ein gutgemeinter, geschwätziger, voreiliger, unbeständiger, von falschen unvollständigen Begriffen regirter und durch Eitelkeit und Nachahmung belebter, Enthusiasmus. — Oefters Entschliessungen zur Weisheit und Tugend, ohne dauerhaften Erfolg. Unüberlegte Bereitwilligkeit zu allen Unternehmungen und Verbindungen, ohne Rücksicht auf Kraft, Beruf und Umstände. Geschwinde Sympathie des Schmerzes; Gutherzigkeit ohne Wohlwollen; Freundschaft-

lich-

lichkeit ohne Freundschaft; Höflichkeit ohne Zuneigung. Lobgeschwätz ohne Hochachtung; Tadelgeschwätz ohne Mißbilligung; Verläumdung ohne Uibelwollen. Periodischer Wechsel von Wärme und Kälte, von Hochmuth und Verbindlichkeit in dem Betragen. Kargheit und Freigebigkeit nach der verschiedenen Stimmung. Schneller Zorn und schnelle Versöhnung. Veränderlichkeit, Unbeständigkeit und Leichtsinn.

---

So zeigen sich die Gemüthsarten, je nach den ursprünglichen Temperamenten, wo Geist und Gefühl am wenigsten ausgebildet sind. Nach dem Grade dieser Ausbildung äußern sie sich in vielfach veränderten Nuancen, bis sie in feine und ädlere Gemüthsarten erhöht erscheinen. Wie sie da sich zeigen, wollen wir von demselben Meister in der Kunst der Schilderung vernehmen. Daß es zwischen jenen und diesen eine große Anzahl Mittelschattirungen gebe,

gebe, versteht sich von selbst, man wird sie aber auch leicht selbst auffinden.

---

## B.

## Feine, ädlere Gemüthsarten.

### §. 107.

### Feine Gemüthsart des Phlegmatischen im bessern Sinne.

Unverheimlichte Theilnehmung an den Annehmlichkeiten des physischen Wohllebens, geordnet durch Uiberlegung und Mäßigkeit. Abneigung von weichlichen Ergötzungen. Fähigkeit und Lust zu schweren und vielumfassenden Kopfarbeiten. Stolze Verachtung leichterer und minder wichtig scheinender Kenntnisse. Ernsthafte, freiwillige Abwartung der Berufspflicht. Starke, aber der Vernunft und Klugheit untergeordnete Bewegungen der Geschlechtslust, ohne Galanterie und ohne viel

erfordernden Eigensinn des Geschmacks. Mehr Liebe zur Vollkommenheit, Wahrheit und Tugend, als ästhetische und moralische Empfindsamkeit; und daher Kälte gegen die Werke und Freunde des Geschmacks, und eine mürrische Gleichgültigkeit gegen das Feine in den Kenntnissen, Empfindungen und Sitten der Menschen. — Mehr kalte Uiberlegung, als feines oder lebhaftes Gefühl; und daher einiger Hang zur Kargheit. Seltene und schwere, aber nachdruckvolle Freigebigkeit. Gelehrter und despotischer Stolz. Unfähigkeit zur Bewunderung; kalte Hochschätzung; trockene Freundschaft; Kälte und Verschlossenheit im Umgange. Schwere Anerkennung fremder Verdienste; harter Tadel, unberedtes ungefälliges Lob. Liebe zum Wahren und Guten, ohne Enthusiasmus. In der Thätigkeit mehr innere Kraft, als sichtbares Feuer. Wenig Sympathie. Einfache Rechtschaffenheit, ohne moralische Verzierung. Ruhige Freude; seltene Lustigkeit. Kurze Betrübniß, bald verwandelt entweder in Nachdenken oder in Verdruß.

druß. Zorn ohne Heftigkeit. (Platners männliches Temp.) Beispiel: Herr Lorenz Stark.

---

## §. 108.

## Aedlere Gemüthsart des Cholerischen.

Mehr Fähigkeit als herrschende Neigung zu den Ausschweifungen des physischen Wohllebens. Liebe zum Wein. Ernsthaftigkeit und Lustigkeit in gleich hohen Graden. Seltenere Lustigkeit und leichterer Uibergang zur Ernsthaftigkeit, als umgekehrt. In der Lust bisweilen Ausgelassenheit, im Ernst verschlossener Tiefsinn. Eifer und Anhaltsamkeit in starken, schweren Arbeiten des Geistes. Härte und Erduldsamkeit des Körpers. Gefahr und Widerstand verachtender Unternehmungsgeist. Stolze, freiheitliebende Abneigung von allen nicht selbst gewählten, oder nicht für wichtig geachteten Beschäftigungen; zuweilen ohne Rücksicht auf Pflicht und Beruf. Starke Be-

wegungen der Geschlechtslust, bald mehr geistig, bald mehr thierisch, allzeit ohne Galanterie und ohne Zärtlichkeit. Aesthetische Gefühle nur für das Erhabene und Große; in Verbindung damit einiger Hang zur Uippigkeit und Pracht. Fühllosigkeit gegen das kleinere Schöne und Anständige; und daher etwas Geschmacklosigkeit und Pedanterei. Natürmäßige Selbstgelassenheit im Aeußerlichen. — Großer, durchdringender Verstand. Unaufmerksamkeit auf Widerspruch und Tadel. Theilnehmung an Allem, was groß und wichtig ist in der Welt und in der Menschheit. Moralischer und patriotischer Enthusiasmus. Mehr Anhänglichkeit an öffentliche Verbindung als an häusliche. In der Freundschaft mehr Diensteifer als Gunstbezeugung. Unhaushältige Freigebigkeit und Aufopferung. Stolz nur gegen Thoren und Feinde. Brennender Zorn beim Widerstande; kurzer Zorn über geschehene Dinge; Unveränderlicher Eigenwille. Gesprächigkeit und Offenherzigkeit; Freimüthigkeit, und natürliche Wahrheit in

dem Betragen ohne Lebensart. (Platners feuriges Temp.) Beispiel: Basedow.

---

## §. 109.

## Aedlere Gemüthsart des Melancholischen.

Wenig Hang zum physischen Wohlleben; Abneigung von lauten Belustigungen. Beständige Thätigkeit des Geistes; Ruhe des Körpers. Unwillige, unfreundliche Verwaltung solcher Geschäfte, welche dagegen anstreiten, Hang zu einer selbstgewählten Thätigkeit. Große Wirksamkeit der Geschlechtslust, eingekleidet in selbsttäuschende Empfindnisse von Hochachtung, Freundschaft, Seelenvereinigung und Wonnegefühl — bisweilen vereinigt mit dem Gedanken der Ewigkeit und des Grabes. Stolz verheimlichter Harm bei Schwierigkeiten und Hindernissen der Liebe. Innige ästhetische und moralische Empfindsamkeit. Warmer Enthusiasmus für Vollkommenheit, verbunden mit Spottgeist und Unduldsamkeit. —

keit. — Seltene Fröhlichkeit, nur in der einsamen Stille und selbstgewählten und selbst angeordneten Vergnügungen. Immerwährender Wechsel von Schwermuth und übler Laune. Schnelle, unerwartete Empfindlichkeit; brennender Zorn. Dauernder Unwille gegen verachtete Personen; vergütende Versöhnlichkeit gegen Freunde. Moralische Unzufriedenheit mit den Menschen; philosophischer Stolz. Satyrischer Neid gegen Vornehme und reiche Thoren. Zurückhaltendes Schweigen gegen Unbekannte, verachtendes gegen stumpfe oder kaltherzige Menschen; offenherzige Gesprächigkeit gegen Freunde und gegen empfindsame Menschen. — Beispiel: Rousseau.

---

## §. 110.

## Aedle Gemüthsart des Sanguinischen von ästhetischen Gefühlen.

Wenig Hang zum physischen Wohlleben; viel Mäßigkeit und Genügsamkeit. Unabläßige

Thä-

Thätigkeit der Seele, bald im Nachdenken, bald im Empfinden. Abneigung vor Geistlosen Geschäften und Ergötzungen, verbunden mit der Fähigkeit, das, was Geistlos scheint, zu verädeln durch ernsthafte, wohlwollende Erwägung des Nutzens, oder des innern Werthes. Lebhafte Bewegungen der Geschlechtslust, anhaltend und beherrschend bei fesselnder Theilnehmung des Verstandes und Herzens; ohne diese bald befolgt von Eckel und Reue, und destomehr unterworfen der Herrschaft der Vernunft. Feiner Sinn für das Wahre und Gute, Erhabene und Schöne, Schickliche und Anständige; ohne Eigensinn, Unduldsamkeit und Thorheit. Große Empfänglichkeit für alle Arten des moralischen Vergnügens. — Selbstgleiche Heiterkeit und Fröhlichkeit. Schnelle Vertilgung trauriger Empfindungen, ohne Leichtsinn. Keine Art des Stolzes; schnelle Anmerkung des fremden Verdienstes. Neigung zur Hochachtung und Dankbarkeit. Verbindliche Höflichkeit und Gefälligkeit. Satyrische Laune; scharfer Tadel

del ohne Bitterkeit; beredtes Lob ohne Schmeichelei. Offenherzigkeit und Gesprächigkeit. Abneigung gegen kalte und verschlossene Gemüther. Standhaftigkeit und Heiterkeit im Unglück. Muth ohne Trotz. Nachgiebigkeit ohne Kleinmuth. (Platners ätherisches Temp.)

---

Jeder Mensch will sein Glück unter Menschen machen, welches auf dreierlei Art geschehen kann, durch Geselligkeit, durch Eigenthum, oder durch Ansehn. Auf welche Art er es nun machen wolle; so muß er unter, mit, durch, für und gegen Menschen handeln, Wesen, die einen eignen Zweck für sich zu erstreben, und das Recht dazu haben, welches zu respektiren seine Pflicht ist. Selbstliebe und Wohlwollen werden hier öfters in Kollision kommen, welche wird das Uibergewicht behalten? — Man sieht, daß jetzt von bösartigen und gutartigen Gemüthern die Rede sein wird. Wir gehen sie nach den Zwecken durch, die sie sich vorzüglich setzen.

---

C. Ge-

## C.

# Gemüthsarten in Hinsicht auf Geselligkeit.

Unter Geselligkeit wird hier eine Eigenschaft des Menschen verstanden, wodurch er geneigt ist, mit Menschen in Verbindung zu leben. Diese Eigenschaft hat jeder Mensch, aber nicht bei jedem hat die Neigung zu Menschen denselben Grund, denn den einen treibt das Bedürfniß, den andern die Langeweile, den dritten Vergnügen an dem Menschen und den Annehmlichkeiten seines Umgangs zu ihnen. Wenn nun gleich bei allen die Selbstliebe zum Grunde liegt, so sieht man doch leicht, daß bei dem letztern der mindre Grad vorhanden ist, wo das Wohlwollen bald über sie siegen kann. Von ihnen wird also jetzt die Rede sein.

---

§. 111.

## §. 111.

## Menschen von guter, theilnehmender, wohlwollender Gemüthsart.

Bei Menschen von dieser Gemüthsart tritt mehr oder weniger an die Stelle des Egoismus Sympathie. (S. §. 99.)

Auf die wohlfeilste Art kommt der sinnliche Weichling zu diesem Ehrentitel, der schnell gerührt wird, und für Leidende — eine Thräne in Bereitschaft hat. „Weinen aber — sagt Abbt — ist leichter als Handanlegen, und Wünschen leichter als Helfen. Daher begnügen sich so viele, ihr gutes Herz lieber durch nasse Augen anzuzeigen, als durch müde Füße. Leute, von denen man offenbar zeigen kann, daß sie niemandem Dienste oder Gefälligkeiten erweisen, werden uns doch immer für gute Gemüther aufgedrungen, weil sie sich — wohl gar bis zu dem Vorsatz erhoben haben, dem Bedrängten zu helfen, wenn sie — könnten." Gemeiniglich haben diese Menschen das, was man gute Seiten nennt.

nennt. Sie sind weich, nachgebend, und für das Gute, wenn es nicht viele Schwierigkeiten kostet, empfänglich. Bei allen diesen Eigenschaften zeichnen sie sich meistentheils durch ein gewisses liebreiches, zuvorkommendes Wesen aus, vergeben Beleidigungen bald, sind biegsam und nachgebend, unterhaltend im Umgang, und nehmen gern guten Rath und Lehre an; versprechen aber mehr sich darnach zu richten, als daß sie es wirklich thun.

Die wahrhaft gute Gemüthsart ist nicht bloß wohlwollend, sondern auch wohlthuend. Sie bestrebt sich thätig, Freude, so viel möglich, rings um sich her zu verbreiten. Ich kann sie nicht besser schildern, als Lavater gethan hat.

Der Gute darf mit ihr, wie mit sich selber,
Die Schwachheit darf mit Zuversicht sie
sprechen.
Sie horcht so ganz, sie fragt so Herzerleichternd;
Ihr Ja ist Gottes Ja, ihr Nein ist milder,

Ge-

Gebeinerquickender als Ja der Härte.
Ihr ist nur wohl, ist Jedem wohl um Sie.

Mitleiden bei dem Elend, dann thätiges Wohlwollen, Mildthätigkeit, lieber Wohlthat erzeigend, als nehmend, bei empfangener aber erkenntlich und dankbar, gefällig, dienstwillig, dienstfertig; voll Sanftmuth gegen alles, verträglich, nachgebend, nichts so sehr fürchtend, als zu beleidigen; bei empfangenen Beleidigungen ohne Groll, leicht zum Verzeihen geneigt; liebreich bei fremden Schwächen, voll Duldung für Irrende, froh über fremdes Glück, ohne Neid, ohne Anmaßung, ohne Dünkel, — das ist die Schilderung der wahrhaft guten Gemüthsart, des wahrhaft guten Herzens, das sich leicht von dem vorigen schwachen unterscheiden läßt, da es still, Geräuschlos alles thut, jenes aber viel schwatzt, und nur zur leichten Geselligkeit, nicht aber zur Freundschaft taugt. „Ein geselliger Mensch — sagt Herder — ist leicht und wohlgestimmt, er stimmt sich selbst

leicht

leicht zu jeder Gesellschaft, und so stimmt sich auch diese leicht zu ihm. Er drückt niemand mit seinem Dasein, er verengt keinen; und so ist jedermann gern um ihn: man ist auf einen gewissen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Mensch habe nichts Arges. Charaktere der Art sind zum täglichen Umgange gut: aber Freundschaft — welch ein anderes heiliges Band ist diese! Herzen und Hände knüpft sie zu Einem gemeinschaftlichen Zweck zusammen, und wo dieser Zweck augenscheinlich, wo er fortwährend, anstrengend, selbst unter und hinter Gefahren vorliegt: da ist das Band der Freundschaft oft so genau, fest und herzlich, daß nichts als der Tod es zu trennen vermochte.“ Wie die Freundschaft, so kennen Gemüther dieser Art auch nur die höhere Liebe, Liebe, die etwas ganz anderes, als — Appetit ist.

Das bloß weiche Gemüth verliert sich leicht in den Vergnügungen des gesellschaftlichen Umgangs, und treibt sich unter einer Menge

Bekannten umher: dieses schließt sich gern in einen traulichen Zirkel von Freunden, und findet sich am seligsten im trauten Kreise der Häuslichkeit.

---

## §. 112.

### Menschen von schlimmer, untheilnehmender, feindseliger Gemüthsart.

Suchen wir jetzt gleich die Antipoden von jenen auf, bei denen im geselligen Leben immer Selbstliebe und Eigennutz vorherrschen, weil nur Bedürfniß sie in dasselbe führt.

Die Unempfindlichen dürften leicht darunter noch die besten sein, so lange sie nicht hart oder hartherzig werden, denn bloße Theilnahmlosigkeit an den Begegnissen der Menschen, ist doch unstreitig besser, als ein Mißfallen an ihrem Glück. Dieses aber zeigt der Mißgünstige, der andern ein Vergnügen nicht gönnt, das er übrigens nicht selbst begehrt; der Neidische,

der

der es ihnen nicht gönnt, weil er es selbst begehrt; und der Schadenfrohe, der sogar an dem Unglück derselben ein Vergnügen findet. Wird es bei dem bloßen Mißfallen bleiben? Werden sie nicht auf eine oder die andre Art das Glück und das Vergnügen Anderer zu stören suchen?

Sie, die alles nur auf ihr enges Ich beziehen, mithin von Eigennutz ganz beseelt sind, können sich uneigennütziges Wohlwollen kaum denken, sondern vermuthen, alle Menschen möchten ihnen gleichen. Da ergreift sie denn Argwohn und Mißtrauen, als ob Andere ebenfalls nur auf fremde Kosten das eigne Glück befördern wollten, und nun glauben sie, gegen diese sich vorsehen zu müssen. Sie betrachten die Menschen als ihre Feinde, und sich mit ihnen im Stande des Kriegs, wo sie Ränke, List, heimliche und offenbare Angriffe sich wohl erlauben dürften. Vors Erste fällt also Wahrhaftigkeit weg, Falschheit, Lüge und Betrug tritt an die Stelle. Statt Offenheit

Hin-

Hinterlist, und Schleichwege statt des geraden. Man lauert auf die schwache Seite, auf den schwachen Augenblick, und dann greift man an, durch Zank, hämischen Tadel, Lästerung, unterhält selbst Feindschaft, und sucht Feindschaften zu stiften. — Groll und Unversöhnlichkeit folgt, du wirst sie dir nie geneigt machen. Sie bleiben ungerührt bei Deinen Bitten, werden verstockt und trotzen bei Drohungen. Hoffe nicht, sie dir durch Wohlthaten zu verbinden, denn sie sind so unerkenntlich als undankbar, weil sie Deine Wohlthat als Bürde drückt. — In ihrem Betragen werden sie immer Härte und Grausamkeit zeigen.

Von diesen Unmenschen sind jene zu unterscheiden, die zwar auch wenig Theilnahme gegen die Menschen äußern, allein deswegen doch nicht feindselig gegen sie verfahren: Menschenscheue, Menschenfeinde, Menschenhasser. Menschenscheue Entfernung von den Menschen kann aus Blödigkeit, Furchtsamkeit, oder einem Hange zur Melancholie

cholie entstehen. — Menschenhasser fliehen die Menschen wegen widriger Schicksale, die sie von der Ungerechtigkeit derselben erdulden mußten. — Menschenfeinde lieben und achten die menschliche Natur, aber die Menschen nicht, weil sie zu tief unter dem Ideale bleiben, das sie von der Vollkommenheit des Menschen in der Brust tragen.

---

## D.

## Gemüthsarten in Hinsicht auf Eigenthum.

Bei dem Eigenthume hat man auf dreierlei zu sehen, auf das Erwerben, das Erhalten und Benutzen desselben, in Ansehung welcher drei Stücke sich die Menschen sehr verschieden zeigen. Die Mittel, Eigenthum zu erwerben, sind Arbeit, Bettelei oder Stehlen, es zu erhalten, Sparsamkeit; die Benutzung kann so vielfach sein, als verschiedene Neigungen bei den Menschen herrschen. Mit dieser

aber haben wir es hier nicht zu thun, da wir ja von Menschen reden, die an dem bloßen Eigenthum selbst ihr vorzüglichstes Interesse finden, und bloß trachten, es zu haben, und zu behalten, oder zu vermehren, worin eben ihre Benutzung desselben liegt.

---

## §. 113.

## Gemüther in Hinsicht auf Vermehrung des Eigenthums.

Wer sein Eigenthum zu vermehren trachtet, zeigt es in übertriebener Sparsamkeit, Sparsucht, und übertriebener Erwerbsamkeit, Erwerbssucht. Der Sparsüchtige ist entweder genau, oder karg. Genau, wenn er lieber darbt, als Ausgaben macht; karg, wenn er, so viel möglich, die Ausgaben für Andere vermindert. Wer genau ist, der ist auch karg, aber nicht umgekehrt. Geht die Kargheit bis zur Aengstlichkeit, so zeigt sie den Knicker, Knauser, geht die Genauigkeit

so

so weit, den Filz. — Der Erwerbsüchtigen giebt es ebenfalls verschiedene Arten. Wer überall Vortheile verlangt, ohne darnach zu streben, ist der Begehrliche. Wer nach dem Besitz von allem strebt, was ihm angenehm und reizend vorkommt, ist der Habsüchtige. Wer selbst nach dem kleinsten eigenen Vortheile, ohne Hinsicht auf die Vortheile Anderer, strebt, heißt der Eigennützige. Wer durch wuchernde Thätigkeit nach Erlangung immer größern Vortheils strebt, der Gewinnsüchtige. Wer unter allem Eigenthum Vorzugsweise nach dem Gelde strebt, ohne Rücksicht auf Gebrauch und Genuß desselben, ist der Geizige.

Der Genaue zeigt eine kindische Anhänglichkeit an Eigenthum und Geld aus Schwäche und Furcht vor Verlust, weshalb er auch nicht leicht gewinnsüchtig wird. Auch wird er nicht habsüchtig (höchstens begehrlich), weil er nicht ohne Gutmüthigkeit ist, welche denn auch verursacht, daß er mehr sich als

Andern abdarbt, so lange die Forderungen dieser mäßig sind. Wo nicht, dann wird er freilich karg, und kann dann wohl gar hart und ungerecht werden, aber doch nur — als Filz.

Der Karge ist von Gutmüthigkeit entblößt, und hat ein liebloses Herz, denn er verengt nur Anderer, nicht sein eigenes Wohlsein, da er nicht selten Hang zum größten Wohlleben und Uippigkeit hat, und zur Befriedigung seiner Gelüste nicht eben spart. Andre sollen und müssen für ihn sparen, er wendet dazu alle Künste der List und des Betrugs, auch wohl grobe Bedrückung an. Er erpreßt, drückt Arme und Arbeiter, wuchert, betrügt, erschleicht Aemter und Erbschaften u. dgl. m.

Der Karge wird allemal unersättlich gewinnsüchtig und gabsüchtig sein, der Habsüchtige ist nicht immer karg, sondern möchte in den meisten Fällen nur gern alle Schätze der Welt haben, um sie wieder verprassen zu können. Habsucht und Verschwendung sind

mehr

mehrentheils gepaart, und der Verschwender pflegt nicht lieblos zu sein. Nur freilich muß es dem Habsüchtigen nicht mangeln.

Der Eigennützige ist selten genau, meist karg, und immer habsüchtig.

Der Geizige ist durchaus selbstsüchtig, entweder weil er abgestorben ist für die Freuden des Lebens, oder weil er ein Dummkopf ist, oder vielleicht beides zugleich. Den Geizigen aus der ersten Ursache nennt Platner den mürrisch-Geizigen, dessen Schilderung hier folgt.

Gemeine Gemüthsart des Melancholischen. Schwacher Verstand mit Ansprüchen auf Weisheit. Mangel an Lebenskraft und Lebensgefühl. Kein Sinn für Natur und für Kunst, für Geselligkeit und Freundschaft. Physische und moralische Impotenz zu allen Freuden des Lebens, welche wahren Frohsinn erfordern. Murrsinn. Beständiges Moralgeschwätz über den Luxus. Karge, unfreundliche Kinderzucht. Immerwährende Unzufriedenheit mit der Gat-

tin und den Kindern, mit den Lehrern und Hausbedienten, und überhaupt mit allen Personen, deren Erhaltung oder Belohnung unvermeidliche Ausgaben veursacht. Hochachtung gegen reiche Leute; schleichende Zurückziehung von Geldbedürftigen. Beständiges Gespräch von Geldsachen. Auffahrische Abweisung der Bettler. Verdrüßliche, zankſüchtige Laune bei Zeitpunkten und Vorfällen, welche einen herkömmlichen Aufwand, oder besondere Geschenke veranlassen. Seltene, angstvolle Gastmahle, mit unverborgenem Verdruß über den Aufgang. Argwöhnische Unartigkeit gegen die freigebigere Gattin. Abneigung von allen Ausgaben, nur die ausgenommen, welche anempfohlen werden von der Liebe zum Leben. Pünktlichkeit im Bezahlen, aus Furcht vor Verpflichtungen. Stets wachende Eigennützigkeit. Gewinnſüchtiger Fleiß. Hauptzweck des Lebens Geldsammeln, die Berufsarbeit ist nichts als ein Mittel dazu. Unwilligkeit zu unbezahlten Arbeiten. Bedachtsamer Wucher beim Ausleihen. Aengstliche

Liebe

Liebe zum Leben; kindische Furcht vor dem Tode. Wohlthätiges Testament.

Der an Wahnsinn grenzende Geiz des Dummkopfs, wie ihn Plautus, Moliere und Kotzebue geschildert haben, bedarf kaum einer nähern Auseinandersetzung.

Wenn man Geizhälse findet, die Leute von Kopf sind; so sind diese meist in der Jugend in drückenden Umständen gewesen, worin sie einerseits das Geld vorzüglich schätzen lernten, und andererseits, vielleicht durch Schuld der Menschen, eine gewisse Härte und Unduldsamkeit annahmen.

---

## E.

### Gemüthsarten in Hinsicht auf Ansehen.

Es ist sehr natürlich und begreiflich, daß Menschen unter Menschen nach Ansehen streben, denn es ist dieses theils angenehm, theils nützlich. Angenehm, weil es der Selbstliebe schmeichelt, sich andern vorgezogen zu sehen;

nützlich, weil man sich des Ansehens als einer Art Vermögens bedienen kann, um die Menschen damit nach seinen Zwecken zu leiten. Wiefern das Ansehen auf das Angenehme geht, wird es Ehrsucht, wiefern es auf das Nützliche geht, Herrschsucht. Die Verschiedenheiten unter den Menschen in ihrem Streben nach einem von beiden wollen wir jetzt suchen.

---

## §. 114.

## Gemüther, gerichtet auf Ehre.

Ehre setzt Werth und Verdienste voraus, die anerkannt werden, denn ohne Anerkennung besteht sie nicht. Sie hängt folglich zum grossen Theil von der Meinung der Menschen ab. Wollen wir also die Menschen in Hinsicht auf ihren Ehrtrieb kennen lernen; so müssen wir darauf sehen, was für Werth und Verdienst sie zeigen, und wie sie diese anerkannt haben wollen. Werth und Verdienst der Menschen sind aber entweder zufällig oder wesentlich, die

zufälligen erhalten durch Geburt, Natur, Zufall, Glück u. s. w. oder geliehen von der Gesellschaft, dem Staate, Konnexionen u. s. w., die wesentlichen selbsterworben. Gemeine, alberne Menschen nur suchen Ehre in jenen, bessere, ädlere Menschen allein in diesen. Demnach werden wir gleich unterscheiden Menschen mit gemeinem und mit ädlerem Ehrtriebe. Jene sind samt und sonders Narren, und hier ist ihre Liste.

Wer um seiner Person willen, oder um seines Rangs, seines Reichthums, seiner Geburt, ohne sonstige wesentliche Vorzüge, Ehre verlangt, ist voll Dünkel. Er dünkt sich in seinem Nichts doch was Rechtes. — Wer sich mit Vorzügen schmeichelt, die er doch nicht hat, und darum Ehre verlangt, ist eingebildet. Indem er sich über seine Vorzüge selbst getäuscht hat, bildet er sich auch meist ein, daß andre eine hohe Meinung davon hätten. — Der Dünkelhafte neigt zur Eitelkeit, der Eingebildete zur Prahlerei. —

Eitel ist, wer Ehre darin sucht, daß er zufällige Vorzüge zur Schau trägt, bestehen diese nun in schönen Kleidern, Equipagen, Orden, Sternen, Kreuzen oder einem schönen Teint und gutem Wuchs. Der Prahler ist immer theils mit lügenhafter, theils mit unkluger Ankündigung seiner Verdienste da; mit lügenhafter, wenn sie bloß eingebildet sind, mit unkluger, wenn er eine übertriebene Meinung davon hat. Er wird im Handeln großthun, (sich blähen, platzen, brüsten) in Reden ruhmredig sein bei wirklichen Vorzügen, großsprecherisch bei erdichteten. — Wer bei wirklichen oder erdichteten Vorzügen seine Anmaßung so weit treibt, daß er verlangt, andere sollen sich in Hinsicht seiner gering schätzen, ist hoffärtig; wer Andere darum gering schätzt, hochmüthig. — Unter allen diesen Narren ist aber vielleicht der Bramarbas, Renomist und Poltron der größte, der Ehre in Leibesstärke bei Herzhaftigkeit sucht. Sie findet man vornehmlich in Garnisonen, auf Universitäten, in Brant-

wein-

weinschenken, und bei den Wilden, wo sie sich in Duellen und Prügeleien zeigen. — Bis zum Großsprecher sind diese Narren alle bloß schwach und lächerlich, die übrigen sind bösartiger. Verächtlich ist, wer Ehre im Cynismus sucht.

Stolz ist eigentlich nur der, der ein gerechtes Gefühl des selbsterworbenen Werthes hat; allein man nennt bisweilen jeden so, der irgend einen Werth, auch den zufälligen, geltend zu machen strebt, in der Voraussetzung, daß ihm deshalb Ehre gebühre, daß er von Rechtswegen geehrt werden müsse, ohne daß er andern Ehre zu erweisen brauche: und daher kommen die Benennungen des Adelstolzes, Rangstolzes, Geldstolzes und Bettelstolzes, der auf Armseligkeiten stolz ist, die an sich keinen Werth haben, sondern nur, wenn die Menschen sie nicht für Armseligkeiten erkennen wollen. Man sieht, daß Adel-, Rang- und Geldstolz leicht zu Bettelstolze werden können; Amtsstolz, geist-

licher, richterlicher, Gelehrten-, Bürger-, Handwerks- und Bauernstolz aber nicht ausgenommen. Der Bauernstolz ist unter allen der plumpste, und findet sich meist bei Leuten, die aus niedern Ständen zu Ansehen kommen, überhaupt aber bei allen, wo Unwissenheit und grobes Gefühl herrscht, wären es auch Minister und Fürsten.

Stolz mit Unwissenheit und Schwäche verbunden wird Aufgeblasenheit, die aber bisweilen erbärmlich zusammensinkt, wenn man ein Loch in die Windblase macht. Stolz mit Menschenhaß und ohne sittliche Bildung Uibermuth, der andern sein Uibergewicht thätig zeigt, sie erniedrigt, höhnt und mißhandelt.

Der Stolz entfernt von andern Menschen, und ist der Menschenliebe entgegen, er setzt also Kälte und mehr oder weniger Härte voraus. Daher Verhinderung selbst des Mitleidens, der Stolze ist am meisten mit sich beschäftigt. Er wird leicht beleidigt, und glaubt

nicht,

nicht, Andere beleidigen zu können, weil er sie gegen sich herabsetzt. Er will unabhängig scheinen, und hat daher gern den Schein des Uiberflusses, weswegen er freigebig wird, wenn es in die Augen fällt, wodurch er wohl einen Schein von Großmuth erhält. Was unter ihm ist, hält er aber für verpflichtet, seinen Bedürfnissen zu dienen, daher ist er nur gerecht gegen seines Gleichen, aber häufig ungerecht gegen Geringere. Er ist immer mit Anmaßungen verbunden, und wird anmaßlich, arrogant.

Es wird keines Erweises bedürfen, daß solcher Stolz gemein sei, und im Gegensatz desselben nennt man jenes gerechte Bewußtsein des wahren Werthes, wodurch man wahre, von der Meinung unabhängige, Ehre erhält, den ädeln Stolz, der sich auf Selbstachtung gründet. „Ein Mann — sagt Ewald so wahr als schön — der die Ehrbegierde in diesem Verstande besitzt, kündigt sich durch ernsten, aber gefälligen Wohlstand an; er

spricht

spricht und handelt mit Uiberlegung, er ist menschenfreundlich, gefällig und mildthätig; so sehr er den Beifall der Guten und Gerechten zu schätzen weiß, so brüstet er sich doch nicht damit, und erhebt sich deswegen nicht über andere; er ertägt mit eben dem Gleichmuthe, eben der Fassung des Gemüths den Tadel, und entrüstet sich nicht darüber. Er vermeidet Fehltritte und Gelegenheiten zu Leidenschaften, er bekämpft und mäßigt sie, wenn er den Gelegenheiten dazu nicht ausweichen kann; denn er weiß, daß die Ausbrüche derselben nicht allein dem Beifalle, den er von Rechtschaffenen erhalten hat, Abbruch thun, sondern auch seine Gedanken von dem Ziele der Vollkommenheit entfernen, das er sich zu erreichen vorgesetzt hat. Ruhmsucht ist seine Sache nicht, weil er überzeugt ist, daß ein berühmter Mann keineswegs, wohl aber gute, rechtschaffene, ädle Thaten einen wahren eigenthümlichen Werth haben. Er ist bescheiden, und ohne selbstische Ansprüche, er dringt sich, seine Gedanken und Meinungen nicht auf;

auf; er ist aber eben so wenig affektirt kostbar, und äußert auf keine Weise in seinem Betragen und Umgange, daß er einen hohen Preiß auf seine Person setze, daß er sich für besser halte als Andere, und daß man es als eine Ehre ansehen müsse, wenn er mit uns rede."

Wie? und dieser Mann wäre stolz? Er, die Bescheidenheit selbst? — Aedler Stolz ist immer bescheiden gegen Andere, so lange sie sich nicht — erniedrigen und wegwerfen. Er selbst fürchtet nichts so sehr als eigene Erniedrigung.

Wie verschieden die Arten der Ehre sind, so verschieden sind auch die Grade, in welchen die Menschen nach ihr streben.

Bei Menschen von Ehrgefühl ist eine unentwickelte Regung, welche ihnen sagt, daß die Erträglichkeit ihrer Existenz von der Meinung ihrer Nebenmenschen nicht unabhängig gemacht werden könne. Der Ehrliebende hat Wohlgefallen an der Billigung und Achtung guter Menscheu, und Ehrtrieb spornt ihn an, sich dieselben durch seine Handlungen

zu erwerben. Er wird ehrbegierig, wenn er dabei nach Auszeichnung strebt. Bei wem die Ehre der wesentlichste Gegenstand aller seiner Bestrebungen ist, wer alles nur thut, um sich einen Namen zu machen, der hat Ehrgeiz. Gesellt sich zu der Unruhe, welche der Ehrgeiz an und für sich bewirkt, auch noch ein stets reger Neid und die noch quälendere Mißgunst, so ist Ehrsucht da. Ist das Ziel nicht die Achtung eines engern Zirkels und der Mitwelt, sondern Lobpreisung der Welt, Mitwelt und Nachwelt; so herrscht Ruhmsucht.

Ein Mensch ohne Ehrgefühl, der durch seine Handlungen beweißt, es liege ihm nichts daran, von Andern geachtet zu werden, ist ehrlos, niederträchtig.

Ehrliebe flößt uns Achtung ein gegen die Gesellschaft, deren Mitglieder wir sind. Sie ist eingenommen für die Ehre, darauf bedacht, im Besitz derselben zu bleiben, ängstlich bei dem Gedanken, einen Theil derselben verscherzt zu haben; delikat in allen Handlungen,

gen, welche sich auf Ehre beziehen. Ehrtrieb und Ehrbegierde bewahren am sichersten vor Trägheit und Unthätigkeit. Ehrgeiz macht wie aller Geiz das Mittel zum Zweck und wird nie befriedigt. In den Augen des Ehrgeizigen haben die äußern Vorzüge den ersten Rang, die innern den zweiten. Wenn erlaubte und ädle Mittel nicht ausreichen, ihn zum Zwecke zu führen, erlaubt er sich auch unädle. Er kann sehr gefährlich werden. Der Ehrgeizige kann indeß wohl noch Nebenbuhler dulden, der Ehrsüchtige aber will keinen zur Seite und keinen vor sich dulden. — Wehe den Angehörigen und Untergebnen des Ruhmsüchtigen, wenn er die Macht in Händen hat, alles zu wagen, wozu sein Dämon ihn auffordert. Achtet er wohl Lebensgenuß und Gemüthsruhe, Blut und Wunden, Leben und Tod der Seinigen, wenn sein verblendeter Sinn ihm die Truggestalten des Nachruhms vor Augen stellt?

Ehrgeiz ist gewöhnlich mit einem anmaßenden, drückenden, niedrigen und beleidigen-

den Stolze verbunden; Ehrsucht führt zum Hochmuthe und zur Aufgeblasenheit; Ruhmsucht zu einer strengen Entferntheit und einer gewissen Selbsterhöhung, welche jedoch einzelnen Personen nicht immer zur Last fällt. Unbefriedigter Ehrgeiz führt zur Unzufriedenheit mit der Welt und zu Klagen des Mißmuthes über unerkannte Verdienste; unbefriedigte Ehrsucht schlägt sich herum mit den Qualen des Neides und einer grämlichen Scheelsucht; unbefriedigte Ruhmsucht erfüllt mit finsterm Lebenshasse, der sich in mürrischen Verwünschungen über den vereitelten Zweck des Daseins ergießt. (Delbrück.)

---

## §. 115.

## Gemüther, gerichtet auf Herrschen.

Ein herrschsüchtiges Gemüth ist allemal durchaus selbstisch, denn es kann seinen Einfluß auf die Menschen, die es als Mittel zu seinen beliebigen Zwecken braucht, nicht anders, denn auf Furcht gründen, und ist darum so unbil-

lig

lig als ungerecht. Es geht auf Unterdrückung und Unterjochung aus. Daraus entstehen Tirannen und Gewaltthätige, die den Unterjochten zwingen, wider dessen Willen, ihm zu dienen; Despoten, die auf Sklaverei und Leibeigenschaft dringen, worin die Menschen bloße Werkzeuge für sie sind. In den meisten Fällen kündigen sie sich durch ein gebieterisches Wesen an, bisweilen jedoch hüllen sie sich in den Mantel der Demuth, worin sie aber am gefährlichsten sind. Der Herrschsüchtige vereinigt die Eigenschaften des Eigennutzes, der Selbstsucht, der Ehrsucht und des wegwerfendsten anmaßlichsten Stolzes in sich, tritt alle Menschenwürde mit Füßen und will nicht geliebt, nur gefürchtet sein.

---

## §. 116.

## Affekten und Leidenschaften.

Alle bisher genannte Verschiedenheiten unter den Menschen giengen hervor aus gewissen ursprünglichen Stimmungen ihrer Gemüther, je

nachdem sie diese oder jene Lieblingsneigungen hegten und nach Maßgabe ihrer Temperamente und ihres Kopfs dieselben zu befriedigen suchten. Wird bei irgend einem eine solche Stimmung bleibend, so daß die Neigung für dies oder jenes unbezwinglich wird; so heißt sie Leidenschaft. Jede Neigung kann zur Leidenschaft werden, und es ist daher nicht nöthig, über sie noch besonders zu reden. Außer ihnen bemerken wir aber noch gewisse vorübergehende Stimmungen des Gefühls und Gemüths bei den Menschen, die es für den Augenblick aus der Fassung bringen und schwächer oder stärker erschüttern, weswegen man sie Gemüthsbewegungen oder Affekten genannt hat. Von ihnen nur Einiges.

Sie sind angenehme oder unangenehme oder gemischte. Die erstern erregen die Lebenskraft, erschöpfen sie aber deshalb auch um so eher, zumal wenn sie zu stark werden, die andern spannen die Lebenskraft mehr ab; jene sind daher mehr männlich, diese mehr weiblich, wenigstens müssen sie bei dem Manne nicht bis

zum

zum Weibischen gehen. Wir wollen beide immer gegen einander stellen.

Freude und Traurigkeit. Plötzlich erregte Lust oder Unlust. Die Freude wird im höchsten Grade: Ausgelassenheit, worin sie durch keine Besorgniß von Unlust gemäßigt wird und wie die Trunkenheit Berauschung, Taumel wirkt oder Entzücken; die Traurigkeit, Betrübniß, Gram, Kummer, je nachdem sie schwächer oder stärker, heftiger oder schneller ist. Traurigkeit mit Zorn vermischt ist Aerger, mit Zorn und Verachtung Unwille, Indignation. (S. mehr unter den Temperamenten und Gemüthsarten, über den Aergerlichen — üble Laune, Murrsinn.)

Hoffnung und Furcht, jene ein angenehmes Gefühl über ein zu erhaltendes Vergnügen, diese ein unangenehmes Gefühl über ein zu erhaltendes Mißvergnügen. Schrecken das Gefühl plötzlich erregter Furcht; Bangigkeit und Angst, die peinlichen Gefühle

fühle der Furcht vor eintretendem Uibel. (Der Aengstliche, s. Melancholie.)

Zorn, Schaam und Reue, der erste plötzlich erregtes Gefühl über erlittenes Unrecht, diese unangenehme Gefühle über begangenes Unrecht. Zorn ist nur bei Starken, bei Schwachen Aerger. Zorn eines Schwachen ist lächerlich, eines Starken fürchterlich und oft gefährlich, denn gewöhnlich sind Haß und Rachbegierde in seinem Gefolge, und alle Kräfte sind bei ihm zum Widerstand rege. Wer beim Zorn roth wird, ist auf der Stelle zu fürchten, wer dabei blaß wird, wegen der Rachgier, mehr hinterher. Der Zorn im höchsten Grade wird Wuth. — Die Schaam, ein Gefühl zarter Seelen, kann aus jeder Vorstellung einer Unvollkommenheit entstehen, die wir wirklich an uns haben oder uns nur einbilden, der Gegenstand der Reue ist allemal ein begangener Fehler. Bei manchen Menschen gesellt sich Zorn dazu, er flucht, tobt, wüthet gegen sich selbst, fühlt Verachtung und vielleicht zuweilen auch einen Grad von Haß gegen sich.

Hat er viel Stolz und keine starke Vernunft, so trifft sein Haß wohl gar die Person oder die Sache, die zu dem Fehler Anlaß gab oder woran er ihn begieng. Fürsten werden oft Leuten gram, denen sie Unrecht thaten. Zu dem Zorne gesellt sich eine geheime Schaam, die der Stolz nicht zum Ausbruche kommen läßt, und der Groll ist eine Rache für die empfundene Demüthigung. Andere Menschen schlägt die Reue nieder: sie versinken in Traurigkeit und nagenden Kummer, sie weinen und wehklagen.

Unter die gemischten Affekten gehören: Erwartung, Mischung von Furcht und Hoffnung; Bestürzung, Mischung von Freude und Traurigkeit; Besorgniß, Sehnsucht.

„Der Affekt ist Uiberraschung durch Empfindung, wodurch die Fassung des Gemüths aufgehoben wird. Er ist also übereilt, d. i. er wächst geschwinde zu einem Grade des Gefühls, der die Uiberlegung unmöglich macht (ist unbesonnen). Die Naturgabe, bei sonstiger Seelenstärke nicht zum Affekt hingerissen zu werden, ist das glückliche Phlegma: eine

Eigen-

Eigenschaft des wackern Mannes, sich durch jener ihre Stärke nicht aus der ruhigen Uiberlegung bringen zu lassen.

„Leidenschaften sind Krebsschaden, und mehrentheils unheilbar, weil der Kranke nicht geheilt sein will und sich der Herrschaft des Grundsatzes entzieht, durch den dieses allein geschehen könnte. Der Affekt thut einen augenblicklichen Abbruch an der Freiheit und der Herrschaft über sich selbst. Die Leidenschaft giebt sie auf und findet ihre Lust und Befriedigung am Sklavensinn.“ (Kant.)

---

Sieben-

## Siebenter Abschnitt.

# Verschiedenheiten unter den Menschen in Hinsicht auf Gesinnung oder Denkungsart.

### §. 117.

### Ursprung der Gesinnungen.

Wie aus dem Zusammenwirken des Gefühls mit den Bestrebungen des Menschen die Gemüthsart, so entsteht aus dem Zusammenwirken seiner Bestrebungen mit seinem Verstande die Sinnesart desselben. Die Beschaffenheit seines Begehrungsvermögens zeigt der Mensch in seinen Handlungen. Um seine Handlungen einzurichten, bedarf er des Verstandes, der ihm die Mittel zu seinem Zwecke an die Hand giebt, Plan, Ordnung, Zusammenhang, Regel schafft. Diese Regel des Verstandes ist es aber nicht, die den Menschen zu

Hand-

Handlungen bestimmt, sondern das Gefühl der Lust und Unlust, aus diesem geht Neigung und Leidenschaft, aus Neigung und Leidenschaft die Handlung hervor, und in Gemäßheit von dieser bildet sich die jedesmalige Sinnesart des Menschen, seine Art, das Leben, die Gegenstände der Welt und Menschheit zu betrachten, und seine Ansicht unter eine Maxime zu befassen, die er bei Einrichtung seines Lebens, Behandlung der Menschen und Dinge für sich als gültig erkennt. Schmid sagt also sehr richtig, daß Sinnesart einzig und allein auf Gewohnheit beruhe.

---

## §. 118.

## Verschiedenheiten der Menschen in Ansehung der Sinnesart.

Je nach Verschiedenheit des Temperaments, der Anlage und Stärke des Geistes, Beschaffenheit des Gefühls und Richtung der Neigungen werden also auch die Sinnesarten der

Men-

Menschen verschieden sein. Wir unterscheiden sie nach ihrer Bestandheit, und nach dem, was ihnen zum Grunde liegt. In Hinsicht auf die Bestandheit giebt es Leichtsinnige und Leute von Grundsätzen.

Der Leichtsinnige ist ein Chaos, ein Chamäleon, das alle Farben annimmt. Wunsch, Wille und Regel wechselt unaufhörlich. Sein heutiges Gesetz ist sein heutiger Vorsatz, und sein heutiger Vorsatz ist seine heutige Begierde. Seine Maxime läßt sich daher kaum bestimmen, denn selten oder nie denkt er sich sie deutlich und bestimmt.

Die Leute von Grundsätzen denken sich dieselben deutlich, prägen sie auch in Worte aus, deren viele Sprüchworte geworden sind, die deshalb eine genauere Aufmerksamkeit des Menschenforschers verdienen. Die Maximen dieser Leute drücken das aus, was ihren Handlungen zum Grunde liegt, und das ist entweder Neigung für das Angenehme, oder das Nützliche, oder das Gute, deren Erstes vor das Forum der Sinnlichkeit, das Zweite des

Verstandes, das Dritte der Moral (Vernunft) gehört. Wir unterscheiden demnach Sinnesart des Sinnlichen, des Verständigen und Guten.

Sinnesart des Sinnlichen. Maxime:

Genießt den Reiz des Lebens,
Man lebt ja nur einmal.

Sinnesarten der Verständigen. Diese Leute pflegt man auch Kluge zu nennen. Klugheit ist Kenntniß der Mittel zur Erreichung eines Zwecks, und Geschicklichkeit in deren Anwendung: im Gegensatz von Einfalt und Dummheit. Klugheit geht allemal auf Glück aus, selbst dann auf eignes, wenn sie für fremdes thätig ist. Alle Klugheit ist daher eigennützig. Von der Verschiedenheit des Glücks ist schon gesprochen worden. Die Sinnesart des Klugen kann daher Wohlleben, Geselligkeit, Eigenthum, Ehre, Macht zum Grunde haben, und wird diesemnach verschiedene Modifikationen annehmen.

Maxime des Klugen überhaupt ist Maxime des Egoismus und Eigennutzes. — Ich

bin mir der Nächste. — Traue, schaue, wem?

Sinnesart des Klugen, bei Hang zum Wohlleben. Maxime.

Sehe jeder, wie ers treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe.

Sinnesart des Klugen bei Hang zur Geselligkeit. Maxime. „Wer die Kunst versteht, die Leidenschaften der Menschen für sich in Bewegung zu setzen, ist ihr Meister. — Gieb deinen Handlungen die Farbe, den Schnitt und die Auszierung, wodurch sie denjenigen, mit welchen Du zu thun hast, am gefälligsten werden. — Schmeichle den Irrthümern, Thorheiten und Leidenschaften der Menschen, das ist die beste Art dein Glück zu machen. — Gönne dem Knaben zu spielen.

Sinnesart des Klugen bei Hang zu Eigenthum. Maximen. Spekulation läßt ihren Mann nicht sinken. — Spekulire auf die Thorheiten, Narrheiten und Laster der Menschen; so ist dein Gewinn sicher. — Die Welt will betrogen sein, also betrüge sie.

Sinnesart des Klugen bei Hang zur Ehre. Maxime. Jeder gilt in der Welt so viel, als er aus sich zu machen versteht.

Sinnesart des Klugen bei Hang zu Macht. Maximen. Der Mensch darf alles, was er kann, und ist keinem andern nichts schuldig. — Besser ein Bösewicht, als ein Dummkopf. — Der Mensch muß Ambos oder Hammer sein.

Die ganze Philosophie dieser klugen Herren kann man am besten kennen lernen aus Wielands Agathon durch Hippias, aus Gracians Mann von Welt, Chesterfields Briefen, und Rochefaucaults Maximen. Man wird übrigens mit der genannten grobeigennützigen Klugheit nicht die Weisheit verwechseln.

Sinnesart des Guten aus wohlwollenden Neigungen. Maxime.

Lasset uns fröhlich die Schöpfungen sehen:
Gottes Natur ist entzückend und hehr!
Aber auch stillen des Dürftigen Flehen;
Freuden des Wohlthuns entzücken noch mehr.

Lies

Liebet! die Lieb ist der schönste der Triebe;
Weiht nur die Unschuld der heilige Glut,
Aber dann liebt auch mit wärmerer Liebe
Alles, was ädel und schön ist, und gut.

Diese Sinnesart ist die des Weisen, bei welchem alle Triebe und Neigungen, Kopf und Herz in einem schönen Gleichgewichte stehen. Zwar denkt auch er seines Vortheils, aber nicht auf Unkosten Anderer. Er lebt wohl, aber mäßig, frugal, nüchtern, eingezogen, einfach, keusch; er will auch seine eignen Zwecke verfolgen, aber nur mit Uiberlegung, Bedachtsamkeit, Vorsicht, Behutsamkeit, Sorgfalt; er will auch den Menschen gefallen, aber nur durch Gefälligkeit, Artigkeit, Höflichkeit, Anstand, guten Ton, Verbindlichkeit, Ehrerbietigkeit, Anspruchlosigkeit; er sorgt auch für sein Eigenthum, aber nur durch Sparsamkeit, Wirthschaftlichkeit, Haushältigkeit, Arbeitsamkeit; er hat Ehrgefühl und Ehrliebe, aber nur für die

wahre

wahre Ehre. Herrschsucht kennt er nicht, denn er ist gerecht gegen sich, billig gegen Andere.

Man sieht leicht, daß diese verschiedenen Sinnesarten ihrem Werthe nach sehr verschieden sind. „In der That — sagt Cicero — wenn wir bedenken, was der Mensch sei, welche Kräfte in ihm liegen, zu welcher Vortreflichkeit er gelangen könne: so werden wir seiner nichts unwürdiger finden, als in Weichlichkeit seine Kräfte zu verzehren, und seine Tage mit Kitzelung seines Gaumens oder der Befriedigung noch unädlerer Sinne zuzubringen. Hingegen werden wir ein Leben, geführt nach strengen Grundsätzen, wo der Körper mit wenig Aufwand befriedigt, die Begierden eingeschränkt, das Gemüth immer frei und nüchtern erhalten werden, als das wahre menschliche Leben betrachten lernen.“ Jeder Mensch hat dies, selbst der Rohere, wenigstens in Augenblicken, gefühlt, und allgemein findet man jenes Tadels: dies Lobeswürdig. Daher auch die Eintheilung der Menschen nach ihren Gesinnungen in gemeine,

nies

niedrige und ädle, erhabene. Zu den gemeinen und niedrigen gehören die eigennützigen, zu den ädeln die wohlwollenden. Je mehr der Mensch über sein enges Ich sich erhebt, desto erhabener seine Gesinnung. Wer niedrige Gesinnungen geflissentlich bei sich nährt, ist ein schändlicher Mensch.

---

## Achter Abschnitt.

# Verschiedenheiten unter den Menschen in Hinsicht auf Charakter.

---

So weit wir jetzt den Menschen kennen gelernt haben, sahen wir ihn immer dem bloßen Zuge der Natur folgend. Man würde ihn aber erniedrigen, wenn man behaupten wolle, er sei ein bloßes Instrument, worauf die Natur spiele; eine Behauptung, durch welche jede Thorheit, jedes Verbrechen, jedes Laster gerechtfertigt wäre. Aber nein! der Mensch ist sich der Freiheit seines Willens bewußt, und hat, wenn er nur ernstlich will, die Macht der Selbstherrschaft, worin er es ungemein weit

bringen kann, wie die Beispiele eines Rousseau, Kant und Garve beweisen, die sogar durch die Macht ihres Willens bei fortgesetzter Anstrengung krankhafte und schmerzhafte Gefühle des Körpers besiegten, worüber wir am wenigsten Meister zu sein scheinen. Ob wir aber über unser sittliches Verhalten, ob es gut oder bös sei, durch den Willen herrschen sollen, ist keine Frage, da jeder Mensch den Andern in dieser Hinsicht als frei beurtheilt, und ihm sonst Verdienst und Unwürdigkeit nicht zurechnen könnte. Jeder Mensch muthet also dem andern zu, sich Selbstständigkeit als moralisches Wesen zu verschaffen. Durch diese Selbstständigkeit erhält der Mensch ein eignes Gepräge, d. h. er muß sich Grundsätze schaffen, nach denen er sich richte, die also Einheit in sein Wesen, und Gleichförmigkeit in sein Betragen bringen. Diese Grundsätze aber sollen nicht merkantilische oder politische der Klugheit, sondern moralische der Vernunft und des Gewissens sein, in Gemäßheit des Sittengesetzes. Wiefern der Mensch sich solche

Grund-

Grundsätze schafft, und sein Betragen nach ihnen einrichtet, schreiben wir ihm einen Charakter zu. Charakter ist unabhängig vom Temperament, Naturell und Gemüthsart, denn er ist schlechterdings von Freiheit erzeugt, erworben.

---

## §. 119.

### Unterschiede unter den Charakteren.

Man nennt einige Menschen ganz Charakterlos, solche, die sich nie die Mühe gegeben haben, sich frei zu sittlichen Grundsätzen zu erheben. Wenn man nicht Gemüthsart und Sinnesart mit Charakter verwechselt, darf man kühn behaupten, die meisten Menschen seien Charakterlos, da sie nur ihren Trieben, Neigungen und Gefühlen folgen. Nur starke, große Seelen haben Charakter. Je stärker und größer, desto mehr ist ihr Betragen Folge ihrer Grundsätze: konsequente; je schwächer, desto weniger befolgen sie dieselben, obschon sie sich zu Grundsätzen erhoben haben: inkonsequente Menschen. Die letzteren haben bei viel Vernunft wenig Kraft des Willens.

Ausgebildete, starke Vernunft und große Kraft des Willens macht also den Mann von Charakter. Sind seine Grundsätze dem Sittengesetze gemäß; so ist sein Charakter gut; sind sie ihm entgegen, bös. Frei erworbene sittlich gute Grundsätze, und denen gemäßes Handeln macht den Tugendhaften; frei erworbene sittlich böse Grundsätze, und denen gemäßes Handeln, macht den Laſterhaften, den Böſewicht. Der zwiſchen beiden Schwankende iſt ein beklagenswerthes Ding. Er will Rechtſchaffenheit, Menſchenliebe, Gerechtigkeit — was nicht alles? Vor allen Dingen aber Wohlleben; und zum Dienſt der Eitelkeit vollkommenes Geſchicke; will reich werden, ohne in Verſuchung und Stricke zu fallen, u. ſ. w. Wohl die meiſten dürften dieſem Bilde gleichen, wohl die wenigſten dürften Tugend haben, wohl die wenigſten boshaft ſein, dieſe ſind mehr ſchwach, jene haben nur gute Gemüthsart, Temperamentstugenden, die, wie ſchön ſie ſein mögen, doch des Verdienſtes ermangeln.

Das Haupterforderniß eines guten Charakters ist der feste, bleibende Vorsatz und das herrschende, beständige Streben, seine Pflichten zu erfüllen. Dadurch wird Platons Forderung erfüllt: Schönheit des Rhythmus und der Harmonie müsse durch das ganze Leben des Menschen herrschen. Man sieht leicht daraus, nur der Mann von Charakter sei zuverlässig: die Gutherzigen sind meist sehr unzuverlässig. Der Mann von gutem oder bösen Charakter hat alle Eigenschaften einer guten oder bösen Gemüthsart, nur mit dem Unterschiede, daß jene vom Gefühle und der Neigung, er aber von Vernunft und festem Vorsatz bestimmt wird. Willst du bloße Gemüthsart vom Charakter unterscheiden; so gieb wohl darauf Acht: ob ein Mensch in seinem Vorsatz, etwa aus Nachsicht gegen seine Neigungen oder Begierden, eine Ausnahme macht. Der Mann von Charakter macht keine.

Fractus si illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae.

Eine Warnung aber: Sieh weniger auf das Reden, als auf das Handeln Acht. Die konsequentesten Moralisten, die strengsten Sittencensoren sind darum noch nicht auch Leute von gutem Charakter, ja sie sind nicht einmal immer die besseren Menschen.

„Die Größe der Seele — sagt Garve — besteht in zwei Sachen: 1) in der Erhebung der Gesinnungen über die äußern Dinge, d. h. über die Vortheile und Uibel des menschlichen Lebens; welche Erhabenheit wiederum auf zwei Eigenschaften beruht; einmal auf der festen Uberzeugung, daß nur die Tugend ein wahres Gut sei; zum andern auf der daraus entspringenden höheren Kraft, in gemeinnützigen Unternehmungen Schwierigkeiten zu überwinden und Gefahren auszuhalten; 2) in einem von Unruhe und Leidenschaften freien Gemüthe.“

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Knigge, Adolph

Über den Umgang mit Menschen

Bd.: 2. Enthält die pragmatische Anthropologie. - 1803. - X, 470 S.

Leipzig 1803
Paed.pr. 4411 w-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761686-2